Neuere Geschichte

der

Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken und Russen ꝛc.

Als eine Fortsetzung

von Rollins

ältern Geschichte.

Aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehen.

Dreyzehnter Theil.

Berlin,
bey Christian Friedrich Voß,
1769.

Ws 44/16

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Geschichte der Afrikaner.

Fortsetzung des dritten Theils, von den westlichen Afrikanern.

Des sechsten Hauptstücks fünfter Abschnitt.

Seite.

Die Elephanten- oder Zahnküste = 1

§. 1. Beschreibung der Küste des guten Volks, oder der Qvaqvaküste = = 2

§. 2. Produkte, Einwohner, Sitten und Gebräuche = 40

Sechster Abschnitt.

Seite.

§. 1. Küste Malagetta, oder Pfefferküste . . 48
§. 2. Königreich Sestos = 50
§. 3. Vorgebürge und Königreich Mesurando . = 61
§. 4. Gegend Monte, oder Wakongo . = 70
§. 5. Beschreibung der Länder zwischen dem Kap Monte und dem Flusse Sierra-Leona . 79
§. 6. Innere Länder zwischen den Flüssen Sestos und Sierra-Leona = = = 84
§. 7. Sitten, Gebräuche, Sprache, Religion, Gesetze, Regierung der Einwohner dieser Gegenden . = 96
§. 8. Naturgeschichte = 117

Siebentes Hauptstück.

Das mitternächtliche Gvinea = 127

Erster Abschnitt.

Gegend am Fluß Sierra-Leona . 127

Zwey-

Zweyter Abschnitt.

Seite.

Länder zwischen den Flüssen Sierra-Leona und Senegal . 154

Dritter Abschnitt.

Beschreibung des Flusses Gambra, und der benachbarten Königreiche . . 167

§. 1. Eintheilung der Länder, die an den Ufern der Gambra gelegen sind . . 170

§. 2. Sitten und Gebräuche der daselbst wohnenden Völker . 198

Vierter Abschnitt.

§. 1. Gegend am Flusse Senegal 254

§. 2. Völker, so diese Gegend bewohnen . . 332

Achtes Hauptstück.

Nigritien . . 353

Eintheilung dieses Landes: 356

§. 1. Das Königreich Nubien . 357

§. 2. Das Königreich Gaoga . 358

§. 3. Das Königreich Burnum . 360

Seite.

§. 4. Das Königreich Gnangara 363
§. 5. Das Königreich Zanfara . 364
§. 6. Das Königreich Zegzeg = 365
§. 7. Das Königreich Casena . 366
§. 8. Das Königreich Cano = 366
§. 9. Das Königreich Agades . 368
§. 10. Das Königreich Guber . 369
§. 11. Das Königreich Gago . 370
§. 12. Das Königreich Tumbutum 371
§. 13. Das Königreich Melli = 374
§. 14. Das Königreich Guinea = 375
§. 15. Das Königreich Galata = 377

Neuntes Hauptstück.

Wüste Sara . . 378
§. 1. Eintheilung der Wüste Sara 382
§. 2. Völker, so daselbst wohnen 387
§. 3. Sitten, Gebräuche und Charakter der Mohren in der Wüste Sara = 392

Vierter Theil.

Afrikanische Insulaner.

Erstes Hauptstück.

Insel Madagaskar = . 399
§. 1. Eintheilung derselben = 401

Seite.

§. 2. Einwohner, deren Sitten, Gebräuche und Gesetze = 418
§. 3. Pflanzen, Bäume, Stauden 430
§. 4. Metalle, Mineralien, Steine, Harze, = = 432
§. 5. Landthiere, kriechende Thiere, Insekten, Vögel, Fische = 433
§. 6. Die Franzosen lassen sich auf der Insel nieder = 435

Zweytes Hauptstück.

Inseln, so bey Madagaskar liegen. 438
§. 1. Insel Bourbon = 438
§. 2. Isle de France, oder Moriz-Insel = = 441
§. 3. Insel Dom Juan von Lissabon 442
§. 4. Commorische Inseln = 442

Drittes Hauptstück.

§. 1. Insel Mosambique = 445
§. 2. Insel Mombaza. = 448

Viertes Hauptstück.

Westliche Inseln in Afrika. = 450

Erster Abschnitt.

§. 1. Insel St. Helena = 450

Seite.

§. 2. Insel Ascension = 452
§. 3. St. Matthäusinsel = 452
§. 4. Insel Annobon = 452
§. 5. Insel St. Thomas oder St. Thomá. = = 453
§. 6. Die Prinzeninsel, und die Insel Ferdinando Pao. . 454
§. 7. Die Inseln Bissagos = 454

Zweyter Abschnitt.

Inseln des grünen Vorgebürges = 464
§. 1. May-Insel. = 465
§. 2. St. Jago = 466
§. 3. Del Fuogo, oder St. Philip 468
§. 4. Brava, oder St. Johann = 469
§. 5. Bonavista = 470
§. 6. Della Sale = 471
§. 7. St. Nicolaus . 471
§. 8. Inseln St. Lucia, St. Vincenz, und St. Anton = 472

Dritter Abschnitt.

Canarische Inseln = = 475

Vierter Abschnitt.

Die Inseln Madera und Porto-Santo = = = 485

Geschich-

Geschichte der Afrikaner.

Bayerische Staatsbibliothek München

Fortsetzung des Dritten Theils von den westlichen Afrikanern.

Des sechsten Hauptstücks Fünfter Abschnitt.

Die Elfenbein- oder Zahn-Küste.

Diese Küste fängt sich, nach der gewöhnlichsten Meynung, beym Vorgebürge St. Apolline oder Apollonia an, und endigt sich beym Palmen-Kap, oder, Capo de las Palmas, welches einen Umfang von ohngefähr achtzig Meilen

ausmacht. Sie wird in zween Theile getheilet, und der eine von dem sogenannten **guten**, der andre aber von dem **bösen Volke** bewohnet. Die Küste der guten Nation geht vom Kap Apollonia bis an das Kap Lahu, und die andre vom Kap Lahu bis an das Vorgebürge de las Palmas, so, daß sich beyde Küsten unveränderlich von Osten gegen Westen und von Süden gegen Norden erstrecken. Die Europäer kaufen überhaupt auf dieser Küste eine Menge Elephanten-Zähne, und daher hat sie den Namen der Elfenbein-Küste erhalten.

§. 1.

Beschreibung der Küste des guten Volkes.

Die Küste des guten Volks ist auch unter dem Namen **Qvaqva-Küste** bekannt, weil die Einwohner, so oft sie sich Europäischen Schiffen nähern, das Wort **Qvaqva** ohne Unterlaß wiederholen, welches allem Ansehen nach so viel als, **guten Tag, seyd willkommen**, bedeutet.

Es ist unmöglich, eine genaue Beschreibung von dieser Gegend und einen richtigen Begrif von den Sitten und Gebräuchen ihrer Einwohner mitzutheilen, weil die Europäer daselbst keinen Wohnplatz haben. Wir wollen also hier nur die Nachrichten zusammen fassen, die wir aus verschiedenen Reisebeschreibungen, so von dieser Küste handeln, gesammlet haben.

Die

Die ganze Küste ist mit Dörfern besetzt, die zu verschiedenen Königreichen gehören, von denen man aber nicht weiß, wie weit sie sich erstrecken, ja nicht einmal wie sie heißen.

Das einzige Königreich Issini ist den Europäern einigermaaßen bekannt, weil die Franzosen eine Festung daselbst gehabt haben, und blos von diesem können wir einige Nachrichten beybringen.

Die Elfenbein=Küste geht vom Kap Apollonia an, und mit demselben müssen wir auch unsere Beschreibung anfangen.

Die Lage dieses Vorgebürges ist vier Grad, funfzig Minuten nordlicher Breite. Die Höhe desselben und die großen Bäume, womit es besetzt ist, machen es merkwürdig. Es hat seinen Namen von den Portugiesen erhalten, die es am Tage der heiligen Apollonia entdeckten. *) Nahe am Meer ist es niedrig und eben, hernach erhöht es sich und formiret drey Berge, die man in einer ziemlichen Ferne sehen kann. Die unaufhörliche Bewegung der Wellen macht das Anlanden sehr schwer, und der Grund ist überdem so uneben und steinicht, daß die Schiffer öfters ihre Anker verlieren. Bey jedem Berge erblickt man ein Dorf; allein die Namen dieser Dörfer sind unbekannt.

Die Einwohner haben eine ungemein schwarze Haut. Sie sind lebhaft, unternehmend und dem Handel sehr ergeben. Ihre Lenden=Schur=

*) Des Marchais Hist. des voyages. T. III.

ze sind größer und zierlicher als ihrer Nachbarn ihre. Sie tragen Halsbänder von Agat und Kupfer, und legen ihr Haar in unzählige kleine Locken, die sie mit Stücken von Fischschaalen und Goldflittern bestecken. Alle haben sich im Gesichte die Figur eines Dolchs eingeschnitten, wodurch sie von den Negern, die im Innern des Landes wohnen, unterschieden werden. Sie säen türkisch Korn, welches ihnen die Portugiesen zugeführet haben sollen. Ihre Regierung ist republikanisch und die Holländer maaßen sich unter dem Vorwande, sie zu beschützen, einer so tyrannischen Gewalt über sie an, daß sie so gar mit keiner andern Nation Gewerbe treiben dürfen.

Dem Kap Apollonia gegen Abend findet man das Königreich **Guiomeree, Ghiomray** oder **Ghiomo.** Es erstreckt sich weit ins Land hinein, längs der Küste aber ist es von schwachem Umfange. Gold, Elfenbein und Sklaven sind daselbst in großer Menge vorhanden, und überhaupt ist es bevölkert, reich und seines Handels wegen sehr berühmt *). Es hat nur drey Dörfer: **Akanimina, Tabo** und **Albioni,** die an der Küste liegen, und blos dem Namen nach bekannt sind. Die Einwohner sind kriegerisch, und haben jederzeit herzhafte Könige zu Beherrschern gehabt. Im Jahre 1703. saß ein Frauenzimmer, Namens Asamouche, auf dem Thron, welche ihrem Bruder in der Regie-

*) Des Marchais Hist. des voyages. T. III.

Regierung gefolgt war. Es ist aber zur Ehre ihres Geschlechts zu bedauren, daß wir von ihrer Geschichte keine umständliche Nachrichten haben, weil ihr Name das Verzeichniß berühmter Damen vermehret haben würde. Asamouche beschäftigte sich, gleich einer andern Elisabeth, mit nichts als mit ihrem Ruhm und der Wohlfart ihrer Völker. Ihr Herz war zu erhaben, als daß es sich zu den Schwachheiten der Liebe herab gelassen hätte, und niemand schien ihr würdig genug zu seyn, ihr Liebhaber oder ihr Gemahl zu werden. Sie herrschte mit Sanftmuth über ihre Unterthanen; sie hatten alle gleichen Theil an ihrer Zärtlichkeit, und von allen wurde sie eben so sehr geliebt, als verehret. So oft ihr Muth die Waffen zu ergreifen genöthiget war, sahe sie, wie sie sich wetteifernd um ihre Person versammleten, und wie ein jeder der erste in der Gefahr seyn wollte. Ihre Tapferkeit und Klugheit, vom Glücke unterstützt, verschaften ihr jederzeit den Sieg über diejenigen, von denen sie angegriffen wurde. Mit den Eigenschaften, die man an Monarchen bewundert, vereinigte sie die Tugenden, wodurch sich Privatpersonen liebenswürdig machen, und sie hatte einen eben so sanften Charakter, als ihr Geist lebhaft war. Die höflichen Sitten der Franzosen gefielen ihr so ausnehmend, daß sie auch so gar sehr unwillig wurde, als sie sahe, daß sie das von ihnen auf der Küste von Issini angelegte Fort verlassen wollten. So bald sie

von ihrem Vorhaben Nachricht erhielt, begab sie sich zu ihnen, und sagte zu dem Gouverneur: „Wenn die Franzosen eben so redlich in Erfüllung ihrer Zusagen wären, als sie artig im „Umgange sind, so würde ihnen die ganze afrikanische Küste zu Theil werden; allein sie „halten niemals ihr Versprechen, und ihre „Freunde können sich nicht auf sie verlassen.„ *)

Weiter gehen die Nachrichten nicht, die wir von diesem Lande haben.

Das Königreich Issini wird gegen Osten von dem Königreiche Guiomeree, gegen Norden von den Kompassen, einem republikanischen Volke, gegen Westen von verschiedenen kleinen Staaten, deren Namen so gar unbekannt sind, und gegen Süden von dem Meere umgränzet. Längs der Küste ist es zehn bis zwölf Meilen lang, und von Süden gegen Norden nur zwey bis drey Meilen breit. Obgleich dieses Land nahe bey der heißen Zone liegt, so ist es doch nicht ungesund und die Hitze daselbst sehr erträglich; in der Regenzeit aber, die vom May bis zum August dauret, fallen so dicke Nebel, daß man nicht eher ohne Gefahr ausgehen kann, als bis sie die Sonne vertrieben hat. Man sieht, je tiefer man ins Land kommt, weit ausgebreitete Ebenen, die mit sehr schönen Bäumen besetzt sind. Das Königreich Issini wird von einem der schönsten Flüsse in Afrika bewässert, welcher schiffbar seyn würde, wenn

*) Loyer.

wenn es die vor seiner Mündung befindliche Sandbank nicht verhinderte *) Acht Meilen innerhalb des Landes formiret dieser Fluß einen See, der sechs bis sieben Meilen breit und eben so lang ist. In der Mitte liegt eine Insel, deren Ufer so steil sind, daß man sie für einen wüsten Felsen halten sollte; oben aber hat sie einen fruchtbaren Boden, und bringt sehr schönes Gras hervor. Man könnte hier ein Werk anlegen, das gleichsam von der Natur befestigt seyn würde. Fünf Meilen davon trift man eine Reihe von Felsen an, die den Fluß in seinem Lauf unterbrechen. Der Strohm stürzt sich hier mit großer Heftigkeit herunter, und macht einen bewundernswürdigen Wasserfall, dessen Geräusche man viele Meilen weit hören kann. Einige Verfasser halten diesen Fluß für einen Arm des Nigers.

Es sind in diesem Königreiche nur zwölf bis dreyzehn Dörfer, die theils längs der Küste, theils auf den Inseln des Flusses liegen, die Dörfer an der Küste heißen: **Issini-grande, Issini-Pequena, Boqvu, Bangayo** und **Tagueschua**, wovon die beyden letztern Seehäven sind. Die Hauptstadt des Königreichs wird **Assoko** genennt. Sie liegt auf einer Insel, die der Fluß formiret, vier kleine Meilen vom Meere und besteht aus zwey hundert Häusern und Ein tausend bis zwölf hundert Einwohnern.

*) Des Marchais.

Der Pallast des Königs ist ein Gebäude von Schilfrohr, das in einander geflochten und mit einem Gemische von Lehm und gelber, rother wie auch grauer Erde übertüncht worden, woraus sich allerhand Flecken ohne Kunst und Ordnung formiren. Er enthält verschiedene in gleicher Höhe aneinander hängende Zimmer im untersten und eine gleiche Anzahl im obersten Stockwerk; und das Dach ist mit Palmblättern bedeckt. Dieses Gebäude ist mit vielen großen Pallisaden von Rohr umgeben, welche drey äußere Höfe formiren, durch die man gehen muß, wenn man zu der innern Wohnung gelangen will. In den ersten Hof kommt man vermittelst einer Leiter, auf welcher man oben auf die Pallisaden hinauf, und von dort auf einer zweyten Leiter wieder hinunter steigen muß. Um diesen Pallast sieht man die Hütten der Weiber, die aus bloßem ungetünchtem Rohr bestehen, und mit Palmblättern belegt sind. Die erste Leiter wird von zween mit einem Säbel und einer kurzen Lanze (Zagaye) bewafneten Soldaten bewachet.

Das Erdreich um Issini ist so, wie der Boden auf der Goldküste, ein dürrer und weisser Sand, der nichts als Gras hervorbringt; doch trift man in einigen Kantons Reis, Hirse und spanischen Waizen an. Die Inseln auf dem Flusse sind hingegen viel fruchtbarer; denn man findet darinnen Ignames, Pataten, Feigen, Kokos, Ananas, Datteln, Kolanüsse

und

und Papahs ꝛc. *) Es wächst auch daselbst Zuckerrohr von einer ungeheuren Größe. Baumwolle und Taback würde ebenfalls gut fortkommen, wenn man sich auf deren Cultur legen wollte, denn es giebt daselbst viel wilde Baumwolle und Taback von einer ziemlich guten Art; und der Pfeffer könnte nicht weniger ansehnlichen Nutzen bringen, wenn er ordentlich gepflanzet würde.

Das hiesige Clima erzeugt eine kleine rothe Frucht, die man *Assayaye* nennet. Sie ist von verschiedener Größe, und oft so groß, als eine mittelmäßige Pflaume, oft aber auch nur wie eine Fingerspitze. Sie hat ein mageres Fleisch und ist sehr unschmackhaft. Wenn man sie aber gekäuet hat, so kann man die schärfsten Pomeranzen und Citronen essen, und den stärksten Eßig trinken, ohne die geringste Beschwerde davon zu empfinden; ja es scheint vielmehr, als wenn man Zuckerwerk äße oder Syrop tränke. Loyer versichert, daß er öfters den Versuch gemacht, und diese sonderbare Eigenschaft wahr befunden hätte. In den Wäldern findet man eine Menge kleiner Früchte, die einen gewürzreichen Geschmack und Geruch haben, ingleichen viele Ikaqvas, die eine Art von Staudengewächsen sind. Außer den Pomeranzen und Citronen bringt das Land auch eine Frucht hervor, die von den Franzosen Pomme oder Apfel genannt wird, weil sie

*) Loyer.

diese Gestalt hat; ihr Geschmack ist aber von einem Apfel unterschieden und der Baum hat auch nichts ähnliches mit einem Apfelbaume. Wenn man diese Frucht, die einen Kern von der Stärke einer Faust hat, genießen will, so muß sie so reif seyn, als eine Mispel; die Negers bedienen sich aber derselben nur selten. Man findet auch hier zu Lande zweyerley Erbsen. Die eine Art gleicht den Europäischen; die andere aber wächst unter der Erde, und treibt einen Stengel in der Höhe eines halben Fußes hervor. Die Wurzeln breiten sich in verschiedenen Zweigen aus, woran kleine Schoten von der Farbe und Größe der **Pistachios** hangen. Eine jede Schote enthält eine oder zwo Erbsen, die den Kichererbsen sehr ähnlich sind. Diese unterirdischen Erbsen vermehren sich ungemein und geben vortrefliche Suppen. Die dasigen Melonen sind ebenfalls sehr gut beschaffen.

Die Waldungen, womit die Felder des Königreichs Issini umgeben sind, dienen einer außerordentlichen Menge von wilden Thieren zum Aufenthalte. Die gemeinste Art derselben ist der Elephant. Die Neger essen sein Fleisch, und verkaufen seine Zähne, mit den Ohren aber überziehen sie ihre Trommeln. Die Tiger, Pantherthiere und Affen ꝛc. sind daselbst eben so gemein, als in den übrigen Gegenden von Guinea. Man findet hier auch ein Thier von einer besondern Gattung. Die Schwarzen nennen es **Assomangli**. Es hat den Leib

von

von einer Katze, der Kopf aber ist wie ein Rattenkopf gestaltet. Es ist ein Todtfeind der Tiger; es überfällt und tödtet alle diejenigen von diesen Thieren, die von ihm angetroffen werden.

Die Kühe und Schaafe sind in diesem Königreiche sehr gemein; allein die Einwohner bedienen sich der erstern wenig und wissen nicht einmal, wie sie solche melken sollen. Die Schaafe sind viel besser, als die Hammel in Frankreich. Sie tragen keine Wolle, sondern ein kurzes Haar, und werfen des Jahres zweymal, und jedesmal zwey Lämmer. Die Ziegen gleichen den französischen; sie sind aber viel kleiner. Die Europäer hatten auch eine Menge Schweine ins Land gebracht; allein sie sind fast gänzlich durch die Raubthiere ausgerottet worden, weil die Neger, die sich wenig aus dem Fleische dieser Thiere machen, sie gar nicht in Acht genommen haben. *)

Man sieht hier fast eben dieselben Vögel, die man in dem übrigen Gebiete von Guinea antrift. Das Federvieh ist sehr gemein. Es ist zwar kleiner, als das französische, aber viel weisser und von besserm Geschmacke.

Das Meer und der Fluß im Königreich Issini sind voller Fische, davon die Vornehmsten folgende Namen führen **): Der Meerwolf,

*) Loyer.

**) S. den 12ten Theil dieser Geschichte Bl. 405. ꝛc. wo viele dieser Fische beschrieben werden.

wolf, das Meerschwein, die Bekune, der Dorados, der Bonito, die Karkuade, der Mület, die Sardelle, der Chabris, der Roche, die Scholle, der Hecht, der Aal, der Hering, Schildkröten, Seekälber und Kaymans, welche letztern eine Art von Krokodillen sind, die, anstatt Menschen anzufallen, wie die Amerikanischen, vielmehr die Flucht ergreifen, so bald sie einen ansichtig werden.

Die issinischen Schlangen haben eine ungeheure Größe und Dicke. Sie verschlucken einen ganzen Neger, wenn sie ihn schlafend finden; wenn aber die Schwarzen auf ihrer Huth sind, so tödten sie diese Thiere mit leichter Mühe und verzehren sie.

Das Land ist voll Ungeziefer. Ratten und Mäuse sind in unglaublicher Menge vorhanden. Vor den Heuschrecken, Grillen, Mücken und Schnacken kann man weder Tag noch Nacht Ruhe haben. Die Tausendfüsse *) sind hier sehr gefährlich. Ihr Stich verursacht eine Entzündung, die vier und zwanzig Stunden dauret, und sehr schmerzhaft ist. Alles ist voll von großen Spinnen mit langen Haaren, und von fliegenden Skorpionen. Die Maden, die Motten, die Erd- und geflügelte Ameisen verderben alles, wenn man auch noch so große Sorgfalt dagegen anwendet. Die Bienen, die in diesem Kanton sehr

häufig

*) S. Von diesen Würmern den vorhergehenden Theil Bl. 402. imgleichen den Loyer.

häufig sind, liefern schönes Wachs und köstlichen Honig.

Das Königreich Issini hat nicht mehr als vier tausend Einwohner, die aus den beyden Nationen, den Oschins oder Issinern, und den Veteren, deren Name so viel als Fischer des Flusses bedeutet und die sich ehemals Asbini nannten, zusammengesetzt sind. Es sollen nämlich, zufolge einer im Schwange gehenden Tradition, die Esieps, eine dem Kap Apollonia benachbarte Nation, weil sie sich mit den Einwohnern von Axim nicht vertragen konnten, ihr Land verlassen und sich nach Issini, welches damals die Veteren inne hatten, gewendet haben. Diese letztern nahmen sie gütig auf, wiesen ihnen Felder zum Ackerbau an und hoben allen Unterschied zwischen sich und ihren neuen Gästen auf, so daß beyde Völker nur eine Nation ausmachten *). Dieses gute Verständniß daurete aber nicht lange; denn so bald sich die Esieps durch ihren Handel mit den Europäern bereichert hatten, so fiengen sie an, ihre Wohlthäter nicht nur zu verachten, sondern auch so gar zu unterdrücken. Die Veteren, die sich über diese Undankbarkeit erzürnten, beschlossen sich zu rächen, und der Zufall gab ihnen im Jahre 1670. die Gelegenheit dazu an die Hand. Die Oschins oder Issiner, die den Strich Landes, welcher zehn Meilen Ostwärts vom Kap Apollonia liegt und Alt-Issini genennt

*) Loyer.

nennt wird, bewohnten, waren nämlich mit den Einwohnern von Ghiomrai in Streit gerathen. Nachdem die Issiner in verschiedenen Schlachten Niederlagen erlitten hatten, so verliessen sie ihr Land und baten die Veteren, ihnen eben die Gunst wiederfahren zu lassen, die sie den Esieps in ähnlichen Umständen erwiesen hätten. Sie erhielten auch aus doppelten Gründen was sie suchten, theils weil Zenan, ihr König, aus dem Hause der Aumouans, das ehemals über die Veteren geherrschet hatte, abstammete, theils aber auch, weil die Veteren die Esieps angreifen und ihren Uebermuth bestrafen wollten. Die Issiner wurden also mit aller Bereitwilligkeit aufgenommen; man gab ihnen Land und theilte ihnen alle Entwürfe mit, die man sich zu rächen gemacht hatte. Nachdem ein gemeinschaftliches Interesse beyde Völker verbunden hatte, so gab ihnen auch ein gemeinschaftlicher Haß die Waffen wider die Esieps in die Hand, und diese letztern sahen sich endlich gezwungen, in eine wüste Gegend am westlichen Ufer des St. Andreasflusses zu fliehen, wo sie sich auch seitdem beständig aufgehalten haben, ob sie gleich öftern Einfällen der Issiner ausgesetzt sind, die sie noch immer als einen Gegenstand ihres Hasses betrachten.

Die Landcharten, welche vor dieser Begebenheit herausgekommen sind, setzen das Königreich Issini an den Ort, wo ehemals die Issiner ihren Wohnplatz hatten; diese Gegend ist aber zu jetzigen Zeiten ganz wüste.

Diese

Diese beyden Nationen leben in einer vollkommenen Eintracht. Eine jede hat ihr eigenes Oberhaupt, ihre besondere Sitten und Gesetze. Wenn sie Krieg führen, so stoßen sie zusammen und machen nur ein Volk aus, hernach aber begeben sie sich in die vorige Ordnung, die sie von einander unterscheidet. Die Issiner sind im Besitz der Seeküste, und man hält sie für bessere Soldaten als die Veteren. Sie tragen ihre Haare lang und in Locken gelegt. Ihre Lendenschurze sind von Baumwolle und europäischen Zeuge. Ihr Säbel hat die Gestalt einer Sichel und ihre Weiber gehen bekleidet. Die Veteren hingegen tragen ihre Haare kurz, ja öfters lassen sie sich den Kopf ganz glatt scheeren; ihre Schurze sind aus Gras oder Baumrinden gestrickt; ihr Säbel ist eine Art von grossem Dolche, der anderthalb Fuß lang ist und mit der Haut von einem Thiere bedeckt wird; und ihre Weiber gehen ganz nackend.

Die Issiner beschäftigen sich mit nichts als mit dem Handel, und holen ihr Gold von den Kompassen, die dem Königreich Issini gegen Norden wohnen; hingegen besteht die einzige Arbeit der Veteren in der Befischung des Flusses, worinn sie eine unglaubliche Geschicklichkeit besitzen *). Ihre Hütten ruhen auf Pfählen mitten im Wasser, und unter denselben stehen ihre Kähne. Sie haben Netze, die aus Gras

*) Loyer Des Marchais.

Gras oder Fäden von Baumrinde gewebet sind. Anstatt der Fischkasten umzäunen sie einen grossen Platz im Wasser, da, wo der Fluß nicht sehr tief ist, mit Schilfrohr, das sie mit Pfählen unterstützen, und lassen nicht mehr als eine Oefnung darinnen, damit sie die Fische hinein werfen können; durch welches Mittel sie im Stande sind, solche zu aller Zeit frisch zu liefern. Sie treiben damit einen starken Handel und verkaufen sie an die Neger auf den Gebürgen, die ihnen dagegen Brod aus Hirse gebacken, türkisch Korn, Reis, Ignames, Bananas, Koros und Palmoel ꝛc. vertauschen. Sie lassen viele von diesen Lebensmitteln hinwiederum an die Issiner ab, die ohne sie Hungers sterben würden. Wenn etwa zwischen diesen beyden Völkern einiger Zwist entstehet, so stellen die Veteren sogleich ihren Markt ein, und zwingen dadurch die Issiner nachzugeben, und ihnen alles zu bewilligen, was sie verlangen. Die Weiber der Veteren wissen Salz aus dem Seewasser zuzubereiten, welches aber einen herben Geschmack hat.

Die Einwohner von Issini sind überhaupt ziemlich wohl gestaltet. Ihre Gesichtsbildung ist angenehm. Sie haben keine platte Nasen, wie die andern Neger; ihre Augen sind lebhaft, und ihre Zähne sehr weiß. Um ihre Haut schwarz zu erhalten, schmieren sie sich mit Palmoel, das sie mit Kohlen vermischen. Ihre Haare sind mit vielen Goldflittern und kleinen Muscheln ausgezieret. Sie lassen den Bart

wachsen

wachsen und kämmen ihn alle Tage. Sie sind so reinlich, daß sie sich fast jeden Augenblick waschen. Das gemeine Volk trägt weiter nichts als einen Lendenschurz, davon der eine Zipfel zwischen den Beinen heraufgeht, der andere aber vorn herunter fällt. Einige tragen ihn als eine Scherpe, andere aber als einen Mantel auf den Schultern. Der Schurz der Armen ist nur aus Gras oder Baumrinden gemacht. Ihre Mützen sind von Ziegenfell; sie sind aber auch große Liebhaber von den europäischen Hüten und Mützen. Die Kabaschiren, oder Großen des Landes, tragen Röcke, die den ganzen Leib bedecken.

Die Weiber daselbst sind wohl gewachsen, aber sehr häßlich. Sie haben viel Verstand, sie sind verschmitzt und allen Ausschweifungen im höchsten Grad ergeben. Sie tragen eben solche Schurze, wie die Männer; sie lieben aber die lebhaften Farben, als das Rothe und Blaue. Ihre Finger sind, wie der andern Negerinnen ihre, mit Ringen besteckt.

Diese Neger sind überhaupt sehr verschlagen und zum Rauben geneigt. Der Diebstal wird bey ihnen nicht bestraft; sondern wenn einer etwas wichtiges gestohlen hat, so tritt er den König an, schenkt ihm die Helfte und ist alsdenn vor aller Verfolgung sicher. Sie sind so geitzig, daß sie sich alles, bis auf die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse entziehen, dergestalt, daß sie auch stinkend Fleisch essen. Das Mißtrauen, welches vom Geitze

unzertrennlich ist, geht bey ihnen so weit, daß man sie zum voraus bezahlen muß, wenn man Dienste von ihnen verlanget, und wenn sie sich in einen Handel einlassen, so verlangen sie allemal vorher erst das Geld oder die einzutauschenden Waaren zu sehen.

Die Heyrathen werden zu Issini ohne sonderliche Ceremonien vollzogen. So bald ein Vater seinen Sohn für fähig hält sich selbst zu ernähren, so sucht er ihm eine Frau aus. Wenn solches geschehen ist, so muß sie der Sohn in Augenschein nehmen, und wenn sie sich einander gefallen, welches fast jederzeit geschieht, so vergleichen sich die Aeltern wegen der Mitgabe, und die Braut muß alsdenn den Fetisch, als Bürgen ihrer Treue, verschlucken. *) Es werden drey Tage mit Tanzen und Freudenfesten zugebracht, worauf der junge Mann die Frau nach seiner Wohnung führet, und ihr eine unumschränkte Gewalt über alle seine Sklaven übergiebt. Wenn er hernach mehr Weiber nehmen will, so muß er dazu die Einwilligung der ersten Frau haben, die solche aber niemals versagt, weil sie es für vortheilhaft erkennet, die Anzahl der Kinder ihres Mannes vermehrt zu sehen, als worinn der wichtigste Reichthum der Nation bestehet. Ueberdem werden die andern Weiber nur als Beyschläferinnen angesehen, und

sie

*) Diese Ceremonie wird hernach auf der 23 f. Seite beschrieben.

sie kosten dem Manne mehr nicht als den Werth von acht Thalern, die er ihrem Vater in Goldstaub entrichtet. Er hat auch die Freyheit sie wieder fortzuschicken, wenn er es gut findet. Der Ehebruch wird in diesem Lande sehr scharf bestraft. Wenn der Ehemann seine Frau mit einer Mannsperson ertappt, so kann er so wohl sie als den Mitschuldigen auf der Stelle tödten; der letztere kann aber den Tod vermeiden, wenn er reich genug ist. Die gewöhnliche Geldbuße beläuft sich in solchen Fällen auf Ein Hundert französische Pfund; wenn aber der beleidigte Ehemann ein Kabaschir ist, so muß diese Strafe doppelt erlegt werden. Die Mädchen und Weiber, die den Fetisch nicht verschluckt oder verbürget haben, können die größten Ausschweifungen begehen, ohne darüber bestraft, ja ohne einmal beschimpft zu werden.

An eben dem Tage, da eine Frau ein Kind zur Welt bringt, trägt sie es an den Fluß, wäscht beydes das Kind und sich selbst, und geht darauf wieder an ihre gewöhnliche Verrichtungen. Dem Kinde wird der Name eines Baums, einer Frucht oder eines Thiers beygelegt. Viele nennen es auch nach ihrem Fetisch oder nach einem Weißen, der ihr Freund ist. Die Weiber zu Issini sind nicht sehr fruchtbar. Sie haben niemals mehr als zwey bis drey Kinder, die sie aber sehr zärtlich lieben. Sie tragen sie beständig auf dem Rücken, und legen sie niemals von

sich, wenn sie auch noch so schwere Arbeit verrichten. Im siebenten bis achten Monath fangen sie an auf der Erde herum zu kriechen. Wenn die Knaben zehn bis zwölf Jahre erreicht haben, so übernimmt der Vater ihre Erziehung. Er lehrt sie fischen, jagen, und den Wein aus den Palmbäumen zapfen, oder er führt sie zum Handel an. Die Weiber unterrichten die Töchter, das Haus zu reinigen, den Maiz oder das türkische Korn, wie auch den Reis und die Hirse zu mahlen, Brod zu backen, auf dem Markte zu verkaufen oder einzukaufen, und überhaupt die Wirthschaft zu besorgen. Bey jedem Dorfe sieht man hundert Schritte von den Wohnungen ein abgesondertes Haus, welches **Burnamon** genannt wird, und den Weibern und Mädchen zu der Zeit, wenn sie ihre weibliche Schwachheiten haben, zum Aufenthalt dienet.

Die gewöhnlichsten Nahrungsmittel sind die Bananas, Feigen, Ignames, Reis, Maiz und Hirse. An den Festtagen bereiten sich die Neger ein Gericht, das sie **Toro** nennen. Sie machen solches aus **Koros**, einer Frucht, die den Datteln gleicht, aber nicht ihren Geschmack hat; sie thun Fische hinzu, und lassen beydes zusammen ein wenig aufsieden, zerstoßen hernach die Koros in einem Mörsel, drücken den Saft heraus, gießen solchen über die Fische, thun ein wenig Salz und sehr viel Pfeffer hinzu, und lassen es hernach eine Zeitlang dämpfen. Ihr Wein ist der Saft vom

Palmbaum. Ein jeder Baum giebt dergleichen Saft sechs Monathe lang von sich, worauf er verwelkt und ausgeht. Nach einiger Zeit kriecht eine Art Würmer von der Größe eines Zolles heraus, die von den Negern für ein köstliches Gericht gehalten und theuer verkauft werden.

Die Issiner haben keine andere Häuser, als Hütten, die aus Schilf gebauet und mit Palmblättern bedeckt sind. Sie werden nicht übertüncht, sondern diese Ehre wiederfährt nur den Wohnungen des Königs und der vornehmsten Herren. Der Eingang in diese Hütten besteht in einem viereckigten Loche anderthalb Fuß groß, durch welches man mit großer Mühe kriechen muß, und dieses Loch wird mit einer aus Rohr geflochtenen Thüre verwahrt, die man inwendig mit Stricken befestiget. Des Nachts wird in den Hütten Feuer angezündet, und da sie kein Zugloch haben, so sind sie beständig mit einem unerträglichen Rauche angefüllet. Ein jeder Wohnplatz ist mit Pallisaden oder mit einem Gehäge von Rohr umgeben, und dieser Zaun formiret einen Hof, dessen Eingang alle Nächte verschlossen wird. Ihr Hausgeräthe ist eben so wenig kostbar, als ihre Wohnungen sind. Es besteht in kleinen Bänken, in schlechten irrdenen Töpfen und hölzernen Schüsseln. Wer sich einen alten Matrosenkasten anschaffen kann, wird schon für vornehm gehalten. Sie wissen nichts von Tellertüchern, Messern,

Gabeln und Löffeln. Ihre Gewohnheit ist auf der Erde sitzend zu essen, und mit den Fingern, ja mit der ganzen Hand in die Schüssel zu langen. Die Weiber pflegen auch hier, wie in andern Gegenden von Guinea, besonders zu speisen.

Die Issiner haben fast dieselbe Religion, als die andern Neger auf der Küste. Sie glauben einen Gott und Schöpfer aller Dinge, der die Aufsicht über die Neger den Fetischen anvertrauet hat, für welche sie eine besondere Ehrfurcht hegen. Sie haben ebenfalls öffentliche und Privat-Fetischen. Die öffentlichen sind ansehnliche Berge oder große Bäume, denen sie an öffentlichen Plätzen Altäre aufrichten, die aus Rohr gemacht und mit Palmblättern bedeckt sind. Die besondern Fetischen hingegen bestehen in Stücken Holz, in Zähnen von Hunden oder Tigern, in Hünerknochen und andern dergleichen elenden Kleinigkeiten. Ein jeder Neger beraubt sich, seinem Fetisch zu Ehren, einer gewissen Sache. Der eine enthält sich vom Wein, und der andere von diesem oder jenem Gerichte. Wenn ihnen ein Unfall zustößt, so schreiben sie ihn dem gerechten Zorn ihres Fetischen zu, und um denselben zu besänftigen, gehen sie zu dem Wahrsager, welcher alsdenn eine gewisse Ceremonie, Tokke genannt, vornimmt. *)

Die-

*) Loyer.

Dieser Betrüger bedient sich zu dem Ende neun lederner Riemen, deren jeder einen Daumen breit und mit kleinen Fetischen gleichsam übersäet ist. So bald er sie in einander geflochten und einige unverständliche Worte ausgesprochen hat, wirft er sie zwey bis dreymal gleichsam verlohrner weise von sich. Die Art, wie sie im Fallen auf der Erde liegen bleiben, zeigt an, was man zu thun hat, um den beleidigten Fetischen auszusöhnen, welches allemal von dem Wahrsager ausgeleget wird. Bald muß ein Schöps, bald ein Stück Federvieh, bald eine Kuh oder anderes dergleichen Thier erwürget werden; ja manchmal hat dieser Lügner die Grausamkeit, so gar Sklaven opfern zu lassen.

Die hiesigen Neger kennen weder die Hölle, noch das Paradies. Sie glauben, daß ihre Seele in ein Land, welches im Mittelpunkt der Erde liegt, versetzt würde, um daselbst den Körper einer Weibsperson zu beleben, und daß sie hernach wieder in die hiesige Gegend zurück wandern müsse, um in männliche Leiber zu fahren. Wenn sie bey ihren Fetischen geschworen haben, so kann man sich ohne Mißtrauen auf ihren Eid verlassen, und wenn sie die Wahrheit sagen sollen, so darf man nur etwas ins Wasser mischen, ein Stück Brod darinn eintauchen und es alsdenn von ihnen zum Zeugniß und zur Steuer der Wahrheit trinken lassen, welches bey ihnen:

nen: den Fetischen verschlucken, oder zum Bürgen einsetzen, genannt wird.

Das Haupt der Religion oder der Oberpriester heißet bey ihnen Osnon. Er ist der einzige Priester im Lande. Sein Amt ist, die öffentlichen Fetischen zu verfertigen, und dem Könige Rathschläge zu geben, welcher nichts unternimmt, ohne ihn befragt zu haben. Zur Zeit allgemeiner Landplagen pflegt jedermann zu schreyen, daß der Osnan Noth leide, worauf sogleich eine Beysteuer für ihn gesämmlet wird, zu welcher ein jeder nach seinem Vermögen beyträgt. Wenn dieser geistliche Bediente stirbt, so läßt der König die Großen zusammen rufen, *) um einen neuen zu ernennen, und die Wahl fällt alsdenn jederzeit auf einen, der die Kunst versteht Fetische zu machen. So bald man ihn zum Osnan ausgerufen hat, wird er mit allen Kennzeichen seiner Würde ausgezieret, die in einer Menge zusammengefügter Fetische bestehen, welche ihn vom Haupt bis auf die Füße bedecken. Man giebt ihm acht bis zehn Goldrollen, die ungefähr Ein Hundert französische Pistolen ausmachen, und vom Volke eingehoben werden. Hernach wird er durch alle Gassen und Landstraßen geführet. Ein Neger geht vorauf, der mit lauter Stimme ruft, daß alle, die an dem Gebethe des neuen Osnon Theil haben wollen, ihre Gaben bringen

*) Loyer.

gen sollen; wobey man dafür sorgt, daß zu Ende eines jeden Dorfs eine zinnerne Schüssel ausgesetzt wird, damit die Einwohner so viel als ein jeder opfern will, hinein werfen können.

Die Krankheit, die von der Unmäßigkeit der Weibspersonen herrühret, ist auf dieser Küste sehr gemein und sehr gefährlich. Alle Einwohner sind davon angesteckt, und man sieht viele bey lebendigem Leibe verfaulen. Die Augenkrankheiten sind hier ebenfalls gewöhnlich und sehr heftig, imgleichen sind die Fleischwürmer in dieser Gegend nicht weniger gefährlich, als auf der Goldküste; und das Fieber richtet auch hier großen Schaden an. Wider diese letztere Krankheit weiß man kein besser Mittel, als den Kranken ans Wasser zu tragen, wo ihm aber öfters die Seele ausfährt. Die hiesigen Neger haben ein vortrefliches Mittel wider Verwundungen. Es besteht in einem Kraute, das ihnen allein bekannt ist. Sie stampfen es, und legen den Saft nebst den zerstoßenen Blättern auf die Wunde, welche auf solche Art innerhalb drey Wochen zuheilt, wenn sie auch noch so tief ist, und auch sogar alsdenn, wenn der Knochen schon angegriffen seyn sollte. Loyer versichert, daß er ein Augenzeuge davon gewesen sey.

Bey den Begräbnissen bedienen sich die Issiner eben so lächerlicher Ceremonien, als die andern Neger in Guinea. Es würde

aber überflüßig seyn, hier zu wiederhohlen, was man bereits anderswo gelesen hat.

Es giebt hier zu Lande nur drey Arten von Verbrechen, die nach den Gesetzen mit dem Tode bestraft werden, nämlich, das Ausreissen der Sklaven, die Verrätherey und die Zauberey. Das Stehlen hingegen wird so wenig für eine Missethat gehalten, daß man sich dadurch vielmehr, wie wir oben gesehen haben, die Freundschaft des Königes erwerben kann. Der Meineyd und der Mord werden blos mit einer Geldbuße bestraft; wenn aber die Verwandten des Ermordeten sich des Thäters bemächtigen, so können sie ihm das Leben nehmen. Glückt es ihm hingegen, ehe er in ihre Hände fällt, vor den König zu kommen, so schränkt sich seine Strafe dahin ein, daß er zehn Goldrollen, oder Ein Hundert Pistolen, erlegen muß, davon die eine Helfte dem Monarchen, die andere aber den Freunden des Verstorbenen gehöret. Ein Sklave, der eines Mords überwiesen worden, wird an die Europäer verkauft, und der König bekommt die Helfte des Kaufgeldes.

Die Zauberer, oder diejenigen so man dafür hält, werden auf eine feyerliche Art ertränkt. Den Verräthern, welche die Geheimnisse des obersten Raths bekannt machen, wird der Kopf ohne alle Gnade abgeschlagen. Sklaven, so man auf der Flucht eingeholet, werden zu den Füßen eines Fe-

tischen

tischen erwürget, und man benetzt den Götzen mit dem Blute des Opfers.

Der König hat eine unumschränkte Gewalt über das Volk, aber nicht über die Kabaschiren, die ihm nicht weiter unterworfen sind, als daß sie sich bey den öffentlichen Rathsversammlungen einfinden und dem Monarchen in Fällen, wo es auf die allgemeine Sicherheit ankömmt, beystehen müssen. Es ist aber keiner unter ihnen, der sich nicht eine Ehre daraus machen sollte, um die Person des Prinzen zu seyn, sich um seine Gunst zu bewerben und mit ihm zu rauchen. In den obgedachten Versammlungen werden Staatsangelegenheiten entschieden, und ein jeder darf seine Meynung darüber frey heraus sagen, hingegen ist es bey Todesstrafe verbothen, das geringste von dem, was in diesen Berathschlagungen abgehandelt worden, zu offenbaren.

Zur Thronfolge im Königreich Issini gelanget der nächste Anverwandte des Monarchen in der Nebenlinie, nicht aber seine Kinder, denen er, vermöge des Gesetzes, nicht einmal den geringsten Theil seiner Reichthümer hinterlassen darf. Nach seinem Tode haben sie weiter nichts, wovon sie leben oder sich einen häuslichen Sitz verschaffen können, als blos dasjenige, was sie bey seinem Leben gesammlet haben; er pflegt aber für ihre Bedürfnisse zu sorgen, und sie entweder in einer oder der andern Kunst unterrichten oder zum Handel anführen zu lassen. So lange der

Vater

Vater auf dem Thron sitzt, wird ihnen alle ihrem Range zukommende Ehre erwiesen, so, daß sie auch beständig eine Leibwache um sich haben; so bald er aber stirbt, sieht man diese Zeichen der Hoheit plötzlich verschwinden, und sie werden alsdann blos nach ihren Verdiensten oder nach ihren Talenten, geachtet *). Nicht selten geschieht es, daß ihnen Sklaven zugestanden werden, den übrigen Nachlaß aber erhält der neue König, jedoch den geheimen Schatz ausgenommen, welcher nach einer sonderbaren Anordnung demjenigen zufällt, der nach dem Range seiner Geburt künftig nach ihm zum Throne bestimmt ist.

Die Großen des Königreichs werden durch die Namen **Brembis** und **Bahumets**, welche so viel als Reiche und Befehlshaber bedeuten, unterschieden. Sie allein haben das Recht, mit den Europäern zu verkehren; allen andern Negern, die sich mit ihnen zu handeln unterstehen, werden ihre Güter eingezogen. Daher kommt es, daß sie allein reich, die andern Issiner aber äußerst arm sind. Der Monarch hat inzwischen die Freyheit, eine Privatperson zur Würde eines Kabaschirs zu erheben und ihr das Recht zu ertheilen, mit den Europäern handeln zu dürfen; weil es aber sehr viel kostet, zu diesem Vorzug zu gelangen, so sind wenige im Stande, solchen Aufwand zu machen.

Die

*) Loyer.

Die Einkünfte des Königs bestehen blos in den Geldstrafen und Einziehungen der Güter. Er hat überdem seinen Theil an allen Erpressungen der Großen, an den Geschenken, die sie von den Europäern empfangen, und sogar an den Diebstählen, die von Privatleuten begangen werden. Es ist ihm leicht, einen Vorwand zu finden, um das Vermögen derer, die reich sind, einzuziehen. Seine Unterthanen stehlen ohne Unterlaß; die Europäer machen den Kabaschiren ansehnliche Geschenke; er lebt sehr mäßig und geht schlecht gekleidet; seine Felder werden ihm umsonst gebauet und sein Korn wird ebenfalls unentgeldlich eingeerndtet. Seine Weiber und Sklaven müssen sich mit ihrer Hände Arbeit Nahrung und Unterhalt verdienen; und da sich seine Einkünfte auf solche Art unaufhörlich vermehren, so kann er große Summen zusammen häufen.

Der König, welcher im Jahre 1701 zu Issini regierte, hieß Akasini. Ob er gleich beynahe siebenzig Jahre alt war, so war er doch noch munter, hatte ein majestätisches Ansehen und einen lebhaften Geist: er besaß aber einen solchen Geitz, daß er so gar selbst zu Markte gieng und Fische kaufte, die er auch mit eigener Hand zu Hause trug. Yamokee, sein Bruder und vermuthlicher Kronerbe, besaß nicht weniger Verstand und hatte einen überaus leutseligen Charakter.

Weil die Einwohner nicht sehr zahlreich sind, so hält der König niemals eine ansehnliche Mannschaft auf den Beinen, und sein ganzes Heer beträgt nicht über drey tausend Mann. Dem ungeachtet sind die Issiner allen ihren Nachbaren wegen ihrer Herzhaftigkeit fürchterlich. Sie unternehmen zuweilen Streifereyen bis an den St. Andreasfluß, welcher funfzig bis sechzig Meilen von ihrem Lande entlegen ist, von dannen sie viel Gold mitbringen und eine Menge Sklaven wegführen. Es sind gemeiniglich drey Feldherren bey der Armee. Der König ist der erste davon, und seine beyden nächsten Anverwandten commandiren nach dem Range ihrer Geburt unter ihm. Ein jeder befiehlt über eine gleiche Anzahl von Sklaven, die zu Kriegeszeiten das Korps der Armee ausmachen. Ein freyer Issiner begiebt sich unter die Fahne des Feldherrn, dem er am meisten zugethan ist, und die Brambis und die Kabaschiren ermangeln niemals an der Spitze ihrer Sklaven ins Feld zu rücken. Die Waffen und die kriegerischen Instrumente dieses Volks sind eben dieselben, die wir im vorigen Bande beschrieben haben.

Im Jahre 1687 begaben sich sechs Geistliche vom Dominikanerorden zu Schiffe, um das Evangelium in Guinea zu predigen. Der König Zenan, welcher damals Issini beherrschte, nahm sie wohl auf und gab ihnen Ländereyen und sechs Sklaven. Diese Mis-

sionarien bekehrten in kurzer Zeit viele Schwarzen und schickten zween junge Neger nach Frankreich, davon der eine unter dem Namen des Prinzen Aniaba sehr bekannt ist. Der Pater Labat behauptet, dieser Prinz sey der Sohn des Königs gewesen; des Marchais und Barbot hingegen erkennen ihn für nichts mehr als einen Sklaven, an welchem die französischen Handelsleute, die ihn gekaufet, vielen Verstand wahrgenommen, und daher den Schluß gefaßt hätten, ihn für den vermuthlichen Thronerben des Königreichs Issini auszugeben. Dem sey aber wie ihm wolle, genug er wurde Ludwigen dem vierzehnten vorgestellet, der ihn sehr gütig aufnahm, ihm ansehnliche Geschenke machte, und mit dem Titel eines Rittmeisters beehrte *).

Er wurde im Hornung 1701 von dem berühmten Bossuet, Bischof zu Meaux, auf den Namen Ludwig Hannibal getaufet und der König vertrat selbst bey ihm die Pathenstelle. Den 27sten desselben Monats empfieng er das heilige Abendmahl aus den Händen des Kardinals von Noailles **). Er weihete der Jungfrau Maria zugleich eine Denktafel, um seine Staaten, wie er sagte, der Mutter Gottes zu übergeben, und that ein feyerliches Gelübde, daß er bey seiner Zurückkunft in Afrika alle Sorgfalt anwenden wolle, seine Unter-

thanen

*) Labat, Barbot, des Marchais, Loyer.
**) Mercure de France de 1701.

thanen zur katholischen Religion zu bekehren. Auf die Nachricht, daß sein Vater gestorben sey, beschloß man, ihn in sein Vaterland zurück zu schicken. Der König von Frankreich ließ ihn zu dem Ende mit einer standesmäßigen Ausstaffirung versehen und gab ihm zwey Kriegesschiffe unter dem Commando des Ritters Damou zur Bedeckung. Ludwig der vierzehnte wurde zu dieser Freygebigkeit von der französischen afrikanischen Compagnie ermuntert, weil sich diese Gesellschaft auf die Erkenntlichkeit des Negrischen Prinzen große Rechnung machte und von demselben ein neues Etablissement in Guinea zu erhalten hofte. Der Pater Loyer, dem bekannt war, daß die zu Ende des vorigen Jahrhunderts nach Afrika abgegangenen sechs Missionarien, gestorben wären, faßte den Schluß, sich diese Gelegenheit zu Nutze zu machen, um den christlichen Glauben in diesem Welttheile weiter fortzupflanzen. Er ließ sich demnach dem vermeynten Prinzen Aniaba vorstellen, welcher zu ihm sagte: „Ich bin als ein Heide „von einem Dominikaner nach Frankreich ge„bracht worden, es gereicht also zu meiner „größten Zufriedenheit, daß ich jetzt als ein „Christ, in Begleitung eines Geistlichen von „eben dem Orden, in mein Vaterland wieder „zurück kehren kann.“ Allein dieser Elende war weit entfernt sein Gelübde zu erfüllen, und nahm so wohl die Tracht als die Reli-

gion

gion seines Vaterlandes wiederum an, so bald er in Afrika angekommen war.

Der Ritter Damou gewann die Zuneigung des Königs und der vornehmsten Herren zu Issini dergestalt, daß den Franzosen ein ziemlich beträchtliches Stück Landes angewiesen wurde, um daselbst ein Fort anlegen zu können, welches sie auch in kurzer Zeit bewerkstelligten; allein als die zu Mina befindlichen Holländer sahen, daß die Niederlassung der Franzosen zu Issini dem Holländischen Handel großen Schaden zufügen würde, so machten sie alles rege, um die Issiner zu bewegen, sich mit ihnen einzulassen *). Da sie aber merkten, daß ihre Verheißungen und Drohungen vergebens waren, so giengen sie im November 1702 mit vier Schiffen vor das französische Fort und griffen es an, wogegen jedoch die Neger, die den Franzosen sehr zugethan waren, einen so lebhaften Widerstand thaten, daß die Holländer die Belagerung aufheben mußten, nachdem sie eine beträchtliche Anzahl Soldaten und Officier verloren hatten. Es fügte sich hernach, daß die Franzosen, so in dem Fort zur Besatzung lagen, viele Jahre hindurch großen Schaden litten, weil sie von der Compagnie, die dieses Etablissement mehr für beschwerlich als vortheilhaft hielte, nicht die geringste Unterstützung erhielten. Ludwig der vierzehnte, der

dieſe

*) Loyer.

diese Umstände beherzigte, gab demnach dem Capitain Grosbois Befehl, mit einem Kriegesschiffe dorthin abzugehen, die Besatzung einzunehmen und das Fort den Negern einzuräumeu, welches im Jahre 1706 vollzogen wurde.

Dem Königreich Issini gegen Norden findet man die Kompassen. Ihre Regierung besteht in einer Aristokratie; denn die Häupter eines jeden Dorfes versammlen sich, die öffentlichen Angelegenheiten zu untersuchen, und schlichten sie nach der Mehrheit der Stimmen.

Diese Gegend ist voll angenehmer Hügel, die viel Korn bringen *), weil die Einwohner großen Fleiß auf den Ackerbau wenden. Sie ziehen eine Menge Gold von den Negern, die tiefer im Lande wohnen, und verhandeln es, wie wir oben gesagt haben, hinwiederum an die Issiner, die ihnen dagegen Feuergewehr, Lendenschurze und Salz liefern. Ihr Land erstreckt sich dreyßig bis vierzig Meilen von Osten gegen Westen, und funfzehn bis zwanzig Meilen in der Breite. Sie gehen fast ganz nackend, und werdeu für feige Leute gehalten.

Zwischen dem Königreich Issini und dem Kap Lahu findet man viele Dörfer. Die vornehmsten darunter sind: Gammo, Korbilahu, Jack en Jack, und Wallo. Sie gehö-

*) Loyer.

gehören verschiedenen Königen, deren Staaten im innern Lande liegen. Ihre Namen aber sind unbekannt. Zwischen Korbilahu und Jack en Jack liegt die sogenannte grundlose Tiefe. Die Reisenden haben lange Zeit geglaubt, daß diese Gegend wirklich grundlos sey; man ist aber durch genauere Untersuchungen überzeugt worden, daß sie, einen Flintenschuß weit von der Küste, keine größere Tiefe, als von sechzig Klaftern, hat. Es ist zwar wahr, daß das Senkbley, wenn man auf dem Meere etwas weiter fortrückt, gar keinen Grund findet; allein Atkins glaubt, dieß rühre von der Gewaltsamkeit eines Strohmes her, der aus Südwesten kommt, und giebt den Rath, ein wenig jenseits Gammo den Anker zu werfen.

Die Küste des bösen Volkes erstreckt sich, wie wir gesagt haben, von Kap Lahu bis an das Vorgebürge de las Palmas, welches ohngefahr vierzig Meilen beträgt. Ihr Ufer ist ganz mit Dörfern besetzt, die aber den Europäern ziemlich unbekannt sind, weil sie von so barbarischen Völkern bewohnt werden, daß niemand es wagt, dort anzulanden. Die vornehmsten darunter sind: **Lahu, Botro, Dromwa-Petri, der große Drevin, Taho, Petri, Tabo, Tabodun, Grova.**

Das Kap Lahu liegt fünf Grad zehn Minuten nordwärts, an der äußersten Spitze, und ist voller Bäume. Man findet auf demselben eine große und ziemlich volkreiche Stadt, die

einen Umfang von einer Meile hat, und sich längs der Küste erstreckt. Das Ufer hat einen schönen gelben Sand, und das Meer schlägt mit Ungestüm an dasselbe. Der Boden ist fruchtbar; die Lebensmittel sind daselbst gut und für einen wohlfeilen Preiß zu haben, und die Einwohner besitzen einen leutseligen und freundlichen Charakter. Etwas weiter hinauf westwärts ergießt sich ein großer Fluß, der sich in zween Arme absondert. Der stärkste davon fällt in den St. Andreasfluß, von welchem wir hernach reden werden, und der andre setzt seinen Lauf einige Meilen weit gegen Osten fort.

Botro liegt gegen Morgen am Flusse Lagos, wo viele mit Elfenbein beladene Kähne durchpaßiren.

Dromwa-Petri ist an zween großen Bäumen kenntbar, die man von weitem sehen kann. Die Einwohner sind ungesittete und wilde Leute. Das Dorf ist von einer Anzahl kleiner rother Berge umgeben, die von den Franzosen **rothe Felsen** genannt werden. Sie erstrecken sich drey bis vier Meilen weit längs der Küste, die sehr steil und mit Sande von einer sehr lebhaften rothen Farbe bedeckt ist. Drey Meilen vom Lande ist die See zwölf bis dreyzehn Klafter tief.

Der **Groß-Drevin** liegt auf einer Insel mitten in einem Flusse, der aus Norden kommt, zwischen zwo Reihen von Bergen, hinter denen sich anmuthige Wiesen und schöne unabsehbare Weiden zeigen. Man erkennt diesen Ort

an vielen großen Bäumen und an vier Ebenen, die mitten im Gehölze auf der Westseite der Stadt erscheinen *). Man sieht weiter drey Dörfer, die eine halbe Meile von einander liegen, und eine Menge Vieh in ihrem Bezirk ernähren. Das Land ist hier sehr fruchtbar, und kann alle Arten von Getraide erzeugen. Reis, Hirse, Maiz, Erbsen, Ignames, Patates, und Melonen wachsen hier im Ueberfluß. Man sieht Wälder voll Palmen-Citronen-Baumwollen- und Nußbäume, welche letztern zwar viel kleinere, aber auch viel schmackhaftere Nüsse tragen, als die unsrigen, imgleichen Zuckerrohr, das viel stärker und süsser ist, als das Amerikanische; **) allein man giebt es den wilden Thieren Preiß, ob es gleich wenig Mühe kosten würde, eine Menge Zucker aus diesem Rohre zu gewinnen. Ochsen, Kühe, Ziegen und Schöpse sind allda reichlich vorhanden und das Federvieh ist ebenfalls sehr gemein. Man giebt daselbst einen treflichen Ochsen um ein Dutzend Messer, davon das Stück acht Pfennige kostet, und das übrige Vieh ist verhältnißmäßig eben so wohlfeil zu haben.

Es ist wahrscheinlich, daß die Elephanten in dieser Gegend von einer erstaunlichen Größe seyn müssen, weil man hier Zähne kauft, die auf zwey hundert Pfund wiegen. Das Gold

*) Villant. des Marchais.
**) Des Marchais.

ist gleichfalls sehr gemein, man weiß aber nicht, woher es die Einwohner bekommen. Ueberhaupt würde sich dieses Land sehr gut zum Handel schicken; allein die hiesigen Neger sind von einer überaus wilden und barbarischen Art, und man will sogar behaupten, daß sie Menschen fressen. Sie machen sich eine Ehre daraus, scharfe und wie eine Nadel zugespitzte Zähne zu haben. Barbot räth daher den Europäern, diese gefährliche Küste nicht zu berühren, und sagt, daß die Einwohner bey verschiedenen Gelegenheiten eine große Anzahl Matrosen, die sich mit Holz und Wasser versorgen wollen, getödtet hätten. Im Jahre 1677. muste ein englisches Schiff drey Mann daselbst einbüssen, in dem darauf folgenden Jahre verlohr ein portugiesisches neun, und nach der Zeit ein holländisches vierzehn Personen.

Die hiesigen Neger sind wohl gewachsen und stark. Sie haben Verstand und Herzhaftigkeit. Ihre Kleidung besteht in einem elenden Stück Zeug, das ihre Blöße bedeckt. Die Reichen tragen jedoch einen ordentlichen Schurz und einen großen Dolch oder ein Messer an der Seite. Die Weiber sind durchgehends klein, aber wohl gestaltet. Sie haben regelmäßige Gesichtszüge, lebhafte Augen und schöne Zähne. Ihr äußerliches verräth ein aufgewecktes und buhlerisches Wesen, womit auch ihre Aufführung übereinstimmt. Sie wissen von keinem andern Putz, als eisernen oder kupfernen Ringen, die sie sich über den

Fuß-

Fußknöcheln, an den Armen und am Gelenke der Hand anlegen, und Schellen daran befestigen, an deren Geräusche sie sich, wenn sie tanzen, sehr zu ergötzen pflegen.

Der St. Andreasfluß hat seinen Lauf anderthalb Meilen Ost-Nord-Ostwärts von Gros-Drevin. Er theilt sich in zween Aerme, davon sich der eine gegen Nordwesten, ein Viertheil Westwärts von dieser Stadt ergiesset. Die kleinern Schiffe können den Fluß vier Meilen lang durch einen weiten und tiefen Kanal hinauf fahren; allein im Sommer ist das Wasser so niedrig, daß alsdenn der Eingang durch eine Sandbank gesperret wird. Hier ist, nach dem Des Marchais, der beste Ort auf der ganzen Küste, wo man ein Fort anlegen könnte, das sich durch seine Lage allein vertheidigen würde. Der Fluß läuft um eine Halbinsel, die mit dem festen Lande blos durch eine Erdenge, die zwölf bis funfzehn Klafter breit ist, zusammen hänget. Diese Halbinsel besteht aus einem flachen Felsen, der eine Erhöhung von ohngefähr vier hundert Schritten im Umkreise hat, von welcher man die ganze umliegende Gegend bestreichen könnte. Das Meer schlägt mit solcher Gewalt an diesen Felsen, daß sich kein Schiff heran zu nahen getrauet, und aus einem Berge, der an der Nordseite des Felsen liegt, entspringt ein süsser Wasserquell, den man mit einer einzigen Kanone von der Festung vertheidigen könnte *).

*) Villant Hist. des Voyages.

Taho ist an einem hohen Berge kennbar, auf welchem es liegt.

Petri unterscheidet sich durch einen Felsen, der nicht weit davon entfernt zu seyn scheinet.

Tabo hat einen großen Felsen zum Merkmal, den man anderthalb Meilen weit westwärts sehen kann. Nahe dabey liegt ein kleines Kap, das mit großen hin und wieder zerstreuten Bäumen besetzt ist. Die Reede ist achtzehn bis zwanzig Klafter tief.

Tabodun hat ein großes grünes Vorgebürge. Der Lauf der Ebbe und Flut ist hier gemeiniglich Ost-Nord-Ost, und manchmal Süd- und Südwest.

Grova liegt drey Meilen vom Palmen-Kap.

§. 2.

Produkte, Einwohner, Sitten und Gebräuche.

Die Elfenbeinküste ist überhaupt sehr fruchtbar. Ihre vornehmsten Produkte sind Reis, Erbsen, Bohnen, Citronen, Pomeranzen, Kokosnüsse, Zuckerrohr, Palmoel und Palmwein, Baumwolle und Indigo ꝛc. Man findet daselbst eine erstaunende Menge Ochsen, Kühe, Ziegen, Schweine, Dammhirsche und Rehe; und die Anzahl der Elephanten ist ganz unglaublich.

Diese Küste hat einen Ueberfluß an Fischen. Die merkwürdigsten darunter sind: Der Meer-

Ochs,

Ochs, der Hammer, und der Meerteufel. Der erstere ist ohne den Schwanz acht Fuß lang. Sein Leib ist viereckigt, überall von gleicher Dicke, und beträgt ohngefähr fünf Fuß im Umkreise. Er hat eine rauhe und harte Haut, die zwar ohne Schuppen, jedoch voll Stacheln von ungleicher Größe und mit großen Flecken von weißer grauer und violblauer Farbe gezeichnet ist. Seine Schnauze gleicht sehr einer Schweineschnauze, zuletzt aber endigt sie sich in einen Elephantenrüssel. Des Marchais, der einen gefangen hatte, sagt, daß man in seinem Magen weiter nichts, als Gras und kleine Fische gefunden hätte. Er hatte sehr große Augen, die mit starren dicken Haaren eingefaßt waren. Der obere Theil seines Kopfs war mit zwey beinichten, runden, starken und spitzigen, und funfzehn bis sechszehn Zoll langen Hörnern bewafnet. Auf seinem Rücken sahe man zwey runde drey Zoll breite Beulen hervorragen, die sich von den Fugen der Hörner an, bis einen Fuß breit vom Schwanze erstreckten, welcher letztere aus zween Theilen zusammengesetzt zu seyn schien. Der eine Theil, der mit dem Leibe zusammenhieng, war fleischicht, mit eben derselben Haut überzogen, und schien aus den letzten Wirbelbeinen des Rückgrads zu bestehen; der andere hingegen war nichts anders, als eine große breite Floßfeder von brauner Farbe mit weissen gleich weit von einander stehenden Streifen gezeichnet, ohne solche Furchen, wie die meisten

sten andern Fische an den Floßfedern zu haben pflegen. Sie schien dem Thiere zur Vertheidigung zu dienen, welches noch außerdem am Unterleibe zween Spornen hatte, die einen Fuß lang und eben so, wie seine Hörner, rund, beinicht und spitzig waren. Seine Ohren waren sehr groß und beyde mit ziemlich kleinen, aber sehr starken Floßfedern versehen. Es hatte auch noch eine andere am Bauche zwischen den beyden Spornen. Auf dem Rücken, zwischen den beyden Beulen, erhob sich eine Art von Buckel, aus welchem ebenfalls eine Floßfeder herausgieng, die einen halben Fuß breit und eben so hoch war, und ohngefähr die Gestalt eines Fächers hatte. Das Fleisch von diesem Fische ist weiß, fett und von ziemlich gutem Geschmacke.

Der **Hammer** oder **Zigana** ist eben der Fisch, den man in Amerika den **Pantoffelmacher** nennet. Er gehört unter das Geschlecht der Raubfische. Sein Kopf ist flach und hat die Gestalt eines Hammers. Seine Augen, die auf beyden Seiten stehen, sind groß, roth und funkelnd. Im Rachen hat er zwo Reihen sehr scharfer Zähne. Sein Leib ist rund und endigt sich mit einem dicken und starken Schwanze. Er hat keine Schuppen; seine Haut ist grob und fleckigt, und seine Floßfedern sind groß und stark. Seine Geschwindigkeit, mit welcher er seinen Raub erhaschet, ist außerordentlich. Er ist eine Art von Requin oder Hayen, und die Schwarzen lassen

sich angelegen seyn ihn fleißig zu verfolgen und zu tödten.

Der **Meerteufel** ist eine Art von Rochen, zwanzig bis fünf und zwanzig Fuß lang, funfzehn bis achtzehn breit, und drey Fuß dicke. Er hat auf jeder Seite herausstehende Stacheln, die von einer so harten Substanz, als das Horn, und so scharf sind, daß sie sehr gefährliche Stiche machen. Sein Schwanz ist so lang als eine Peitsche, und mit einer fürchterlichen Spitze gewafnet. Sein Rücken ist ganz voll kleiner runder zwey Zoll hoher Beulen, deren jede einen so harten und scharfen Stachel hat, wie ein Nagel. Sein Kopf ist stark, und hängt mit dem Leibe unmittelbar zusammen, ohne daß man das geringste von einem Halse sieht; er ist breit und der Rachen mit flachen und scharfen Zähnen besetzt. Er hat vier Augen, davon zwey nahe beym Schlunde, die andern aber höher stehen, und viel kleiner als die erstern sind. Auf beyden Seiten der Kehle sieht man drey Hörner von ungleicher Länge und Dicke. Das mittelste ist drey Fuß lang und da, wo es eingefügt ist, einen Zoll breit. Diese Hörner sind biegsam und können wenig schaden. Das Fleisch des Meerteufels ist zähe und von schlechten Geschmacke; allein aus seiner Leber wird ein sehr gutes Oel bereitet.

Die Neger auf der Elfenbeinküste sind gemeiniglich groß und wohl gewachsen; allein ihre Gesichtsbildung ist abscheulich. Sie haben

ben krumme in ungleicher Reihe stehende Zähne, und die meisten pflegen sie zu schärfen, damit sie spitzig werden. Sie halten es für eine Zierde, ihre Nägel wachsen zu lassen, und die Haare in flachen Locken zu tragen, die sie mit Palmoel und rother Erde überstreichen. Einige, die sich einbilden nicht Haare genug zu haben, entlehnen welche von ihren Weibern und machen sich eine Perrucke davon. Andere schlagen das Haar in die Höhe und tragen es rund um den Kopf oder um ihre Mütze. Sie schmieren sich auch den Leib alle Tage mit eben der Salbe, womit sie die Haare bestreichen, und weil sie beständig Betel kauen, so nehmen sie ihren Speichel, der sich davon roth färbt, und bestreichen sich damit das Kinn und die Wangen. Sie legen sich große eiserne oder kupferne Ringe um die Beine, und Barbot sagt, daß er viele von den hiesigen Negern gesehen, die eine Last von mehr als sechzig Pfunden an jedem Fuße getragen hätten. Außerdem, daß diese Schwarzen eine widerwärtige Gestalt haben, und einen seltsamen Putz lieben, geben sie auch einen ganz unerträglichen Gestank von sich.

Die Negerinnen auf dieser Küste sind von einer besondern Schönheit. Sie haben einen feinen Wuchs, ihre Züge sind regelmäßig, und sie würden, ungeachtet der Farbe ihrer Haut, in Europa selbst für vollkommene Schönheiten gehalten werden. Ihre ganze Kleidung besteht in einem Stück Zeug, das weiter nichts als

ihre Blöße bedeckt. So bald sie einige Matrosen auf ihrer Küste anlanden sehen, um Wasser zu hohlen, so nähern sie sich ihnen mit solchen Gebehrden und Blicken, die sie zu Liebeshändeln aufzufordern scheinen *).

Die Landessprache ist barbarisch und die Einwohner reden überdem so geschwinde, daß man sie unmöglich verstehen kann. Die Kinder bleiben jederzeit bey der Art von Nahrung, die ihr Vater getrieben hat; ja es würde einem Neger nicht einmal verstattet werden seinen Stand zu verändern. Es muß also der Sohn eines Webers ebenfalls ein Weber werden, und so auch bey andern Handthierungen 2c.

Weil diese Neger das Wahrsagen und die Zauberey für Eigenschaften halten, die mit dem Priesterthum und der königlichen Würde unzertrennlich verknüpft sind, so pflegen sie eine große Ehrfurcht für ihre Könige und Priester zu haben. Der König von *Saka*, einem mit dem Kap Laho benachbarten Lande, wird für den mächtigsten Zauberer auf dem ganzen Erdboden gehalten. Er nimmt alle Jahre eine gewisse geheimnißvolle Cerimonie dem Meere zu Ehren vor, als welches die größte Gottheit des Landes ist. Diese Cerimonie geht im Monat December an und dauret bis zum April. Der Monarch schickt alsdenn, von Zeit zu Zeit, einige von seinen Leuten in einem Boote nach

ver-

*) Villant.

verschiedenen Oertern der Goldküste, wo sie dem Meere ein Opfer, das aus alten Lumpen, allerhand Arten von Steinen, Bockshörnern, die mit Pfeffer gefüllt sind, und andern dergleichen armseligen Kleinigkeiten besteht, überbringen müssen; wobey die Pfaffen, die solches Opfer vollziehen, gewisse Worte mit leiser Stimme aussprechen, um von dem Meere eine glückliche Schiffarth während des Sommers zu erbitten *). So bald das erste Boot zurückgekommen, so sieht man gleich wieder ein anderes abgehen, welches dieselben Cerimonien beobachtet, und diesem folgen nach und nach andere, bis die hierzu bestimmte Jahrszeit verstrichen ist. Ein jedes Boot wird von denen Negrischen Faktoren begleitet, die ihre Waaren an den Oertern, wo der Opferdienst gehalten werden soll, verkaufen wollen. Man beobachtet bey diesem Zuge eine bewunderswürdige Ordnung, und es fehlt niemals an Gelegenheit, die mitgebrachten Waaren abzusetzen.

Die gottesdienstlichen Gebräuche der Neger auf dieser Küste sind fast eben dieselben, die auf der Goldküste beobachtet werden.

Die Waaren, die man hier hohlt, sind baumwollene Zeuge, Salz, Gold und Elfenbein. Die hiesigen Neger verfertigen, nach Villauts Berichte, ziemlich artige blau und weiß gestreifte Zeuge, die ohngefähr drey Viertel

*) Barbot.

Viertel Ellen breit und drey Ellen lang sind. Das Blaue ist daran sehr schön und von langer Dauer. Sie tauschen dagegen fast eben die Waaren ein, wie die Neger auf der Goldküste; allein es ist fast unmöglich mit ihnen zu handeln. Man darf ohne Feuergewehr nicht ans Land treten, und so bald sie dergleichen gewahr werden, verbergen sie sich sofort und kommen nicht wieder zum Vorschein. Wagt man es aber unbewaffnet zu landen, so sieht man sich im Augenblick von einer Menge Schwarzen umringet, deren Wildheit und Grausamkeit jederzeit gefährlich ist. Man muß sie also ihre Waaren an Bord bringen lassen; allein man kann ihre Sprache nicht verstehen, und ihnen ist hinwiederum die Europäische unbekannt: ihr Mißtrauen ist überdem auch so gros, daß sie bey der geringsten Bewegung, die sie wahrnehmen, oder bey dem kleinsten Geräusche, das sie hören, sogleich die Flucht ergreifen. Da das Meer ihre vornehmste Gottheit ist, so verlangen sie, ehe sie an Bord treten, daß sich der Schiffscapitain einige Tropfen Seewasser in die Augen fallen lassen muß, weil sie sich einbilden, daß er blind werden würde, wenn er sie, nach dieser Ceremonie, im Handel hintergehen sollte. Sie pflegen auch, ehe sie sich in den geringsten Handlungsantrag einlassen, vorher noch Messer, Ringe oder auch Brantwein zu fordern. Diese Geschenke zu begehren ist ihnen von den Holländern angewöhnet worden,

weil dieselben bey ihrer Ankunft auf den Guineischen Küsten eine besondere Freygebigkeit gegen die Neger blicken ließen, um die Portugiesen bey ihnen in Verachtung zu bringen.

Sechster Abschnitt.

§. 1.

Malaguetta, oder die Pfefferküste.

Die Küste **Malaguetta** ist die letzte Landschaft des südlichen Theils von Guinea. Sie fängt beym **Kap das Palmas** an, erstreckt sich von Mittag gegen Mitternacht, und endigt sich beym Flusse **Sierra-Leona**, welches einen Bezirk von ungefähr Ein Hundert und funfzig Meilen ausmacht. Ihre Lage ist so, daß sie sich beständig von Süden gegen Westen neiget. Das Vorgebürge das Palmas liegt gegen dem vierten Grad funfzig Minuten nordlicher Breite, und der Fluß gegen den siebenten Grad zwey und funfzig Minuten. Diese Küste hat den Namen von dem vielen Pfeffer, den sie hervorbringt, und der von den französischen Reisenden gemeiniglich **Malaguette** genannt wird. Wir haben von dieser Küste viel nähere Nachrichten, als von der Elfenbeinküste, weil sie von den Europäern häufiger besucht wird. Um indessen unserer bisherigen Methode zu folgen, so wollen wir mit dem Kap Palmas anfangen. Es wird von zween Hügeln formiret

miret und hat seinen Namen von den vielen Palmbäumen, womit es ganz bedeckt ist. Hinter diesem Kap macht die See eine Vertiefung, wo sich die Schiffe wider die Südwinde in Sicherheit setzen können. Eine Meile gegen Osten liegt nahe am Ufer ein großer Felsen, an welchem sich eine ganze Reihe kleinerer Felsen anschließt, die mit dem Wasser gleich hoch sind. An diesen Klippen, die ungefähr einen Raum von einer Meile einnehmen, haben schon viele Schiffe gescheitert. Eine Meile weiter im Meere hinein, liegt noch eine andere Sandbank, bey welcher der Strohm sehr heftig ist und die Tiefe neun bis zehn Klaftern beträgt.

Vom Palmenkap bis an Rio Sestos findet man einige Dörfer, die verschiedenen kleinen Königen, so fast alle dem Könige von Sestos zinsbar sind, gehören. Sie heissen Goyena, Groß- und Klein-Sestre, so auch Groß- und Klein-Paris genannt werden, welchen Namen diese beyden Dörfer von einigen Kaufleuten aus Dieppe in der Normandie, die sich daselbst wegen des Pfeffer- und Elfenbeinhandels niedergelassen hatten, bekommen haben sollen. Die Neger in dieser Gegend haben auch selbst noch einige Normannische Redensarten beybehalten; denn wenn sie ein Europäisches Schiff anlanden sehen, so pflegen sie aus vollen Kräften zu schreyen: Malaguette tout plein, Malaguette tout plein! Die Namen der übrigen Dör-

fer sind, Drova, Niffo, Wappo, Sestre-kron, Sabrebon, Cabo de Sino, Botto-na, Seterna oder Setres, Bofo oder Bofu, Sangvin und Baros-Suino.

Der König von Sanguin trägt gemeinig-lich einen blauen nach Mohrischer Art gemach-ten Rock. Er pflegt öfters die Schiffe, so dort auf der Rhede liegen, zu besuchen.

Die Neger in diesem Bezirke sind über-haupt viel leutseliger und umgänglicher als die Schwarzen, die weiter gegen Abend wohnen, und ihre Waaren sind auch um viel billigere Preise zu haben.

§. 2.

Königreich Sestos.

Das Königreich Sestos ist denen Gegen-den, die wir jetzt beschrieben haben, gegen Westen gelegen. Es erstreckt sich an der Kü-ste in einem Raume von ungefähr fünf und dreyßig Meilen, hingegen nach dem Lande zu noch viel weiter. Die Hauptstadt heißt Se-stos oder Sestejo. Sie liegt am Flusse Sestos, enthält ungefähr dreyßig Hütten, die von Erde gebauet und mit einer nur fünf Fuß hohen Mauer, ebenfalls von Erde, umgeben sind. Eine jede hat zwey Stockwerke und ei-nige haben deren drey, die aber so niedrig sind, daß man darinn entweder sitzen oder liegen muß. Diese Stadt hat sonst keine andere Einwohner, als die königlichen Kinder, deren

Pal-

Pallast fast auf eben die Art, wie die Hütten, gebauet ist. Der Rathssaal ist ziemlich groß und hat, wie Barbot sagt, ein eben so schlechtes Ansehen, als die übrigen Zimmer. Dieser Verfasser bemerkte daselbst ein viereckigt Stück Holz von ungefähr drey Fuß im Durchschnitt, worauf eine Frauensperson mit einem Kiude in erhabener Arbeit geschnitzt war. Auf beyden Seiten dieses Klotzes sahe er zwey viereckigte Löcher, worinn dem Ansehen nach die Speisen für den Fetisch gesetzt wurden. An diesem Orte und vor dem erwähnten Bilde pflegen die Neger ihre Eydschwüre abzulegen.

Außer dieser Stadt findet man noch zur Rechten beym Eingange des Flusses drey andere Städte, davon die beyden erstern sich so zu sagen einander berühren, die dritte aber anderthalb Meilen davon entlegen ist. Die Häuser, oder vielmehr die Hütten sind daselbst von eben der Bauart, wie zu Sestos. *)

Die Einwohner dieses Landes sind gros, wohl gemacht, stark und herzhaft. Sie streifen öfters in die benachbarten Gegenden, um Sklaven wegzuführen; sonst aber besteht ihre gewöhnliche Beschäftigung in der Fischerey. Sie sind ganz nackend, und die Männer sowohl als die Weiber bedecken kaum die Theile, welche die Ehrbarkeit zu verbergen befiehlt. Die Gewohnheit sich den Kopf zu bedecken ist

*) Des Marchais.

diesen Barbaren gänzlich unbekannt, und sie können die stärksten Regengüsse und die heftigste Sonnenhitze ohne die geringste Beschwerde ertragen. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Hülsenfrüchten, Obst und Fischen. Sie halten zwar auch vielerley Vieh und Geflügel; allein nicht so sehr zu ihrer eigenen Nothdurft, als vielmehr um solches an die Europäer zu verkaufen. Ueberhaupt sind sie gegen die Fremden sehr höflich und bedienen sich eben derselben Art zu grüßen, als die übrigen Neger auf der Küste von Guinea. Die Franzosen haben ihnen die Gewohnheit beygebracht, sich nach den Namen der Heiligen, als Peter, Paul, Andreas ꝛc. zu nennen.

Wenn ein Neger ein Mädchen sieht, das ihm gefällt, so geht er zu ihren Aeltern, und trägt ihnen an, sie ihm für eine gewisse Summe zu überlassen. So bald sie sich wegen des Preises verglichen haben, trinkt er mit ihnen einige Flaschen Branntewein, führet darauf die Braut in seine Wohnung, bringt die Nacht mit ihr zu, und läßt sie den folgenden Tag die ihr zukommenden Geschäfte antreten. Es steht ihm frey noch mehrere Weiber zu kaufen, welches alsdenn mit gleichen Ceremonien geschieht. Die Frau, so ihm das erste Kind gebiert, wird für die Favoritin und Gebieterin des Hauses gehalten, welche Ehre ihr aber theuer zu stehen kommt. Wenn nämlich ihr Mann gestorben ist, so erheben die andern

Weiber zuvörderst ein erschreckliches Geschrey, um der Dorfschaft gleichsam das ihnen zugestoßene Unglück anzuzeigen, alsdenn aber versammlen sie sich bey der Favoritin, unter dem Vorwande sie zu trösten, in der That aber um ihre Flucht zu verhindern. Die Anverwandten des Verstorbenen verfügen sich in die Hütte, bezeugen derselben ihr Beyleid und sagen ihr das letzte Lebewohl. Der **Marbut** oder Oberpriester besieht den Körper und erklärt den Anwesenden, daß ihr Freund eines natürlichen Todes gestorben sey. Er läßt darauf noch mehrere Priester kommen und wäscht mit ihnen die Leiche, salbet solche mit einer fetten Materie und legt sie auf eine Matte, die er mitten im Hause ausbreitet. *)

Die Weiber setzen sich um dem Leichnam, und fangen ein fürchterliches Geheul an; dahingegen die Favoritin ihre Besorgnisse und ihren Schmerz durch Thränen und Seufzer zu erkennen giebt. Zur Vollendung dieses traurigen Auftritts treten zween starke und mannhafte Neger herein. Diese binden den Körper unter Beobachtung eines tiefen Stillschweigens auf eine Bahre, legen solchen auf ihre Schultern und tragen die Leiche durch das ganze Dorf, wobey sie aus allen Kräften laufen und allerhand lächerliche Gebehrden und Bewegungen machen, die sich unmöglich beschreiben lassen. Die Weiber folgen ihnen

*) Des Marchais.

nach, und suchen sie mit eben der Geschwindigkeit zu erreichen, bis endlich der Zug bey der Begräbnißstäte anlangt, wo die Weiber abermals zu schreyen und allerhand seltsame Dinge vorzunehmen anfangen. Inzwischen legt der Marbut den Todten in einen Sarg von geflochtenen Zweigen, und neben ihm seinen Sebel, seinen Spieß, seine Halsbänder und alle seine Kleider; tödtet darauf eine Ziege, zieht ihr die Haut ab und bereitet aus ihren Eingeweiden ein Gericht, wovon er selbst isset, und etwas davon der Favoritin reichet, die solches als ihre letzte Nahrung zu sich nimmt. Während dieser traurigen Mahlzeit wird das Fleisch des Thiers in kleine Stücke zerschnitten, gestampft nnd unter der Versammlung ausgetheilet. So bald der Marbut glaubt, daß es Zeit sey, die Ceremonie zu endigen, so gräbt er eine breite und tiefe Grube, nimmt die Favoritin beym Arm und übergiebt sie zween Negern, die sie ergreifen, ihr die Hände von hinten binden, sie auf den Rücken niederwerfen, ihr ein Stück Holz auf die Brust legen, und auf dieses Holz steigen, wobey sie sich einander mit den Händen auf die Schultern stützen und mit solcher Heftigkeit niedertreten, daß sie in sehr kurzer Zeit zerdrückt wird, worauf sie den Körper in die Grube werfen und die Leiche ihres Mannes über die ihrige legen. Ist der Verstorbene ein Neger vom Stande, so wird zugleich ein Sklave und eine Sklavin getödtet, deren

Kör-

Körper zu beyden Seiten des Sarges gelegt werden. Man setzt alsdenn Töpfe voll Reis und Palmwein in die Gruft, damit der Todte zu essen und zu trinken finde. So lange diese traurige Ceremonie währet, nimmt das Klagegeschrey kein Ende; kaum aber ist sie geendigt, so werden allerhand Lustbarkeiten vorgenommen.

Der König von Sestos hat eine unumschränkte Gewalt über seine Unterthanen. Er belegt sie aber selten mit der Todesstrafe; sondern verkauft die Missethäter lieber als Sklaven. Er hebt einen Zoll von der Fischerey, und von den Waaren, die von den Europäern gekauft werden. Derjenige, welcher im Jahre 1702 regierte, nannte sich **Peter** *), welchen Namen er ohne Zweifel von einem Europäer erhalten hatte. Er war ein Greis mit grauen Haaren; er hatte eine ziemlich angenehme Gestalt und einen leutseligen Charakter, er besaß aber einen schwachen Verstand und eine sehr eingeschränkte Urtheilskraft.

Alle Einwohner von Sestos sind beschnitten, und wissen keine andere Ursach davon anzugeben, als daß es ein Gebrauch sey, den sie von ihren Vorfahren angenommen hätten. Sie glauben, der Tod sey nichts anders, als ein Uebergang in ein anderes weit entlegenes Land, wo die Neger, so einen guten Wandel geführet, alle Arten von Vergnügun-

*) Barbot, Snock.

gungen, diejenigen aber, so übel gelebt, den Sklavenstand zu erwarten hätten. Ihr vornehmster Fetisch ist ein Götzenbild, das einen Menschen, jedoch auf eine unvollkommene Art, vorstellet; außerdem beten sie Felsen und Bäume an. Die Einwohner, und der König selbst, begeben sich alle Tage des Abends an den Fluß Sestos, in welchem sie sich waschen, und sich alsdenn vor dem Götzenbilde niederwerfen. Die Aerzte in diesem Lande sind die Priester, und man muß gestehen, daß sie in der Kenntniß der Pflanzen ziemlich erfahren sind. Die Clystire werden von Frauenspersonen gesetzt, die sich dazu des hohlen Rohrs bedienen, und vermittelst desselben die flüßigen Ingredienzen durch den Mund von sich blasen.

Barbot hat in diesem Königreiche wie er sagt, zween sonderbare Menschen gesehen, der eine war gros und stark, und hatte eine milchweiße mit kleinen schwarzen Flecken gezeichnete Haut, die ihm das Ansehen eines Tigers gab, da hingegen die Haut des andern schwarz und mit weißen Tüpfeln gefleckt war. Dieser letztere hatte in seinem Leben fast nichts anders gethan, als daß er beständig auf einer Stelle gesessen und Toback geschmaucht hatte. Sein Hodensack war zu einer außerordentlichen Größe aufgeschwollen, und diese Krankheit hatte seit seiner Geburt von Tage zu Tage zugenommen.

Weil das hiesige Land sehr morastig ist, so herrscht daselbst eine ungesunde Luft, und die Europäer sind allda heftigen Fiebern unterworfen, die in wenigen Tagen tödtlich werden.

Die Gegend um Sestos bringt eine erstaunliche Menge Reis hervor, der aber nicht von der besten Gattung ist. Es wächst auch daselbst viel Pfeffer.

Die Hunde sind hier zu Lande ziemlich rar, weil sie die Neger häufig schlachten. Es giebt auch wenig Schweine, hingegen desto mehrere Schöpse, die von den Europäischen sehr unterschieden sind. Sie haben nicht dieselbe Größe, und an statt der Wolle tragen sie Haare wie die Ziegen und eine Mähne gleich den Löwen. Ihr Fleisch ist unschmackhaft, und dennoch kostet ein einziges solches Thier eine Stange Eisen *).

Man findet in dieser Gegend einen besondern Vogel, welcher so groß als ein kalekutischer Hahn ist und ein durchdringendes Geschrey macht. Sein Fleisch ist eben so wohlschmeckend, als das Phasanenfleisch. Das andere Geflügel ist von demjenigen nicht unterschieden, das man auf der übrigen Grineischen Küste findet.

Die Europäer, welche nach der Gold- oder Sklavenküste reisen, halten gemeiniglich zu Sestos an, um sich mit Mundbedürf-

 nissen

*) Barbot.

nissen zu versorgen, die sie gegen kupferne Kessel, Schüsseln, Pulver, Bley und alte Kisten ꝛc. eintauschen. Atkins bekam zwo Ziegen für eine solche Kiste, die dort zu Lande für ein Wunder gehalten wurde, weil sie ein Schloß hatte.

Die Franzosen hatten ehemals daselbst ein Etablissement, allein sie wurden von den Portugiesen vertrieben, die hernach im Jahre 1664 von den Engländern und Holländern ebenfalls verjagt wurden. Die Portugiesen flohen darauf nach dem festen Lande, verbanden sich durch Heirathen mit den Negern, und daher ist das Geschlecht der Portugiesischen Mulatten, die man in dieser Gegend antrifft, entstanden. Die Europäischen Portugiesen erkennen sie aus Staatslist für ihre Landsleute, beehren sie mit dem Titel: Fidalgos oder Edelleute, imgleichen mit dem Christorden wie auch mit andern geistlichen Orden, und machen sie zu Gouverneurs ihrer Afrikanischen Festungen. Diese Portugiesen sind in vielen von der See entlegenen Kantons sehr mächtig geworden, und das Ansehen, welches sie sich bey verschiedenen Negrischen Nationen erworben haben, würde sie in den Stand setzen, einen ansehnlichen Handel zu treiben, wenn ihnen die Europäischen Waaren nur häufiger zugeschickt würden.

Der Fluß Rio-Sestos durchströmet das Königreich und giebt ihm den Namen. Die beste Rheede ist, nach dem Philips, bey der

Mün-

Mündung des Flusses, einem Hügel gegen über, welcher die östliche Spitze formiret. Ehe man dahin kommt, ist das Erdreich niedrig, und wenn man vorbey ist, sieht man zween Hügel, davon der eine die Gestalt eines halben Zirkels hat. Eine Meile gegen Westen hingegen wird man zween große Felsen gewahr und in gleicher Entfernung gegen Osten geht das Land, indem es immer spitziger wird, ins Meer hinein. Dieses sind die Kennzeichen, woran man den Fluß Sestos erkennen kann. Die Mündung desselben hat eine Breite von einer Meile, und die Ufer sind mit den schönsten Bäumen besetzt. Einen Kanonenschuß von der östlichen Spitze liegt ein Brunnen, der gutes süsses Wasser giebt. Die Quelle des Rio Sestos ist weit im Lande hinein gegen Nordost gelegen. Man findet in diesem Fluße eine Art von Kieselsteinen, die das Glas noch besser als der Diamant von einander schneiden und fast eben so viel Glanz haben, wenn sie gut geschliffen werden.

Zwischen dem Fluße Sestos und dem Kap Mesurando haben noch sieben andere Flüsse ihren Lauf, nämlich: Barsay, Rio St. Johannes, Rio St. Peter, Rio Tabo, die Neel, Rio Junko und St. Maria. Der Rio Tabo macht bey seiner Mündung eine kleine Insel, welche die Franzosen ehemals besassen, und wo sie ein Fort angelegt hatten, das sie Klein-Dieppe nannten *). Dieser Platz

*) S. die Charte des Herrn Bellin.

Platz liegt aber schon seit langer Zeit wüste. Am östlichen Ufer des Flusses trift man zwar ein ziemlich großes und bevölkertes Dorf an, allein die Einwohner selbst versichern, daß es nicht das kleine Dieppe sey. Indessen ist es unstreitig, daß die Franzosen diese Küste zuerst besucht haben; denn die Neger haben nicht nur viele von ihren Ausdrückungen beybehalten, sondern es führen auch fast alle ihre Flüsse französische Namen. Bey der Mündung des St. Marienflusses sieht man sehr schöne Waldungen, welche **Mata de Santa Maria** genannt werden. Der Rio Junko wird für den beträchtlichsten Fluß in der ganzen Gegend gehalten. Er fließt gegen dem fünften Grad funfzig Minuten nordlicher Breite. Seine Mündung erkennet man an drey großen Bäumen und eben so vielen Bergen, welche letztern im Innern des Landes den erstern gegen über stehen. Er hat eine Breite von fünf hundert Schritten, allein seine Tiefe ist nicht beträchtlich. Seine Ufer sind mit Blumen, Pomeranzen- Palmen- und Citronenbäumen gezieret; sein langsamer Lauf verursacht ein angenehmes Geräusche, und überhaupt ist die ganze Gegend sehr reizend. Geflügel und Palmwein sind in diesem Lande sehr gemein, von welchem übrigens die Europäer nur eine geringe Kenntniß haben, weil fast gar kein Handel dorthin getrieben wird.

§. 3.

Vorgebürge und Königreich Mesurando.

Wenn man auf der Küste weiter gegen Westen fortrückt, so trift man nichts merkwürdiges an, als das **Kap Mesurando**, welches gegen dem sechsten Grad neun Minuten nordlicher Breite und nahe am achten Grad der Länge gelegen ist. Dieses Kap ist rund, und fast ganz vom Wasser umgeben. Die Ufer desselben sind auf der Seite nach dem Meere zu sehr steil, auf der Landseite aber viel abhängender und zugänglicher. Gegen Osten hat es eine große Bay, die von einem hohen und mit sehr großen Bäumen besetzten Erdreiche umgränzet wird, und gegen Westen ergießt sich ein Fluß, dessen Mündung ebenfalls eine Bay formiret. Der Gipfel des Kaps besteht in einer natürlichen hohen Ebene, die vier tausend Schritte im Umfange hat und mit schönen Bäumen besetzt ist. Man kann von dieser Höhe die beyden Bayen bestreichen. Der beste Ort zum Ankern ist in der westlichen Bay, dem Kap gegen Norden, einen Flintenschuß vom Ufer, wo eine Tiefe von neun Klaftern ist, zwischen der äußersten Spitze des Kaps und der Mündung des Flusses. Am Fuße des Kaps findet man eine sehr gute Quelle, zu welcher man bequem gelangen kann, und deren Wasser sich lange auf der See erhält, ohne faul zu werden. Sie macht einen sehr

schönen

schönen Wasserfall, indem sie aus einem am Ufer liegenden Felsen hervorkommt.

Das Kap hat seinen Namen von dem Worte Misericorde, Barmherzigkeit, welches die Neger von den französischen Bootsleuten, die auf ihrer Küste Schiffbruch gelitten hatten, beständig ausrufen hörten, und woraus sie das Wort Mesurando gemacht haben.

Der Fluß, der dem Kap gegen Westen fließt, wird von einigen Verfassern Rio Duro, und von andern Rio de St. Paulo, von den meisten aber Mesurando genennet. Er ergießt sich anfänglich in einem Raume von achtzehn bis zwanzig Meilen gegen Nordwesten, hernach beugt er sich aber gegen Nordosten. Die Einwohner sagen, daß er aus einem andern weit im festen Lande hinein befindlichen großen Flusse entspringe. Sie nennen die Gegend seines Ursprungs das Land Alain, und Labat behauptet, daß solches das Königreich Galam, der große Fluß aber der Niger oder der Senegal seyn müsse. Snock hingegen sagt, daß der Mesurando mit den Flüssen Junko und Sestos Gemeinschaft habe. Bey der Mündung des Mesurando sieht man zwo Inseln, davon die eine so klein ist, daß es nicht der Mühe werth seyn würde, ihrer zu erwähnen; da hingegen die andere etwa zwo Meilen lang und ohngefähr drey viertel Meilen breit seyn möchte. Man kann aus der Schönheit der Bäume urtheilen, daß der Boden auf dieser

ser letztern sehr fruchtbar seyn müsse. Sie wird auch niemals, so gar zu der Zeit nicht, wenn sich die Flüsse über die hiesige Küste ergiessen, überschwemmet, und die Ost- wie auch die Nordostwinde verursachen, daß die Luft daselbst sehr gemäßigt ist. Sie hat nur die einzige Unbequemlichkeit, daß es ihr an süssem Wasser fehlet, welches sie aber vom festen Lande bekommt. Sie wird Kings-Isle oder Königsinsel genennet, obgleich der König nicht daselbst wohnet, sondern nur einige Sklaven auf derselben hält, die sein Vieh und Geflügel warten müssen. Dieser Prinz hatte den Barbot sehr lieb gewonnen, und suchte ihn zu bereden, daß er sich auf dieser Insel niederlassen möchte.

Das Königreich Mesurando hat gegen Morgen den Junko, gegen Abend aber einen kleinen Fluß, der auf dem halben Wege vom Kap Mesurando nach dem Kap Monte liegt, zu Gränzen. Die Hauptstadt heißt Andrea und ist sieben bis acht Meilen von der Mündung des Flusses, am linken Ufer, gelegen. Man kann sie nicht eher sehen, als bis man hinein kommt, weil sie ganz mit Waldungen umgeben ist. *) Sie besteht nur aus vierzig bis funfzig Hütten, die aus geflochtenen Zweigen gemacht und mit einer Art von Gips beworfen sind. Die Thüren an denselben sind Löcher, die nur zween Fuß hoch sind, und durch welche

*) Philips.

welche man hineinkriechen muß. Inwendig findet man eine Bank von Erde, die zween Fuß hoch und mit einer Matte belegt ist. Sie dient den Einwohnern an statt eines Bettes. In der Mitte ist der Schornstein, sie pflegen aber sonst niemals, als zur Regenzeit, Feuer anzuzünden. Bosman, Des Marchais und Snock machen hingegen eine ganz andere Beschreibung von den Häusern in diesem Lande. Ihren Berichten zufolge sind sie auf der Seite, die dem Winde am wenigsten ausgesetzt ist, offen, auf den andern Seiten aber mit Mauren versehen, die aus Pfählen, so mit Lehm beworfen worden, bestehen. Der Ort, wo man schläft, ist drey Fuß über der ebenen Erde erhaben, um vor der Feuchtigkeit sicher zu seyn. Das Dach hat die Gestalt eines Zeltdachs, und ist aus Palmblättern oder aus Rohr gemacht, welches so fest zusammen geflochten worden, daß kein Regen durchdringen kann. Der Fußboden ist ganz eben und wird von den Weibspersonen jederzeit sauber gehalten. Zur Rechten und Linken sind zwo Bänke, die einen Fuß hoch und vier Fuß breit, und mit einer Matte, über welcher ein baumwollener Zeug liegt, bedeckt sind; und dieß ist die Schlafstäte der Neger. Auf der offen stehenden Seite findet man eine Art von Saal, wo der Hausvater, die Weiber und Kinder fast den ganzen Tag zubringen. Gemeiniglich sind in jedem Hause so viel Kammern, als Weiber vorhanden sind. Ein jeder Neger hat außer

seinem

seinem Hause noch ein besonderes Gebäude, um seinen Vorrath an Reis, Hirse, Hülsenfrüchten, Palmwein und Branntewein ꝛc. aufzuheben. Diese Niederlagen sind gut gedeckt und mit tüchtigen Schlössern verwahret. Der Herr vom Hause hat den Schlüssel dazu, und giebt seinen Weibern täglich so viel heraus, als er zum Unterhalte seiner Familie für nöthig hält.

Dieses Königreich ist sehr volkreich. Es sind, nach dem Des Marchais, eine Menge Dörfer darinnen, deren Namen er aber nicht anführet. Zwey Meilen vom Kap, gegen Westen, findet man deren drey, welche so schöne Häuser haben, daß sie für die schönsten auf der ganzen Guineischen Küste gehalten werden *). Mitten in jedem Dorfe sieht man eine Art von Schaubühne, gleich einem bedeckten Marktplatze, ohngefähr sechs Fuß hoch, so auf verschiedenen Seiten mit Leitern versehen ist, vermittelst deren man hinaufsteigen muß. Dieser Ort wird **Kalde** genennt, welches einen Ort oder Platz, wo eine Gesellschaft zusammen kommt, bedeutet. Es ist gleichsam ein öffentlicher Platz, wohin sich jedermann begiebt, theils um von Handlungssachen zu reden, theils Toback zu rauchen, theils aber auch zu hören, was gesprochen wird. Der König hält daselbst eine Wache, um alle Unordnungen zu verhüten.

Die

*) Snock.

Die Einwohner des Landes sind groß und wohlgemacht. Sie haben eine sanfte Gemüthsart und denken gar nicht an den Krieg, wenn sie aber die Nothwendigkeit dazu zwingt, so verwandelt sich ihre Leutseligkeit in Wuth. Diese Neger sind sehr arbeitsam und besitzen viel Geschicklichkeit im Handel. Die Kleidung der Vornehmern besteht in einer Art von Ueberrocke mit langen Aermeln, die bis an die Knice reichen. Auf dem Kopfe tragen sie eine aus Weiden geflochtene Mütze von allerhand Farben; diejenigen aber, die sich einen alten europäischen Hut anschaffen können, glauben aufs allerbeste geputzt zu seyn. Die gemeinen Neger schlagen sich blos ein Stück baumwollen Zeug, das etwa einen Fuß breit ist, um den Leib, davon der Zipfel vorn zwischen den Beinen durch und hinten wieder bis an die Lenden geht. Einige aber haben nichts weiter als ein viereckigtes Stück Zeug, womit sie ihre Blöße bedecken. Die Weiber tragen eine Art von Leibchen, das ihnen fest anschließt, und legen einen Schurz um die Lenden, der ihnen bis an die Kniee reichet. Die gemeinen Weiber gehen alle, so wie die Kinder von beyderley Geschlechte, ganz nackend, welche letztern nicht eher, als wenn sie dreyzehn Jahr alt sind, Kleider tragen dürfen *). Diese Negerinnen sind überhaupt sehr arbeitsam, und sollen ihren Männern, die gemeiniglich eifersüchtig

*) Des Marchais.

süchtig sind; getreu seyn. Inzwischen lassen sie jedoch ihren Töchtern eine völlige Freyheit, zu thun was sie wollen. Sie geben ihnen das, was sie mit ihrem unzüchtigen Leben verdienen, zur Aussteuer, und die Männer machen sich eine Ehre daraus, eine Frau zu heirathen die bereits von ihrer Fruchtbarkeit Proben abgelegt hat. Die Väter und Mütter lieben ihre Kinder ungemein, und man kann sich ihre Gunst nicht besser erwerben, als wenn man ihrer Familie Geschenke macht. Auch hier können die Männer, so wie in allen andern afrikanischen Ländern, so viel Weiber nehmen, als sie zu ernähren im Stande sind, und es herrscht beständig eine vollkommene Einigkeit unter ihnen. Der Mann wohnt ihnen allen nach der Reihe bey, und derjenigen, bey welcher er die Nacht zubringen will, kommt es zu, sein Abendessen bereit zu halten.

Man kennet weder die Gesetze, noch die Regierungsform dieses Landes, weil alle Verfasser ein tiefes Stillschweigen darüber beobachten. Der König, welcher im Jahre 1667. daselbst regierte, hieß ebenfalls **Peter**. Er war sehr groß von Person und hatte eine ernsthafte Gesichtsbildung. Er liebte die Europäer sehr und gab sich die äußerste Mühe, den Herrn Villaut zu bewegen, daß er ein Etablissement in seinen Staaten anlegen möchte. Er hat, dem Anschein nach, eben nicht viel Gewalt über seine Unterthanen, und die Gesetze verbieten ihm so gar, Verbrecher am Leben zu

bestrafen, sondern verstatten nur, daß er sie als Sklaven verkaufen darf *).

Die Waffen der Neger zu Mesurando bestehen in Lanzen, die ohngefähr fünf Fuß lang und mit eisernen Spitzen versehen sind, imgleichen in kleinen Bogen und sehr dünnen Pfeilen, die zwar nicht mit Eisen beschlagen, hingegen an der Spitze mit einem so feinen Gifte bestrichen sind, daß sie, wenn sie auch nur ein wenig in das Fleisch dringen, auf der Stelle den Tod verursachen. Ihre Schilder sind ziemlich dünne Bretter, vier Fuß lang und zwey Fuß breit, und haben in der Mitte einen Handgrif, durch welchen sie den Arm stecken **).

Ihre vornehmste Gottheit ist die Sonne, der sie allerhand Thiere, Palmwein und Früchte ꝛc. opfern ***). Diese Opfer werden von dem Oberpriester verrichtet, der sie hernach mit dem Könige theilt. Ehemals weihete man diesem Gotte menschliche Opfer; allein diese barbarische Gewohnheit hat aufgehöret, seitdem man die Kriegesgefangenen an die Europäer zu verkaufen angefangen hat. Außer der Sonne werden auch zu Mesurando verschiedene Fetischen angebetet; es ist aber für diese Untergottheiten kein besonderer Dienst angeordnet, sondern ein jeder kann seiner Willkühr folgen und sie auf die Art verehren, wie er für gut findet.

Das

*) Des Marchais.
) Philips. *) Des Marchais.

Das hiesige Land ist fruchtbar. Es hat einen Ueberfluß an rothem Holze und das Ufer ist mit Bäumen besetzt, die so groß sind, daß sie zu Mastbäumen auf Schiffen von sieben hundert Tonnen gebraucht werden können. Sie haben ein sehr hartes und festes Holz. Das Zuckerrohr, der Indigo und die Baumwolle wachsen daselbst ohne daß sie gebauet werden, und der Toback würde sehr gut ausfallen, wenn ihn die Neger zu bereiten wüsten. Alle Arten von Früchten sind allda in sehr großer Menge vorhanden.

Die Ochsen, Schöpse, Ziegen ꝛc. vermehren sich dort sehr. Das Geflügel, welches die Einwohner **Kokadetos** nennen, ist sehr klein, aber sehr gut. Es giebt auch daselbst viel Wildpret und Fische. Das Fleisch der Seepferde, die im Ueberfluß vorhanden sind, ist sehr gut, und ihre Zähne sind viel weisser und werden höher gehalten, als das Elfenbein. Man sieht allda eine unglaubliche Menge von Tigern und Löwen.

Außer dem Vorrath von Reis, Federvieh, Ochsen und Schöpsen, womit sich die Europäer auf dieser Küste versorgen, treffen sie hier auch viel Gold an; man weiß aber nicht, woher es die Einwohner nehmen. Das dasige Elfenbein ist nicht schön. Die Zähne des Seepferdes sind allein in Werthe, und werden gegen **Bugis** oder **Kowris**, Stangen Eisen und rothe Zeuge, von den Negern eingetauschet.

Das Kap Mesurando würde ein sehr bequemer Ort zu einem Fort seyn. Man könnte vermittelst desselben die auf der Rheede liegenden Schiffe sehr gut vertheidigen, und wenn man einen Weg durch die Felsen anlegte, so würde man immer das Wasser und die Gemeinschaft mit dem Meere in seiner Gewalt haben, im Fall der Weg zu Lande abgeschnitten werden sollte. Die Kosten zu einem solchen Werke würden sich nicht hoch belaufen, weil man alle dazu nöthige Materialien im Lande antrift, und die Lebensmittel überdem in sehr wohlfeilem Preise sind.

§. 4.

Gegend Monte, oder Wakongo.

Dieses Gebiete erstreckt sich vom Königreiche Mesurando, welches demselben gegen Osten liegt, bis an den Fluß Maguiba oder Nugnes. Es hat den Namen von dem nach der Mitte zu gelegenen Vorgebürge, und ist volkreich und voller Dörfer, deren Namen aber unbekannt sind. Die Gegend um das Kap ist, wie Villaut sagt, von einer ausnehmenden Schönheit. Man sieht, so bald man die Küste betritt, eine Ebene, die mit Bäumen eingefaßt ist, deren Blätter beständig grün bleiben und den Lorbeerblättern gleichen. Auf der Mittagsseite geht die Aussicht bis an den Berg des Kaps und gegen Norden bis an einen großen Wald, der eine kleine Insel

an

an der Mündung des Flusses umschattet; gegen Morgen aber verliert sich das Auge auf einer weiten Flur voller Wiesen und Felder, die ein immerwährendes Grün bekleidet, wo Citronen- und Pomeranzenbäume ihre Balsamdüfte ausbreiten und kleine Bäche, die aus dem innern Lande kommen, die Luft erfrischen.

Die Lage des **Kap Monte**, welches die Einwohner **Wakongo** nennen, ist sechs Grad zwey und vierzig Minuten nordlicher Breite. Es theilet sich in zween Gipfel, die ziemlich weit hinein gehen, und formiret eine Halbinsel, die auf der Ost-Süd-Östlichen und West-Nordwestlichen Seite am breitesten ist *).

Drey Meilen in der See findet man dreyßig Klaftern Wasser über einem schwarzen morastigen Grunde. Der beste Ankergrund ist Dreyviertel Meilen Nordwestwärts der äußersten Spitze des Kaps, wo die Tiefe acht bis zwölf Klaftern beträgt. Man ist daselbst vor dem Winde gedeckt, obgleich das Meer auf dieser Küste beständig so stark fließend ist, daß die Bootsleute eine Furth zu suchen und die Waaren ans Ufer zu tragen genöthiget sind. So gar die Bote der Neger selbst werden umgeworfen, wenn die Ruderer nicht die größte Vorsichtigkeit anwenden. Die beste Rheede für die großen Schiffe ist, nach dem

*) Des Marchais.

Barbot, dem Kap gegen Westen, über einen zwölf Klafter tiefen Sandgrund, zwo Meilen vom Ufer, dreyen kleinen Dörfern gegen über, die man auf der Landseite von weitem sehen kann.

Die Einwohner auf dem Kap sind von sanfter Gemüthsart, und von Natur fleißig treu und uneigennützig *) Ihre vornehmste Beschäftigung ist, Reis zu säen und Salz zu machen. Die Männer nehmen so viel Weiber, als sie ernähren können; sie kosten ihnen aber sehr wenig, weil sie alle sehr arbeitsam sind. Die einzige Leidenschaft der Neger auf dieser Küste ist der Geiz. Sie können auch die Untreue ihrer Weiber mit aller Gelassenheit ansehen.

Die Art sich zu kleiden ist auf dieser Küste mit der Tracht im Königreiche Mesurando einerley. Die Manns- und Frauenspersonen legen ihre Haare in Locken und bestecken sie mit Goldflittern und kleinen Steinen. Die Weiber haben eine besondere Art sich zu schminken. Sie machen sich mit weißen, rothen oder gelben Firniß einen Streif rings um die Stirne, und weil dieser Firniß sehr flüßig ist, so fällt er gleichsam in Linien über das ganze Gesicht herunter. Sie mahlen sich auch mit eben der Farbe runde Striche oder Zirkel um den Leib und um die Arme; und dieser bunte Zierrath hat in den Augen der

*) Des Marchais, Snock, Villaut.

der Neger etwas reizendes. Der Putz der Männer besteht in kupfernen, zinnernen oder eilfenbeinernen Armbändern. Sie pflegen sich auch dergleichen Ringe in die Ohren zu hängen und um die Handgelenke wie auch über den Fußknöcheln anzulegen, den Hals aber mit einem Gehänge von Affenzähnen auszuschmücken. Die Großen und Reichen führen ein sehr weichliches Leben. Sie pflegen sich fast den ganzen Tag müßig hinzustrecken, ihren Weibern den Kopf in den Schooß zu legen und in dieser Stellung Toback zu rauchen, zu schwatzen und Palmwein zu trinken. *)

Die Wohnungen des Gouverneurs und der Großen sind in die Länge gebaut, und viele darunter haben zwey Stockwerke. Sie sind mit Palmblättern oder Rohr gedeckt, welches so fest zusammen geflochten worden, daß weder die Sonne, noch auch so gar der Regen durchdringen kann. Das erste Zimmer, so zum Speisesaal dienet, ist mit einer Banke von Erde oder Lehm, einen Fuß hoch und fünf bis sechs Fuß breit, umgeben. Sie wird mit einer aus blau oder roth gefärbten Palmblättern oder Binsen gemachten Matte bedeckt. Die Schlafkammer stößt nahe an diesen Saal und die Schlafstäte besteht aus einer Erhöhung, die einen Fuß hoch und sechs Fuß lang und breit ist. Sie wird mit sehr

*) Atkins. Villaut.

starken Matten bedeckt, und mit zusammen genähten Stücken von geflochtenem Zeuge oder mit gemahlter Leinwand behangen, welche Bekleidnng unsern Vorhängen gleichet. Die Weiber wenden großen Fleiß daran, diese Gemächer rein und sauber zu erhalten. Die Küche ist jederzeit von der eigentlichen Wohnung abgesondert.

Diese Neger sind in Absicht ihrer Beköstigung und der Art zu speisen viel reinlicher, als alle die übrigen Einwohner von Guinea. Sie bedienen sich hölzerner Schüsseln und verzinnter kupferner Schalen, die sie sehr sauber halten, und ihr Fleisch braten sie an hölzernen Spießen.

Das hiesige Land gehört dem Könige der Karrows, welchem auch der ganze übrige Theil der westlichen Küste bis an den Fluß Sierra-Leona, wie wir hernach weiter ausführen werden, unterworfen ist. Der Gouverneur hat seine Residenz auf dem festen Lande, drey Tagereisen von der Küste. Derjenige, welcher im Jahre 1667 diese Statthalterschaft verwaltete, war ein ehrwürdiger Greis von sehr langer Statur, und nennte sich **Fallam-Bure**; er war von einem leutseligen Charakter, und sprach das Französische und Portugiesische, daß man ihn so ziemlich verstehen konnte. Er trug eine Art von Ueberrock, von blauer Farbe, da hingegen der andern Neger ihrer blau und weiß gestreift war. Er liebte die Franzosen sehr, und so

bald er hörte, daß einige von dieser Nation ans Land getreten wären, so begab er sich mit allem in diesen barbarischen Ländern nur möglichen Gepränge nach der Küste. Ein Trommelschläger, ein Trompeter und einige Officier giengen vorauf, seine Weiber und Töchter erschienen ihm zur Seite, und nach ihm folgten seine Sklaven und viele Weiber, die sein Essen in hölzernen und zinnernen Schüsseln trugen. Vier Sklaven hielten breite Schilder über ihm, und verschiedene andere führten seine Pfeile, seinen Bogen, seine Zagaye. Villaut schickte ihm einige von seinen Leuten entgegen und begrüßte ihn mit einer Salve aus fünf bis sechs Musketen. Die Neger hingegen theilten sich in zween Haufen, davon der eine aus den Männern der andere aber aus den Weibern bestand, und fiengen an zu tanzen und allerhand lächerliche Verdrehungen zu machen. Der Gouverneur ergriff einen Wurfspieß und stellte sich, als wenn er ihn nach ihnen schleudern wollte, worauf sie plötzlich niederfielen, und eben so geschwind wieder aufstunden. Diejenigen, so in seinem Gefolge gekommen waren, fiengen darauf ebenfalls an zu tanzen und zu singen. Der Gouverneur nahm einen Pfeil, schoß ihn in die Luft, die ganze Versammlung lief nach dem Pfeile, und derjenige, so ihn aufhob und dem Statthalter einhändigte, wurde für sehr glücklich gehalten und von allen übrigen mit

eifer-

eiferſüchtigen Augen angeſehen. Als dieſe Ceremonie vorbey war, bewillkommete Villaut den Befehlshaber, welcher ſich in einen Saal, den ihm ſeine Unterthanen von grünem Laube zubereitet hatten, verfügte. Nachdem darauf die Austauſchung der Waaren geſchehen war, begab ſich Villaut in dieſen Saal und machte dem Statthalter ſein Compliment in Portugieſiſcher Sprache. Der Greis weinte für Freude, und ſagte zu ihm, daß er ſeit vier vollen Jahren keinen Weißen geſehen hätte, wobey er hinzu fügte, die Franzoſen ſollten jederzeit in ſeinen Staaten wohl aufgenommen werden; ſie wären zwar in der That ein wenig hitzig und eigenſinnig, er vergäbe es ihnen aber, weil er wüſte, daß ſie ſonſt redliche Leute wären; worauf er ihn zugleich nöthigte, zu Mittage bey ihm zu ſpeiſen. Während der Mahlzeit trank Villaut die Geſundheit einer von den Sohnsfrauen des Gouverneurs, die ihm auf franzöſiſch antwortete: **Mein Herr, ich bedanke mich!** alsdenn aber in portugieſiſcher Sprache ſagte, daß der Gouverneur, ihr Schwiegervater, beſtändig einige Franzoſen, ſo lange ihre Niederlaſſung auf dieſer Küſte gedauret, bey ſeinem Hofe gehabt hätte, und daß es ihr gleich an ſeinem und ſeines Bedienten äuſſerlichem Anſehen in die Augen gefallen wäre, daß ſie beyde zu dieſer Nation gehörten. In der That waren auch Villaut und

sein Bedienter die einzigen Franzosen unter dem ganzen Reisegefolge, und die übrigen Fremden bestunden aus Holländern. *)

Die Einkünfte des Befehlhabers bestehen blos in dem Tribut, den ihm die Unterthanen in Getraide, Obst, Hülsenfrüchten, Salz ꝛc. entrichten, und in dem Gelde, das für die Verbrecher bezahlt wird, die jederzeit zu seinem Vortheil verkauft werden. Obgleich diese Völker sich eine Ehre daraus machen, seine Sklaven zu seyn, so geht er doch sehr gelinde mit ihnen um, und überläßt die Verwaltung der Justiz den Kabaschirs, die nicht das geringste anders, als nach der Mehrheit der Stimmen, entscheiden. Diese Staatsdiener sind zugleich die Beamten der Städte, und man ertheilt diese Würde nur solchen Personen, welche die meiste Erfahrung und Herzhaftigkeit besitzen.

Diese Neger sind gar nicht kriegerisch, sondern sie brauchen jederzeit die Behutsamkeit, alle Streitigkeiten, die zwischen ihnen und ihren Nachbaren entstehen, in Güte beyzulegen **). Die Verfasser der Reisebeschreibungen haben sich keinen rechten Begriff von ihrer Religion machen können. Ein Neger sagte einmal ganz ernsthaft zu dem Villaut: **Die Weißen bethen Gott an, und die Schwarzen den Teufel**, ohne sich weiter

*) Des Marchais. Villaut.
**) Des Marchais.

ter zu erklären; und ein anderer sprach aus eben dem Tone mit dem Des Marchais. Snock glaubt aus verschiedenen Zeugnissen, daß ihre Religion darinn bestehe, ihrem Gouverneur die größte Ehrerbiethung zu erweisen und sowohl seine eigenen Befehle, als auch die Verordnungen seiner Unterbefehlshaber aufs genaueste zu erfüllen; imgleichen glaubt er, daß sie sich wenig um die andere Welt bekümmern.

Das hiesige Land bringt viel Hirse, Ignames, Patates und Reis hervor. Die Baumfrüchte sind mit denen, die auf der Goldküste wachsen, einerley. Das Färbeholz ist hier sehr gemein, das Vieh aber überaus rar; es giebt weder Kühe noch Schweine, und alles besteht in einigen Ziegen und Schöpsen. Das Geflügel ist ebenfalls selten, aber vortrefflich; hingegen sind Elephanten, Büffel, Hirsche und Tyger ꝛc. im Ueberfluß vorhanden.

Der Fluß Mara oder Massa auf den Kap Monte, ergießt sich durch viele Umwege gegen Nordost und Südost, und befeuchtet viele Länder, die er sehr fruchtbar macht. An seinem Gestade trift man, hundert Schritte vom Meere, eine beständig grüne Ebene an, die verschiedenen Thieren in dieser Gegend die schönste Weide von der Welt darbietet.

Des Marchais behauptet, daß die Compagnie zu Rouan einen Handelsplatz auf dieser Küste gehabt hätte, man weiß aber nicht eigentlich, in welcher Gegend, noch warum der-

selbe

selbe verlassen worden. Im Jahre 1666 und 1669 schickte die französische Indianische Compagnie einige Schiffe nach dem Cap Monte. Die darauf befindlichen Franzosen wurden daselbst mit vielem Gepränge aufgenommen, und man fand, daß der König und die Grossen, wie wir vorher gesehen haben, sich im Französischen noch verständlich genug ausdrücken konnten.

Die Europäer finden auf dieser Küste viele Sklaven, welche die Neger aus den innern Afrikanischen Ländern dorthin bringen. Ausserdem trift man auch viel Gold daselbst an, welches aus eben der Gegend dahin gebracht wird. Die gewöhnlichsten Waaren sind Matten, geflochtene Zeuge, Elfenbein, und Häute von Löwen, Panthern, Tygern und andern wilden Thieren.

§. 5.

Beschreibung der Länder zwischen dem Kap Monte und dem Flusse Sierre-Leona.

Man trift zwischen dem Kap Monte und dem Flusse Sierra-Leona eine Menge kleiner Staaten, oder vielmehr Statthalterschaften an, die zu jetzigen Zeiten sämmtlich dem Könige der Karrous unterworfen sind. Sie liegen überhaupt alle an Flüssen, und führen davon den Namen. Dem Kap Monte gleich unmittelbar gegen Westen findet man den

Fluß

Fluß **Mara** oder **Massa**, der mit seinem Laufe ohngefähr dreyßig Meilen einnimmt. Er kommt vom Gebürge, geht durch die Landschaft **Danevata**, eine Meile von Kap Monte gegen Norden, und verliert sich zwischen Sandbänken. Er ergießt sich nur einmal des Jahres bis an das Meer, nämlich zu der Zeit, wenn er über seine Ufer austritt. Ehemals bewohnten die **Pui-Monus** seine Gestade, und das Dorf Jeg-Wonga war die Residenz ihres Königs; da hingegen der Fürst der Karous, der sich dieses Landes bemeistert hat, auf einer im See **Plizoje** gelegenen Insel wohnet. Wenn man diesen Fluß hinauf fähret, so trift man eine Menge ziemlich bevölkerter Dörfer an.

Rio Maguiba fließt ebenfalls längs dieser Küste und wird durch eine Klippe formiret, welche die großen Schiffe am Einlaufen hindert. Die Portugiesen und Franzosen trieben hier ehemals einen Handel, sie überließen dieß Gewerbe aber den Engländern, die mit ihren Booten bis an das Dorf **Dava Kuja** hinauf fahren, und Elephantenzähne von daher hohlen. Weiterhin wird der Lauf des Flusses durch Felsen und Wasserfälle unterbrochen.

Rio de Galinhas, von den Einwohnern **Magualbari** genannt, entspringt in der Landschaft **Londo**, und fließt durch das Gebiete **Blum-Monu** und **Quilliga-Monu**. Die Europäer nehmen von den Negern, die an den

Ufern

Ufern wohnen, trockene Häute, und Elephantenzähne. Den Namen Galinhas hat dieser Fluß von den vielen Hünern, womit seine Ufer angefüllet sind, erhalten.

Die Küste, welche dem Rio Galinhas gegen Westen liegt, und sich bis an den Scherbro erstreckt, nimmt einen Raum von eilf Meilen ein. Sie ist niedrig, flach, morastig und wüste. Der Fluß Scherbro wird von einigen **Madre = Bomba**, von andern aber **Rio Selboba**, oder auch **Rio das Palmas** genennet. Er kommt weit her aus dem Lande und fließet durch das Land **Blum-Monu** oder **Monou**, welches voller Moräste ist. Seine Mündung ist von einer beträchtlichen Breite, und die großen Schiffe können bis an die Stadt **Bagos**, wo er schmaler zu werden anfängt, hinauf fahren; allein mit Schaluppen von sechzig bis achtzig Tonnen kann man bis nach **Redham** gelangen, welches zwey hundert und funfzig Meilen von seiner Mündung liegt. Hernach wird aber der Kanal nicht nur so enge, daß man nicht weiter fortkommen kann, sondern auch durch die vielen Zweige verstopft, die sich von einer erstaunlichen Menge von Bäumen, womit die beyden Ufer besetzt sind, herunter senken *). Die Länder, die dieser Fluß durchströmt, werden von ziemlich gesitteten Negern bewohnt; er ist aber voller Krocodile und Waser-

*) Barbot.

ferelephanten, welches sehr gefährliche Thiere sind. Nahe am Meere vereinigt er sich gegen Nordwesten mit dem Torro, und gegen Südosten mit dem Sankt-Annen Flusse. Der erstere tritt des Jahres zweymal aus seinen Ufern; weil er aber nicht sehr tief und voller kleiner Inseln ist, so kann er nur blos mit Barken beschiffet werden. Dem Scherbro gegen Westen findet man eine Insel, die von den Portugiesen Farulha oder Farelloens, von den Holländern St. Anna, von den Engländern Scherbro, und von den Franzosen Cerbera genannt wird. Sie läßt zwischen sich und dem festen Lande einen Kanal, dessen Eingang sehr breit ist, und die eigentliche Mündung des Flusses ausmacht. Diese Insel erstreckt sich fast zehn Meilen weit gegen Ostsüdosten. Ihr Boden ist flach, und bringt eine Menge Reis, Maiz, Ignames, Patates, Indianische Feigen, Ananas, Citronen, Pomeranzen, Wassermelonen, Kolanüsse und dergleichen, hervor. Federvieh und Elephanten sind daselbst häufig vorhanden. Man findet auch feine Perlenaustern, die aber wegen der Hayen oder Meerwölfe gefährlich zu fischen sind. Die Einwohner sind Götzendiener, ob sie gleich die Gewohnheit haben, sich beschneiden zu lassen. Im Jahre 1727 verließen die Engländer einen Wohnplatz, den sie auf dem festen Lande, der östlichen Spitze der Insel Scherbro gegen über, besaßen, und begaben sich nach dieser

ser Insel, wo sie die Stadt Jamaika bewohnen.

An der westlichen Spitze des Flusses Scherbro liegen drey kleine Inseln, **Tota** genannt. Sie sind niedrig, flach und gegen Nordost mit Felsen umgeben. Die Engländer nennen sie **Plantains-Inseln**, weil diese vortrefliche Frucht daselbst häufig vorhanden ist.

Von dem Flusse Scherbro bis an den **Rio Gomboas** erstreckt sich die Küste ohngefähr zehn Meilen weit, und ist voller Untiefen und fast ganz unbewohnt *). Die Mündung des Rio Gomboas wird durch eine Sandbank versperret; die Schaluppen können aber dennoch einlaufen und bis an die Stadt **Koucho** gelangen, die funfzehn Meilen von der Küste liegt. Wenn man gegen Westnordwest hinauf fährt, so findet man die **Sankt-Annen-Klippen**, und hinter denselben die **Sankt-Annen-Bay**, an welcher Südwärts fünf Inseln, **Sombreros** genannt, liegen. Sie sind ziemlich fruchtbar und zeugen Pomeranzen, Limonen, Pfeffer, Palmbäume, Zuckerrohr, Bananas, Honig, Wachs, wie auch **Cam- und Angelin-Holz**, welches letztere zum Schiffsbau sehr dienlich ist **). Es wird daselbst eine Art von Seife aus Palmoel und Asche verfertiget, die in ziemlichen Werth ist. Die Einwohner behaupten, daß auf diesen Inseln

*) S. die Landcharte des Bellin.
**) Barbot.

Gold- und Eisen-Gruben seyn sollen, und daß sie ehemals durch ein Erdbeben vom festen Lande wären abgesondert worden.

Die Sankt-Annen-Bay ist ohngefähr fünf Meilen breit, und sechs Meilen lang. Man findet daselbst zwischen fünf bis acht Klafter Wasser über einem schlammigen Grunde. Es laufen vier Flüsse in diese Bay, darunter der **Rio Bangue** der wichtigste, und auch für grosse Fahrzeuge schiffbar ist. Die drey andern werden wenig besucht, weil ihre Ufer ganz voller Gehölze und mit wilden Thieren angefüllet sind.

§. 6.

Innere Länder zwischen Rio-Sestos und Sierra-Leona.

Die Nationen, welche die zwischen diesen beyden Flüssen gelegenen Länder bewohnen, sind die **Qvabes**, die **Monus**, die **Folgias** oder die **Karrous**, die **Konde-Qvojas**, das ist, die **Hoch Qvojas**, die **Hondos**, die **Qvilligas**, die **Slims** und die **Blums**. Einem jeden dieser Namen wird gemeiniglich das Wort **Monou** oder **Berkoma** hinzugefüget, davon das eine so viel als **Volk** und das andere **Land** bedeutet.

Die **Quabes** wohnen um den Rio-Sestos. Flansire, König der Karrous, brachte sie ehemals unter das Joch; allein zu jetzigen Zeiten sind sie dem Könige der Monus unterworfen.

Die

Die Monus sind zwischen dem fünften und sechsten Grad mittäglicher Länge und zwischen dem siebenten und neunten der Breite gelegen *). Ihr Land wird von den Flüssen Junko und Arvoredo bewässert. Ob es gleich von schwachen Umfange und schlecht bevölkert ist, so erstreckt sich doch die Macht ihres Königs seit einiger Zeit über verschiedene Nationen, die ihm einen jährlichen Tribut an Sklaven, Eisen in Stangen, und Zeugen erlegen müssen. Um aber dieses Recht zu behaupten ist er jederzeit so vorsichtig, den kleinen Fürsten dieser Völker, welche ohne seine Einwilligung Krieg anfangen und Friede schliessen können, Geschenke zu machen, die gemeiniglich in Ovaquas-Zeugen bestehen.

Das Gebiete der Folgias oder Karrous hat gegen Nordwest das Land der Monus, gegen Osten aber das Land der Ovabes zu Gränzen, und wird von dem Fluß Junko bewässert.

Die Folgias oder Karrous waren ehemals zwo verschiedene Nationen, deren jede ihre besondern Gesetze und Sitten hatte. Ein unversöhnlicher Haß verursachte, daß sie beständige Kriege mit einander führten, bis endlich die Folgias, durch viele Niederlagen entkräftet, zu folgender Kriegeslist ihre Zuflucht nahmen, um sich an ihren Feinden zu rächen **). Die Karrous hatten nämlich einen Teich in

*) Ogilby, Barbot.
**) Ogilby.

ihrem Lande, den sie für heilig hielten, weil der Stammvater ihrer Nation, nach einer alten bey ihnen eingeführten Sage, aus dem Himmel herunter in dieses Wasser gefallen seyn sollte. Sie weiheten diesem Teiche und den darinn befindlichen Fischen beständige Opfer, und nach einem ausdrücklichem Gesetze ihrer Religion durfte kein Fisch mit seinen Schuppen gekocht und gegessen werden. Die Folgias machten sich diesen doppelten Aberglauben zu Nutze, und liessen einen gekochten Fisch mit Schuppen in den heiligen Weiher werfen. Die Karrous hielten demnach ihren Teich für entheiliget, es entstand eine Trennung unter ihnen, bürgerliche Kriege entzündeten sich, ihre Macht wurde geschwächet, und die Folgias, die sich dieses Zeitpunkts bedienten sie anzugreifen, richteten eine gänzliche Niederlage unter ihnen an, und tödteten ihren König **Sogualla**. **Flonikerri**, der Sohn und Nachfolger desselben, unterwarf sich den Folgias, die sich sehr großmüthig gegen ihn bezeigten, indem Flansire, ihr König, nicht nur **Wawalla**, die Schwester des Flonikerri, heirathete, sondern ihn auch in dem Besitz seiner Staaten ließ, und ein Trutz- und Schutzbündniß mit ihm errichtete. Dem Flonikerri lag nichts so sehr am Herzen, als das Verlangen, dem Flansire seine Erkenntlichkeit zu bezeigen, und als er vernahm, daß die Ovabes seinen Freund angegriffen hätten, so eilte er zu seinem Beystande und kämpfte mit solchem Muthe,

daß

daß er die Feinde überwältigte, sie bis in ihr Land verfolgte und solches eroberte. Kurz darauf ließ er seine Hülfe auch dem Monimassa, Flansirens Eidam, und Könige von Gala, den seine Unterthanen verjagt hatten, angedeyen und schlug diese Rebellen, die sich ihrem Fürsten unterwerfen mußten. Seine Siege erhitzten seinen Muth, und er faßte den Vorsatz, Eroberungen zu machen. Das erste Land, welches er anzugreifen beschloß, war das Kap Monte, dessen Schönheit man gegen ihn gerühmt hatte. Bey allem dem aber blieb er seinen Verbindungen getreu, und wollte dies Unternehmen nicht ohne Bewilligung des Königs der Folgias ausführen, welcher ihm auch einen Haufen seiner Völker zukommen und solchen zu den seinigen stoßen ließ. Er eilte mit starken Schritten, wohin sein Ehrgeiz ihn rief; allein das Volk, so er angrif, war viel herzhafter, als er vermuthet hatte, und der Sieg wurde ihm lange streitig gemacht. Jedoch nach vielen blutigen Schlachten unterwarfen sich endlich die Feinde. Ihre Ergebung geschahe mit der demüthigsten Abbitte auf dem Fort Avolms, dem Hauptsitze der Karous, wo sich die Ueberwundenen mit dem Gesichte zur Erde gekehrt niederwarfen, und den Sieger um Gnade anfleheten. Er schenkte ihnen zwar das Leben und die Freyheit; allein er trat sie, dem Landesgebrauche gemäß, mit Füssen und machte darauf einen Friedensbund mit ihnen, zu dessen Bestätigung die Ueber-

wundenen das Blut verschiedener Hüner, die man in ihrer Gegenwart geschlachtet hatte, zu sich nahmen. Sie liessen solche darauf kochen, assen das Fleisch davon und überreichten dem Sieger die Hünerfüsse, welcher sie zu sich nahm, um sie als ein Unterpfand ihrer Treue und als ein schimpfliches Zeugniß ihres Meyneides, im Fall sie dereinst dazu fähig seyn sollten, zu verwahren; wobey man in der That gestehen muß, daß gekochte Hüner eine ganz besondere Art von Geisseln vorstellen.

Dieser Prinz, den der glückliche Erfolg immer kühner machte, sann abermals auf neue Unternehmungen; allein er wurde mitten in seinem Laufe durch einen Treulosen, der ihm die größte Verbindlichkeit schuldig war, aufgehalten. Niminiko, ein Sohn des Manimassa, den er auf den Thron der Galaer wieder eingesetzt hatte, grif ihn mit einem so mächtigen Heere an, daß er die Korrous nöthigte die Flucht zu ergreifen. Flonikerri that vergebliche Versuche sie aufzuhalten; er blieb allein mitten unter den Feinden zurück, wo seine Verzweiflung in der Wuth die letzte Zuflucht fand. Gleich einem andern Spartakus *) machte er auf der Erde einen Kreis, setzte sich mit dem einen Fusse kniend in dessen Mitte,

*) Der berühmte Anführer der aufrührischen Gladiatoren zu Rom. Er kam auf eben diese Art um sein Leben, welches im Jahre 682. nach der Erbauung der Stadt Rom geschahe.

Mitte, und warf alle die sich ihn anzugreifen unterstunden zu Boden. Allein die Feinde richteten alle ihre vereinigten Streiche wider ihn; er erlag bald unter der tödlichen Last von Pfeilen und Lanzen, die auf ihn nieder fielen; sein Blut floß von allen Seiten; seine Kräfte verliessen ihn und er gab seinen Geist auf. Die Wunden, die seinen Körper bedeckten, waren gleichsam eben so viele Redner, die seine unter ihm zu siegen gewohnten Soldaten zur Rache aufforderten. Sie versammleten ihre zerstreuten Haufen, und stürzten mit solcher Heftigkeit auf den Feind, daß sie ihn vom Schlachtfelde verjagten. Killimanzo, sein Bruder, setzte sich an ihre Spitze, grif den Feind im Lager an, zwang ihn die Flucht zu ergreifen und verfolgte ihn bis in seine Hauptstadt Puy-Monu, die er sofort einnahm und plündern ließ; worauf er seine Eroberungen bis in die sämmtlichen benachbarten Länder fortsetzte. Um endlich nach so vielen Beschwerlichkeiten auszuruhen, begab er sich in den Pallast zu Tombi, seiner ehemaligen Residenz, und beschloß daselbst sein Leben. Er hinterließ verschiedene Kinder, die aber alle sehr jung waren. Inzwischen wurde doch der älteste, Flansire genannt, unter der Vormundschaft des Gemmah, seines Vaterbruders, zum Könige ausgerufen. Dieser neue Monarch, welchem die Tapferkeit seines Vaters angestammt war, sahe sich kaum im Stande selbst zu regieren, so faßte er den Schluß, seine Staaten durch neue Erobe-

rungen zu erweitern. Er versammlete zu dem Ende seine Truppen, stellte sich an ihre Spitze, und bemächtigte sich des Landes, welches sich dem seinigen gegen Westen bis an Sierra-Leona erstreckt. Er setzte den Ovanquadulla, einen Herrn von seinem Hofe, zum Gouverneur über dieses Gebiete, übergab die Küste des Flusses das Palmas oder Scherbro einem andern, Namens Selbore, und machte endlich einen dritten, Sitre genannt, zum Befehlshaber über die in der Gegend des Rio das Galinhas wohnenden Völker. Als er seine Eroberungen auf solche Art genugsam gesichert zu haben glaubte, so kehrte er nach Tombi in seinen Pallast zurück, um daselbst die Annehmlichkeiten der Ruhe zu geniessen; allein er sahe sich bald genöthiget, diesen Aufenthalt wieder zu verlassen, und sich neuen Beschwerlichkeiten und Gefahren auszusetzen. Ovanqvadulla war nämlich aus seinem Gouvernement verjagt worden, und so bald Flansire solches vernahm, gab er den übrigen Statthaltern Befehl, ihre Völker zusammen zu ziehen und sie an den Ort zu führen, den er zum Sammelplatz bestimmt hatte. Allein, diese Verräther hatten den Vorstellungen seines Bruders, welcher die Krone an sich reissen wollte, Gehör gegeben, und verachteten das Geboth ihres rechtmäßigen Oberherrn. Flansire, der von dieser Meuterey nichts wußte, übergab das Gouvernement eben diesem Bruder, von dem er verrathen wurde, und eilte an den Ort zu kommen,

men, wo sich sein Heer versammlen sollte. Ob er nun gleich die Truppen, die er dort vorzufinden glaubte, nicht antraf, so setzte er dennoch den Marsch fort, und begab sich auf Booten nach den Inseln Bananas, wohin sich diejenigen, so ihm treu geblieben waren, gezogen hatten. Er ließ sie zusammenrücken, stellte sich an ihre Spitze, und, ohne etwas anders als seinen Muth zu Rathe zu ziehen, setzte er nach Sierra-Leona über, und grif die feindlichen Völker an. Diese wurden von einem Feldherrn angeführet, dessen Geschichte ich mit ein paar Worten erzählen will. Sein Name war **Dogo-Salma**, und er selbst einer der vornehmsten Herren aus der Landschaft **Hondo**. Die Freundschaft, welche der König gegen diesen Herrn hegte, gab ihm öfters Gelegenheit, in das Innerste des Pallastes zu kommen, und sich mit den Gemahlinnen des Monarchen zu unterhalten. Eine dieser Damen verliebte sich in ihn und bewilligte ihm eine Gunst, welche die Schönen denen, die sie lieben, selten abzuschlagen pflegen. Allein er wurde bey der That ergriffen, und der Prinz ließ ihm, anstatt der sonst gewöhnlichen Strafe, die in einigen Sklaven und Waaren bestand, die Ohren abschneiden und aus seinen Staaten verweisen; nach einiger Zeit aber rief er ihn wieder nach Hofe und machte ihn zum Befehlshaber seiner Kriegsheere. Dieser Neger ohne Ohren war es also, den Flansire angreifen mußte. Er hielte diesen Angrif eine ziemliche Zeit lang aus, weil

die

die Anzahl seiner Truppen ansehnlich war; nachdem aber Flansire verschiedene Europäer, die sich dort zu Lande aufhielten, an sich gezogen hatte, so schlug er den Dogo-Falma, verfolgte ihn bis in die Stadt Falmala, und ließ die Thore mit der Axt einhauen und die Häuser in Brand stecken. Dogo-Falma, der in diesen Ort geflüchtet war, machte sich aus dem Staube, und ob ihm Flansire gleich nachsetzen ließ, so glückte es ihm dennoch zu entkommen.

Nach diesem glorreichen Feldzuge war er abermals gesonnen sich nach Hause zurück zu begeben und daselbst auszuruhen; allein er vernahm auf dem Wege die Verrätherey, die sein Bruder Gammana angerichtet hatte. Der Schmerz über diese Nachricht schien ihn Anfangs zu überwältigen; jedoch sein Muth ermunterte ihn wieder. Er rückte alsbald mit seiner gewöhnlichen Geschwindigkeit dem Rebellen entgegen, und erreichte, schlug und tödtete ihn. Die Großmuth, die fast immer die Tapferkeit begleitet, vermochte ihn, den übrigen Aufrührern, die um Gnade bathen, solche zu bewilligen. Er kehrte darauf seine Waffen gegen das Kap Mesurando, wo er die Gebbes-Monus bezwang, und weil er von seinen Siegen keine andern Früchte, als allein die Ruhe, verlangte, so begab er sich sogleich nach Tombi zurück. Allein die Erhohlung, deren er daselbst genoß, wurde bald durch neue Unruhen gestöret; denn eben der Dogo-Falma, der seiner Rache entgangen war, fand Mittel

eine

eine zahlreiche Armee zu versammlen und mit derselben den Prinzen zu überfallen. Flansire hatte damals nichts mehr, als seine Leibwacht, um sich, und sahe sich also gezwungen nach einer Insel, **Massa** genannt, zu flüchten. Seine Feinde, die seinen Untergang für unfehlbar hielten, versammleten darauf eine Flotte von Booten, um ihn zu verfolgen; allein seine Soldaten, welche die Tapferkeit des Prinzen eben so sehr verehrten, als sie ihn wegen seiner Güte liebten, umgaben ihn schleunigst von allen Seiten, und richteten so wohl die Flotte als auch das Heer des Dogo-Falma in kurzer Zeit zu Grunde. Hiermit beschloß endlich dieser Krieger seine Thaten. Er brachte hernach den Ueberrest seines Lebens in der Stille zu, und hinterließ die Krone seinem Sohne Flambüre, der in allen Feldzügen an seiner Seite gefochten hatte.

Die **Konde-Ovojas**, das ist, die Hoch-Ovojas, sind Nachbaren der Hondos, und reden eine Sprache, die von der an der Küste wohnenden Ovojas ihrer unterschieden ist.

Das Land der **Hondos** liegt gegen den achten Grad der Länge und gegen den siebenten der Breite, den **Galaveis** etwas gegen Norden. Es wird in vier Fürstenthümer: **Massilaga, Dedouagh, Dangyrno** und **Ovoja**, getheilet, deren Oberhäupter oder Gouverneurs von dem Statthalter zu Ovoja, welcher vom Könige der Karrous abhänget, ernennet werden. Sie haben alle die höchste Gewalt in

Händen

Händen und dürfen nur dem Befehlshaber der Quojas einen jährlichen Tribut entrichten, der in kupfernen Schalen und Kesseln, in Quaquazeugen, und in Salz besteht *).

Das ganze Gebiete, welches dem Kap Monte gegen Norden liegt, wird Quoja genennet, und von zwo verschiedenen Nationen, den **Vey-Berkomas** und den **Quoja-Berkomas**, die beyde den Karrous unterworfen sind, bewohnet. Die Veyberkomas sind die Ueberbleibsel der alten Einwohner am Fluß Mava oder Massa und des Kap Monte, eines kriegerischen Volkes, das sich ehemals bis an das Land Monu erstreckte, jetzt aber fast gänzlich erloschen ist.

Quoja-Berkoma, oder, das Land Quoja, geht bis an das Gebiete **Tomver**, welches auf der Nord- und Nordostseite an die Galas, Galaveys, Hondos, Konde-Quojas, Monus, Folgias und Karrous, gränzet. Die Galaveys sind Abkömmlinge der Galas. Nachdem sie von den Hondos aus ihrem Lande vertrieben worden, so sind sie zu jetzigen Zeiten von den eigentlichen Galas durch einen weitläuftigen Wald abgesondert. Die Hauptstadt der Galas heißt Gallafalli. Ihr Land hat eine Menge Städte und Dörfer. Die meisten davon liegen am Flusse Maguiba, welcher einer der vornehmsten in der Landschaft Quoja ist. Die drey übrigen Flüsse sind:

*) Ogilby Barbot.

sind: die **Mava**, die **Plizoge**, und die **Menob**, so auch die Guada genannt wird.

Das Land **Quilliga** liegt am Ufer des Flusses **Maqulabary**, von den Portugiesen das Galinhas genannt. Hier an diesem Flusse, und zwar hundert und dreyßig Meilen von seiner Mündung, ist der eigentliche Ort, wo man die Nation der Karabados antrift. Der Maqulabary entspringt in dem Lande der Hondos, welches weiter gegen Norden liegt. Alle Statthalterschaften dieser Gegenden stehen, wie wir bereits erwähnt haben, unter den Gouverneur von Quoja.

Silm liegt vierzig Meilen vom Meere, gegen Südost. An den Ufern des Flusses **Quanamora** findet man hin und wieder eine Menge Dörfer, deren Einwohner für treulose Leute gehalten werden *).

Das Land **Bulm** liegt Silm gegen Mittag, am Ufer des Scherbro. Die Hauptstadt, in welcher die Engländer einen Handel mit Färbeholz treiben. heißt Baga oder Bagos, und ist beynahe sechzig Meilen vom Meer entfernt. Dieses Gebiete ist zween Statthaltern unterworfen, und um sie zu unterscheiden, wird der eine mit dem Titel eines Gouverneurs von Barre, welcher Bezirk dem Lande Bulm gegen Mittag liegt, beleget. Zu Barbots Zeit, der im Jahre 1678 dorthin reisete, hieß der König von Bulm Antonio

*) Dapper.

nio Bumbo, welcher nebst einigen von seinen Unterthanen durch die Portugiesischen Missionarien zum Christenthum bekehret wurde.

§. 7.

Sitten, Gebräuche, Sprache, Religion, Gesetze und Regierung der Einwohner dieser Gegenden.

Die Neger, so diese Gegenden bewohnen, sind überhaupt viel leutseliger und umgänglicher, als die Schwarzen in den andern Ländern. Sie vergießen nicht gern Menschenblut und führen keine Kriege, als wenn sie dazu gezwungen werden *). Sie lieben zwar starke Getränke, aber sie bedienen sich derselben nur alsdenn, wenn sie ihnen vorgesetzt werden; denn Geld geben sie niemals dafür aus. Sie leben in einer großen Eintracht, und leisten sich gegenseitige Hülfe unter einander. Bey ihnen darf niemals der Arme Hunger leiden und niemals ist er der Beschämung ausgesetzt, seine Nothdurft selbst zu fordern; sondern man kommt immer seinen Bedürfnissen durch freywillige Gaben zuvor. Der Diebstahl ist ein unter diesen Völkern unbekanntes Verbrechen.

Die Vielweiberey ist bey ihnen eben so wie in allen übrigen Afrikanischen Ländern im Ge-

*) Barbot.

Gebrauche; allein eine von den Weibern hat den ersten Rang unter denselben, und wird durch den Namen **Makilma** unterschieden. Die Heirathen werden bey ihnen mit eben den Ceremonien, wie bey den andern Negern, vollzogen. Die Sorge für die Kinder männlichen Geschlechts wird den Männern, und die Erziehung der Töchter den Müttern überlassen. Wenn ein Neger hier zu Lande heirathen will, so frägt er wenig darnach, ob die Person, die er zu nehmen gesonnen ist, einen ehrbaren Wandel geführt hat, sondern er ist schon zufrieden, wenn sie ihm nur eine gute Aussteuer mitbringt.

Diese Neger bekümmern sich wenig um den Handel, weil sie selten mit Sklaven versehen sind, und weil die Europäer, die öfters in ihr Land kommen, in kurzer Zeit alles Elfenbein, Wachs und Camholz, so sie daselbst antreffen, mit sich nehmen. Ihre Hauptbeschäftigung ist also der Akerbau. Sie bereiten das Land im Jänner zur Reissaat, worinn ihre vornehmste Nahrung besteht, und die Methode, deren sie sich dabey bedienen, ist beynahe eben dieselbe, nach welcher in England das Getraide gesäet wird. Es gehen nämlich zwo Personen hinter einander, davon die eine den Reis auswirft, die andere aber denselben mit Erde bedeckt. So bald er heraus zu treiben anfängt, umzäunt man das Feld mit Pfählen, um das Wildpret davon abzuhalten. Es werden auch noch außerdem

Bayerische Staatsbibliothek München

Sklaven und Kinder angestellet, welche die Vögel verjagen müssen. Die Aerndte geschieht im May, und darauf wird eine zweyte Bearbeitung solcher Aecker, die einen härtern Boden haben, vorgenommen, welche zweyte Aerndte zu Anfange des Julius vor sich geht. Wenn solche vorbey ist, so geht gleich hernach eine dritte Feldarbeit an, indem die hochgelegenen Felder bebauet, und alsdenn im November die Früchte davon eingesammlet werden. Durch das Regenwetter, welches vom April bis in den Herbstmonat dauret, wird die Arbeit, selbst in dem härtesten Erdreiche, sehr erleichtert. Die Weibspersonen haben hier zu Lande sehr viel mit dem Ackerbau zu schaffen. In einigen Bezirken pflügen sie und an andern Orten besorgen sie das Säen; überall aber haben sie das Geschäfte auf sich, den Reis zuzubereiten, zu mahlen und Brod daraus zu backen.

In der Zeit zwischen den dreyen Aerndten beschäftigen sich die Quojaischen Neger mit der Fischerey und Jagd. Sie dürfen keinen Büffel ohne Erlaubniß des Königs tödten, und müssen ihm die Hälfte davon, hingegen von allem andern Wildpret nur den dritten Theil abgeben. Die Fischer bringen den Priestern einen Theil ihrer Fische für die Jannanis oder die Seelen ihrer verstorbenen Freunde.

Diese Neger theilen ihre Zeit nicht in Stunden. Sie kennen blos die Mitternacht

an fünf Sternen, die sie **Mouja-Ding** nennen, und welche, nebst dem Siebengestirn, am Kopfe des Stiers erscheinen.

Die Sprache, die sich in allen diesen Landschaften am meisten ausgebreitet hat, ist die Quojaische; jedoch haben die **Tims**, die **Bondos**, die **Mendos**, die **Folgias**, die **Galas** und die **Gebbes** eine besondere Sprache: beyde aber sind nicht stärker von einander unterschieden, als etwa das Hoch- und Niederdeutsche von einander abweichen. Die Zierlichkeit dieser Sprache besteht in Gleichnissen und Allegorien, welche die Neger ziemlich glücklich zu brauchen wissen.

Das Stehlen und Morden wird in diesem Gebiete mit dem Tode bestraft. So bald jemand wegen eines dieser Verbrechen angeklagt ist, ohne daß man ihn überführen kann, so wird er zur Probe des **Bellin** verurtheilt, welches ein Gemische von Kräutern und Baumrinden ist, die der Beschuldigte von dem Oberpriester, der die Zusammensetzung selbst gemacht hat, empfangen und in die Hand nehmen muß. Wenn der Angeklagte schuldig ist, so glauben die Neger, daß im Augenblick Feuerzeichen auf seiner Haut erscheinen müssen, und daß er hingegen unbeschädigt bleiben werde, wenn er unschuldig seyn sollte. Zuweilen läßt auch der Oberpriester die Beschuldigten ein großes Glas voll von einem Getränke zu sich nehmen, das von ihm aus der Rinde **Neno** und **Quorci**, zween Bäumen,

die ein starkes Gift bey sich führen sollen, zubereitet worden. Die Unschuldigen geben diesen Trank auf der Stelle wieder von sich, und befinden sich sehr gut darnach; die schuldigen aber werfen einen Schaum aus dem Munde und werden dadurch der Todesstrafe werth gehalten. Man führt sie alsdenn in einen Wald, oder an einen andern von dem Wohnplatze weit entfernten Ort. Sie müssen daselbst niederknieen und der Nachrichter durchsticht sie von hinten mit einem kurzen Spiesse; worauf er ihnen den Kopf mit einem Beil abhauet, den Körper in verschiedene Vierthel absondert und solche unter ihre Weiber austheilet. Diese letztern sind nach dem Gesetze verbunden der Hinrichtung beyzuwohnen, um diese erschrecklichen Ueberbleibsel ihrer Männer in Empfang zu nehmen, und sie in einen Winkel zu tragen, wo sie den Vögeln zur Speise dienen. Die Freunde des Verstorbenen lassen seinen Kopf abkochen, trinken die Brühe davon, und nageln die Kinnbacken an dem Orte an, wo sie ihren Gottesdienst verrichten.

Der älteste in der Familie ist allemal der Erbe so wohl der Güter als auch der Weiber seines Vaters. Wenn er ohne Kinder männlichen Geschlechts stirbt, so fällt die Erbschaft auf denjenigen, der nach ihm folgt. Weil der Vater gemeiniglich befürchtet, daß seine jüngern Söhne nach seinem Tode in Armuth gerathen möchten, so pflegt er sie bey seinem Leben zu bedenken. Das Vermögen eines

ver-

verheiratheten Mannes aber, der ohne männliche Kinder stirbt, wird auf dessen Bruders Kinder vererbt, wenn der Verstorbene auch noch so viele Töchter hinterlassen hätte. Ist hingegen gar kein männlicher Erbe vorhanden, so bekommt der König den Nachlaß, und ist dagegen verbunden, für dem Unterhalt der Töchter zu sorgen.

Eine Frau, die ihr Mann allein des Ehebruchs beschuldigt, kann sich durch einen Eid reinigen. Sie ruft alsdann den **Belli-Paaro** zum Zeugen, und beschwört diesen Geist, sie zu Schanden zu machen, wenn sie die Wahrheit verletzen sollte. Wenn sie aber nach dem Eide dennoch der That überführet wird, so verordnet das Gesetz, daß sie des Abends von ihrem Manne auf den öffentlichen Platz, wo sich der Rath, um sie zu richten versammlet hat, geführet werden muß. So bald sie daselbst angekommen, werden die **Jannanins** angerufen, und der Frau die Augen verbunden, damit sie solche nicht sehen könne; man bildet ihr ein, daß sie als Rächer ihres Verbrechens erscheinen und sie hohlen würden, und wenn man sie eine Zeitlang bey dieser fürchterlichen Meynung gelassen hat, so fängt einer von den Greisen, aus welchen der Rath besteht, zu reden an, stellt ihr die begangene Missethat nachdrücklich vor und droht ihr eine scharfe Strafe, wenn sie sich nicht bessern würde. Alsbald läßt sich ein verwirrtes Getöse, gleich dem Laut verschie-

dener Stimmen, hören, und man sagt ihr, daß dieß die Stimme der Jannanins sey, die ihr zu vernehmen geben, daß ihr Verbrechen, ob es gleich die schärfste Züchtigung verdiente, ihr dennoch vergeben worden, weil es jetzt das erstemal wäre, daß sie sich desselben schuldig gemacht hätte; worauf ihr eben diese Stimmen einige Bußübungen, als Fasten und Kasteyen, auflegen und ihr zugleich empfehlen, sich einer vollkommenen Enthaltsamkeit zu befleißigen. Fährt sie aber dennoch in ihrem unordentlichen Leben fort, und kann es nicht vermeiden, von der That überführt zu werden, so verfügt sich der Oberpriester mit andern Geistlichen und verschiedenen Unterbedienten des Morgens nach ihrem Hause, wo die letztern mit einer Art von Klappern ein großes Geräusche machen. Sie bemächtigen sich darauf ihrer, führen sie auf den öffentlichen Platz, und zwingen sie, unter dem Lärm der vorerwähnten Instrumente, dreymal mit ihnen um diesen Platz herum zu gehen. So bald aber diese Ceremonie vorbey ist, so schleppen sie die Missethäterin, ohne weder auf ihre Klagen noch auf ihre Versprechungen Acht zu haben, in den heiligen Wald der Jannanins, und man hört hernach nicht weiter von ihr reden. Die Neger sind einfältig genug zu glauben, daß sie von den Jannanins weggeführet würde; Barbot aber hält mit Recht dafür, daß sie in dem Walde getödtet, ihr Körper aber mit grosser Behutsamkeit daselbst verscharret würde.

Wenn

Wenn man Verdacht hat, daß jemand eines gewaltsamen Todes gestorben sey, so darf die Leiche, nach einem besondern Gesetze, eher nicht gewaschen werden, als bis genaue Untersuchungen angestellet worden. Man packt zuvörderst die Kleider des Verstorbenen in ein Bündel zusammen, legt die Abschnittsel von seinen Nägeln nebst einigen seiner Haarlocken dabey und streuet den Staub von Mammon oder Cam darüber, worauf das Bündel an den Sarg befestiget, dieser aber von zween Negern auf den öffentlichen Platz getragen wird. Zween Priester, so vorauf gehen und zwey Beile eines an das andere schlagen, stellen hier ein Verhör an und befragen den todten Körper: an welchem Orte, zu welcher Zeit und durch wessen Bosheit er das Leben verlohren, imgleichen ob ihn Kanno in seinen Schutz genommen habe? Geschieht es nun, daß sie sich einbilden, der Geist des Verstorbenen gäbe ihnen zur Antwort, daß er durch die Hand eines Sova-Munusin oder Zauberers ums Leben gekommen sey, so forschen sie weiter, ob er männlichen oder weiblichen Geschlechts sey und in welcher Gegend er wohne? Wenn sie nun hierüber, auf die Art wie vorher, Bescheid erhalten zu haben glauben, so begeben sie sich in die Wohnung des vermeinten Sova-Munusin, bemächtigen sich desselben, und führen ihn, nachdem sie ihm Ketten angelegt, zu dem Leichnam, damit er daselbst auf die Anklage des

Geistes, der wider ihn ausgesagt hat, verurtheilt werde. Wenn er die That leugnet, so wird er gezwungen den Koni, ein Getränke von einer erschrecklichen Bitterkeit, zu sich zu nehmen. Er muß drey volle Kürbisflaschen davon trinken, und wenn er es wieder von sich giebt, so wird er losgesprochen; wenn aber nur ein wenig Schaum am Munde zum Vorschein kommt, so wird sofort und ohne daß ihn sein Stand oder seine Reichthümer schützen können, das Urtheil an ihm vollzogen, sein Körper verbrannt, und die Asche ins Wasser geworfen. Vermuthlich aber werden die Reichen den Trank wohl jederzeit wieder von sich geben.

Die hiesigen Neger glauben ein höchstes Wesen, das alles, was vorhanden ist, geschaffen hat, sie nennen es Kanno und geben ihm die Eigenschaften einer unendlichen Macht, einer unumschränkten Erkenntniß und einer Unermeßlichkeit, vermöge deren es allenthalben gegenwärtig ist. Sie glauben, daß alles Gute von ihm herrühre, aber sie halten es nicht für ewig, sondern bilden sich ein, daß ihm ein anderes Wesen nachfolgen und das Laster bestrafen, die Tugend aber belohnen werde.

Diese Barbaren meynen, daß die Verstorbenen zu Geistern würden, die sie mit dem Namen Jannanins, das ist, Beschützer und Vertheidiger, bezeichnen. Ihre Beschäftigung soll darinnen bestehen, ihren Verwand-

ten und Freunden Beystand zu leisten. Ein Neger, dem eine nahe Gefahr drohet, säumt nicht lange, zu dem Grabe seines Befreyers zu treten, und ihm ein Kalb, nebst Reis und Palmwein, zu opfern. Diese Ceremonie geschieht in Gegenwart der Verwandten und andern Freunde des Jannanin, welche dieses Fest mit Gesängen und Tänzen feyern.

Wenn einem Neger eine Beleidigung wiederfahren ist, so begiebt er sich in den Wald, wo diese Geister ihren Aufenthalt haben sollen, und fleht sie mit lauter Stimme um Rache an. Oft werden sie auch wegen des Zukünftigen befragt, und wenn man die Wahrheit einer Sache bestätigen will, so wird der Jannanin zum Zeugen gerufen. Der König selbst ist diesem Aberglauben unterworfen, und obgleich die ganze Nation die tiefste Ehrfurcht gegen Kanno oder das höchste Wesen bezeiget, so wird der öffentliche Gottesdienst doch nur den Jannanins geleistet.

Ein jedes Dorf hat in den benachbarten Gehölzen einen besondern Ort, der zu den Anrufungen bestimmt ist, und wohin zu drey verschiedenen Jahreszeiten ein großer Vorrath zum Unterhalt der Jannanins gebracht wird. Dieser geweihete Ort ist es, wo sie um Beystand angeflehet werden, welchen aber die Weiber, die Mädchen und Kinder nicht betreten dürfen; denn man bildet ihnen ein, daß dieses eine Entheiligung seyn würde, worauf eine klägliche Todesstrafe erfolgen müßte.

In dieser Art von Tempeln dienen ein Oberpriester, Bellimo genannt, und verschiedene Unterpriester, die den Namen Soggonos führen, und die Opfer nicht nur empfangen, sondern auch den Jannanins überreichen.

Man sieht aus dem, was wir oben angeführt haben, daß die Religion dieser Neger viel erhabener ist, als alle die gottesdienstlichen Gebräuche, deren bis jetzt erwähnet worden. Sie glauben das Daseyn eines Gottes, der ein Schöpfer und ein Rächer ist, und man kann, ungeachtet des Stillschweigens der Verfasser der Reisebeschreibungen, hieraus folgern, daß sie auch von einem andern Leben überzeugt seyn müssen, wo diejenigen, die übel gewandelt, bestrafet, die tugendhaften aber belohnet werden, imgleichen, daß diese letztern die vermeinten Geister sind, die von ihnen Jannanins genannt, und, wie von einigen Christen die Heiligen, angerufen werden. Es ließe sich auch hieraus beynahe vermuthen, daß das Christenthum bis in diese Gegenden gedrungen und daselbst einigen Fortgang gehabt haben, jedoch durch die Barbarey verunstaltet worden seyn müsse.

Diese Völker, deren Verstand von aller Kenntniß entblößet und folglich zum Nachdenken untüchtig ist, glauben, daß es Zauberer und Schwarzkünstler gäbe, die ihnen allerhand Böses zufügen, sie ums Leben bringen, oder mit Krankheiten belegen, oder auch bewürken könnten, daß ihr Reis nicht reif

würde. Sie sagen, der Teufel, den sie Sova nennen, entdecke diesen Elenden die zur Zauberey dienlichen Kräuter und Wurzeln, er unterrichte sie, was sie sich für Worte und Gebehrden dabey bedienen müßten und gäbe ihnen das Vermögen, Böses zu thun. Die Neger gehen daher niemals durch einen Wald ohne zu befürchten, daß sie einen mit Aufsuchung seiner Wurzeln und Pflanzen beschäftigten Zauberer daselbst antreffen möchten, weshalb sie auch beständig ein gewisses zusammengesetztes Mittel, das nach ihrer Meynung die Kraft hat den Würkungen der Zauberey vorzubeugen, bey sich zu tragen pflegen.

Alle Völker, die diesen Landstrich bewohnen, lassen ihre Kinder im sechsten Monat beschneiden, ohne daß sie dazu durch ein anderes Gesetz, als blos durch eine uralte Sage, deren Ursprung sie dem Kanno oder Schöpfer zuschreiben, verbunden seyn sollten. Bey jedem Neumonde enthalten sie sich von aller Arbeit und leiden keinen Fremden unter sich, weil der erste Tag des neuen Monden, nach ihrer Meynung, ein Bluttag ist, und ihr Maiz roth werden würde, wenn sie alsdenn arbeiten sollten.

Es giebt unter den hiesigen Negern eine Art von Brüderschaft oder Sekte, Belli genannt, welche eigentlich eine Schule zu Erziehung der Kinder zu seyn scheinet *). Sie lernen darinnen die Kunst zu fischen, zu jagen,

*) Barbot.

zu tanzen, zu singen und die Waffen zu führen. Ihr Gesang ist nichts als eine verwirrte Wiederholung unflätiger Ausdrücke, die sie mit den unehrbarsten Gebehrden begleiten. So bald ein Neger vollkommen unterrichtet ist, so nimmt er den Titel eines Mitglieds des Belli an, und kann alsdann nicht nur zu allen Arten von Bedienungen gelangen, sondern auch viele vorzügliche Freyheiten bey seiner Nation erhalten; da hingegen diejenigen, so diese lächerliche Erziehung nicht genossen haben, Ovolgas oder Unwissende genannt und von allen Privilegien ausgeschlossen werden.

Diese Schulen sind gemeiniglich in einem Walde angelegt. Sie pflegen einen Raum von acht bis neun Meilen im Umfange einzunehmen, welcher mit Hütten bebauet und mit allem, was zum Unterhalt der Schüler nöthig ist, besäet wird. Diejenigen, deren Kinder dereinst einen vorzüglichen Rang beym Staate behaupten sollen, bringen sie in diese Schule und lassen sie daselbst vier bis fünf Jahre, als so lange die Unterweisung dauret. Den Frauensperſonen ist es ausdrücklich verboten, sich diesem geheiligten Orte zu nahen, weil derselbe, ihrer Meynung nach, durch ihre Gegenwart entweihet werden möchte; und um sie davon zurück zu halten, wird ihnen gleich in der Kindheit gesagt, daß Belli diejenigen, die dieses Gesetze übertreten sollten, ohne alle Gnade tödten würde.

Den

Den Aeltesten von der Sekte des Belli wird vom Könige das Amt, den Schulen vorzustehen, aufgetragen. So bald sie diese Stelle angetreten haben, eröfnen sie den Kindern den Inhalt der Gesetze ihrer Brüderschaft. Das erste befiehlt ihnen, niemals aus dem Bezirk der Schulwohnung zu gehen und mit solchen Leuten, die nicht das Zeichen der Schule tragen, keinen Umgang zu haben. Dieses Zeichen, welches den Schülern gleich Anfangs gegeben wird, besteht in einigen Narben, die ihnen vom Halse bis an das Schultergelenke gemacht werden; worauf sie auch, gleichsam zum Zeichen einer neuen Geburt, einen andern Namen annehmen müssen. So lange sie sich an diesem Orte aufhalten, gehen sie ganz nackend, und bekommen ihre Beköstigung von den Soggonos, oder von ihren Verwandten, welche die Freyheit haben, sie mit Reis, Bananes, und dergleichen, zu versorgen. So bald ihre Erziehung geendigt ist, so werden sie in andere ausdrücklich dazu gebauete Hütten, die etwas von der Schule entfernt sind, gebracht und daselbst in der Art sich zu waschen, den Körper zu salben, und in den übrigen Gebräuchen der Gesellschaft unterrichtet. Wenn sie einige Tage in dieser neuen Wohnung zugebracht haben, so giebt man ihnen Kleider nach der Landesart und führt sie auf den Marktplatz der königlichen Residenz, wo sie mitten unter dem Volke, und besonders unter den Weibern, ihre Uebungen machen und was sie in der Schu-

le gelernt haben, öffentlich zeigen müssen, da denn diejenigen, die sich auf eine ungeschickte Art betragen, von den Weibern mit dem Ausruf: **Der hat seine Zeit mit Reisfressen zugebracht**, verspottet werden.

Der **Belli**, wovon die Sekte den Namen führt, ist eine Art von Teig, den der Oberpriester zubereitet, und ihm bald diese, bald jene Gestalt, nach seiner Willkühr, zu geben pflegt. Die Neger hegen eine so große Ehrfurcht für diesen Teig, daß sie glauben, daß allen denjenigen, die sich nicht ehrerbietig gegen denselben bezeugen sollten, die grausamsten Strafen wiederfahren würden. Die Pfaffen und die Könige haben diesen Betrug erdacht, um das Volk in Furcht und Unterthänigkeit zu erhalten.

Es giebt auch öffentliche Schulen für die Weiber und Mägdchen. Zu dem Ende wird zu einer gewissen vom Könige bestimmten Zeit mitten in einem Walde eine Anzahl von Hütten angelegt, damit die Frauenspersonen, so in die Gesellschaft treten wollen, darinn wohnen und aufgenommen werden können. So bald diese Hütten fertig sind, führen die Mütter ihre Töchter dahin und stellen sie der Aeltesten des Ordens vor, welche unter dem Namen Sogouilli bekannt ist, und vom Könige selbst zur Vorsteherinn dieser Schule eingesetzet wird. Wenn hernach die Anzahl der Schülerinnen voll ist, so läßt sie die Sogouilli an einem dazu auserseheuem Orte zusammen kommen, begeht

geht daselbst mit ihnen ein feierliches Fest, welches Sandi-Lati, oder das Bündniß der Henne, genannt wird, und hält eine Rede, wodurch sie die Versammlung zu bewegen sucht, an diesem einsamen Aufenthalte, der gemeiniglich vier Monate dauret, Vergnügen zu finden. Kaum ist diese Rede geendigt, so scheert sie ihnen die Haare von den Köpfen, zieht ihnen ihre Kleider aus, weil sie während der Lehrzeit ganz nackend gehen müssen, und führt sie darauf an das Ufer eines im Bezirk der Schule fliessenden Baches, wo sie von ihr gewaschen und beschnitten werden; welcher Schnitt zwar schmerzhaft ist, jedoch von der Matrone, vermittelst gewisser Kräuter, deren gute Würkung ihr bekannt ist, in weniger als vierzehn Tagen geheilet wird. Wenn diese Cerimonie vorbey ist, so beschäftigen sie sich mit weiter nichts, als mit der Erlernung der Tänze des Landes und mit dem Hersagen der Verse des Sandi, die blos aus einigen unzüchtigen Ausdrücken bestehen und mit eben so unehrbaren als lächerlichen Gebehrden begleitet werden. Keine Mannsperson darf diese jungen Nonnen besuchen; selbst die Frauen dürfen nicht anders als nackend in den Ringmauren der Schule erscheinen, und müssen ihre Kleider in einer oder der andern Gegend des Waldes zurück lassen.

So bald die Lehrzeit geendigt ist, schicken die Aeltern ihren Töchtern Schurze von rothen Zeuge, gläserne Halsbänder und überhaupt alle im Lande übliche Kleidungsstücke. Die So-

gouilli geht alsdenn vorauf und führt sie nach der Stadt zurück, wo sich eine Menge Volks aus Neugier sie zu sehen versammlet. Sie tanzen eine nach der andern um die alte Matrone und werden hernach unter freudigen Zuruf und Lobeserhebungen an ihre Verwandten zurück geschicket.

Die Neger in dieser Gegend geben ihren Kindern fünf Tage nach ihrer Geburt den Namen. Der Vater macht den Anfang zu diesem Feste und geht mit seinen Hausgenossen, die so wie er mit Pfeil und Bogen gerüstet sind, um die Stadt oder das Dorf herum, wobey ihn alle seine Freunde mit musikalischen Instrumenten begleiten. Hierauf nimmt derjenige, so zu dieser Cerimonie auserseben worden, das Kind aus den Armen der Mutter, legt es auf einen Schild, giebt ihm einen Bogen in die Hand, redet die Umstehenden und hernach das Kind an, wünschet demselben alles Gute, nimmt es auf den Armen, legt ihm einen Namen bey und giebt es seiner Mutter; worauf ein jeder wiederum zu seiner gewöhnlichen Arbeit geht. Wenn es eine Tochter ist, so trägt sie die Mutter mitten in die Stadt, legt sie auf eine Matte und giebt ihr einen kleinen Stab in die Hand. Man ertheilt ihr solche Vermahnungen, die sich auf ihr Geschlecht beziehen, giebt ihr nach geendigter Rede einen Namen und setzt sie wieder auf den Arm ihrer Mutter.

Die meisten dieser Kantons sind, wie wir bereits gesagt haben, dem Könige der Karrous

über Folgias unterworfen, welcher aber doch über die Ovojas keine unumschränkte Gewalt hat *); denn diese haben ihre eigene Regierung, ihr König ist dem Fürsten der Karrous weiter nichts, als die Lehnspflicht zu leisten verbunden, und seine Unterthanen hegen eine besondere Ehrfurcht gegen denselben. So oft dieser Monarch öffentlich erscheint, so pflegt er über einen Schild entweder zu sitzen oder zu stehen, um dadurch anzuzeigen, daß er der Vertheidiger seiner Herrschaften, der Anführer seines Kriegesheeres, und der Beschützer aller gedrückten rechtschaffenen Leute sey. Er setzt einen Theil seiner Ehre in der großen Anzahl von Frauenspersonen, die ihm aus den benachbarten Ländern zugeführet werden.

Wenn ein Neger von Stande mit dem Könige der Ovojas reden will, so muß er zuvörderst dem Oberaufseher über das Frauenzimmer des Pallastes seine Geschenke überreichen, der sie dem Prinzen einhändiget und ihn bittet, zu verstatten, daß sich ein Gewisser ihm zu Füssen werfen dürfe. Wenn der Monarch das Gesuch bewilligt, so nimmt er die Geschenke an; wenn er sie aber ausschlägt, so werden sie dem Ueberbringer zurück gegeben, welcher sich alsdenn entfernt, und nicht eher wieder nach Hofe kommt, als bis er durch Vermittelung eines Günstlings des Königs, begnadiget worden. Ist nun sein Wunsch erfüllet und ihm

*) Barbot.

ihm die Erlaubniß, wieder vor dem Könige zu erscheinen, zugestanden worden, so muß er langsam mit halb gebeugtem Leibe auf ihn zugehen und, so bald er sich der Matte, worauf der Monarch sitzet, genähert, ein Knie auf die Erde setzen, den Kopf gegen den ausgestreckten rechten Arm neigen und das Wort **Doudagh** auf das ehrerbietigste aussprechen, worauf der König: **Namadi**, das ist, ich bedanke mich, antwortet, und ihm befiehlt, sich in einiger Entfernung auf einer hölzernen Bank, oder, wenn es eine Person von vorzüglichem Range ist, auf einer Matte, nieder zu setzen. Wenn ein Großer wegen eines Verbrechens ist angeklagt worden, so schickt ihm der Monarch seinen Schild durch zween Trommelschläger, die nicht eher aufhören dürfen das Spiel zu rühren, als bis er sich auf den Weg gemacht hat, nach dem Pallast zu gehen. Er trägt alsdenn in der einen Hand den Schild, in der andern aber Geschenke, und wenn er zur Audienz gelassen worden, so wirft er sich vor dem Könige nieder, bestreuet sich den Kopf mit Erde, bittet um Gnade und erkennet sich für unwürdig auf dem Schilde zu sitzen. Es wird ihm auch der Schild nur blos in der Absicht zugeschickt, ihm einen Vorwurf zu machen und dadurch zu verstehen zu geben, daß, wenn er sich den Gesetzen nicht unterwürfe, es das Ansehen hätte, als wenn er nach dem Thron seines Oberherrn zu streben, und die höchste Gewalt an sich zu reissen gesonnen wäre.

Wenn

Wenn ein Gesandter von einem benachbarten Fürsten zu den Ovojas geschickt wird, so hält er sich so lange an der Gränze auf, bis man dem Hofe die Nachricht von seiner Ankunft überbracht hat. Der Monarch schickt alsdenn einen königlichen Bedienten an ihn ab, der ihn in ein ohnweit dem Pallaste gelegenes Dorf führen muß, wo der Gesandte inzwischen verweilet, bis die Anstalten zu seiner Audienz gemacht worden. An dem dazu angeordneten Tage hält er seinen Einzug in Begleitung einer Menge Officier und Soldaten von der Leibwacht, die alle in der schönsten Kleidung, den Bogen in der Hand und den Köcher auf der Schulter, paradiren. Der Zug geschieht unter dem Klange musikalischer Instrumente und unter beständigem Tanzen und Springen. So bald der Bothschafter in der Gegend des Pallastes ankommt, wird er von zwo Reihen bewafneter Soldaten in die Mitte genommen und bis an den Audienzsaal geführet. Ist er von dem Könige der Karrous abgeschickt, so hat sein Gefolge die Freyheit auf dem Platze zu tanzen, welches hingegen keiner von allen andern Nationen verstattet wird. Wenn er darauf bis zum Throne gekommen ist, so kehrt er sich um, läßt sich mit einem Knie auf die Erde nieder und spannt den Bogen, um dadurch an den Tag zu legen, daß er bereit sey, sich desselben wider die Feinde des Königs zu bedienen. Während dieser Cerimonie singen die Leute von seinem Gefolge Lieder zum

Lobe des Monarchen, und die Ovojas thun ein gleiches dem Gesandten und dessen Oberherrn zu Ehren. Die schmeichelhaftesten Ausdrücke, die bey solcher Gelegenheit öfters wiederholet werden, sind folgende: **Komme, Bolle-Machang**, das ist, Niemand kann das Werk seiner Hände nachahmen; ingleichen, **Sulle Tocuba Ovarriasch**, ich laufe wie Pech auf dem Rücken derer, die sich mir zu widerstreben unterstehen. Nach diesen gegenseitigen Lobeserhebungen befiehlt der Gesandte einem von seinem Gefolge, sich vor dem Könige nieder zu werfen, weil ihn für seine eigene Person der Charakter eines Bothschafters von dieser Erniedrigung frey spricht. Während dieser neuen Cerimonie stellen sich die Anwesenden um den Thron, tanzen und machen mit ihren Bogen und Pfeilen tausenderley seltsame Bewegungen. So bald aber der Gesandte sprechen will, giebt er ihnen ein Zeichen aufzuhören, und fängt alsdenn seine Rede an, die von dem Dollmetscher des Königs, der beständig neben dem Throne steht, Wort für Wort in der Ovojaischen Sprache wiederholet wird. Betrift dieser Vortrag Staatsangelegenheiten, so wird die Antwort bis nach geschehener Berathschlagung des Staatsraths ausgesetzet, in allen andern Fällen aber gleich auf der Stelle ertheilet. Wenn der Bothschafter abgetreten und an dem Ort, wo ihm seine Wohnung angewiesen worden, eingetroffen ist, so werden dem Könige die für ihn bestimmten Geschenke

vorgelegt und bey jedem Artikel die Ursachen angeführet, warum sie übersandt worden sind. Gegen Abend begeben sich verschiedene Sklaven in das Quartier des Gesandten, um dessen Person zu bedienen, ja selbst die Weiber des Königs bringen ihm Schüsseln voll Reis und Fleisch, und wenn der König zu Abend gespeiset hat, so schickt er ihm Palmwein und Geschenke für seinen Fürsten, die in einigen kupfernen Kesseln und Schalen bestehen. Wenn es ein europäischer Gesandter ist, der Geschenke aus seinem Lande überbringt, so hat er die Ehre mit dem Könige zu speisen, und die Tafel nach der Weise seiner Nation bedienen zu lassen. Was alsdenn nach der Mahlzeit übrig bleibt, wird für das Frauenzimmer des Königs aufgehoben. Ueberhaupt ist keine Nation unter den Negern, bey welcher ein größeres Gepränge und mehrere Cerimonien im Schwange gehen, als bey den Quojas, und man kann sich bey ihnen nicht besser in Gunst setzen, als wenn man ihnen sein Wohlgefallen an ihren Gebräuchen zu erkennen giebt.

§. 8.

Naturgeschichte.

Die hiesigen Pflanzen und Thiere sind fast eben dieselben, die man in dem übrigen Guinea findet. Inzwischen trift man jedoch in der Gegend vom Kap Monte und in den Flüssen Maguiba und Mara eine ungeheure Menge

von Wasserelephanten an, die so groß, aber viel stärker sind, als ein Pferd *). In dem Flusse Mara hat auch noch ein anderes Thier seinen Aufenthalt, welches eben so stark ist. Es hat einen langen Hals, einen zusammengezogenen Leib, kurze Füsse und Horner gleich einem jungen Stiere. Sein Haar ist braun mit weissen Streifen. Es ist sehr behend und hat einen so leichten Gang, als ein Reh. Dieses Thier wird hier sehr verehret, und die Wahrsager bedienen sich desselben zu ihren Beschwörungen.

Man sieht auch in diesen Gegenden ein Thier, das die Gestalt und Größe eines Hirsches hat, und von den Einwohnern Sylla-Vandoch genannt wird. Seine Farbe ist gelb mit weissen Streifen. Es hat Hörner, die ohngefähr zwölf Zoll lang sind, und in jedem ist ein Loch, wodurch es Luft hohlet. Es ist übrigens noch viel leichter, als ein Dammhirsch.

Die Stachelschweine, so hier zu Lande Ovin-ja genennt werden, sind von zweyerley Art, große und kleine. Die erstern sind beynahe so groß als unsere Schweine, und ihr Leib ist voll langer und harter Stacheln, die in gleicher Weite von einander stehende weisse und schwarze Streifen haben. Wenn diese Thiere in Wuth gerathen, so wissen sie ihre spitzigen Waffen mit solchem Nachdruck zu brauchen, daß sie so gar ein Brett aufzuspiessen im Stande sind. Ihr Biß ist erschrecklich und

wenn

*) Barbot.

wenn sie in eine Tonne oder in ein anderes hölzernes Behältniß eingesperret werden, so können sie sich gleich mit ihren Zähnen eine Oefnung machen. Sie sind so muthig, daß sie auch so gar die stärksten Schlangen anfallen. Barbot hält dieses Thier für den Jatta der Barbarey. Sein Fleisch wird von den Negern als eine vortrefliche Speise sehr hoch geachtet.

Der Qvoggelo oder Kqvoggelo ist ein Thier, das in und ausser dem Wasser lebt. Er ist sechs Fuß lang und hat eben so harte Schuppen wie der Krokodill. Sie gehen spitzig zu und dienen ihm, sich gegen andere Thiere zu wehren. Seine Zunge ist sehr gros, und er braucht sie, Ameisen damit zu fangen.

Man findet in diesen Gegenden vier Arten von Adlern. 1. Den Kqvolantja, der sich in den Wäldern auf die höchsten Bäume setzt und sich hauptsächlich von Affen nähret. 2. Den Kqvolantja-Klow, welcher krumme Klauen hat und von Fischen lebt, die er in Morästen und Teichen findet. 3. Den Sicubi, der sich vom Fleische der Vögel sättiget, und 4. den Poy, der ebenfalls mit krummen Klauen gewaffnet ist, und sich gemeiniglich am Seeufer aufhält, wo ihm Krebse und Muscheln zur Speise dienen.

Die Papagoyen mit rothen Schwänzen, welche die Neger Vosacy-i nennen, sind hier zu Lande sehr gemein. Diejenigen, so man

Komma nennt, sehen ausnehmend schön aus, und haben einen grünen Hals, rothe Flügel und einen schwarzen Schwanz.

Der Kosi-fou Keghosfi hat die Größe eines Sperlings und ein schwarzes Gefieder. Die Neger halten diesen Vogel für einen Unglücks-Propheten, und erzählen zu dem Ende eine Menge abgeschmackter Mährchen. Wenn sie ihn auf einer Reise ansichtig werden oder singen hören, so kehren sie den Augenblick wieder um, und wenn einer plötzlich stirbt, so muß ihn der Keghosi umgebracht haben. Uebrigens nährt sich dieser Vogel von Ameisen.

Der Fanton ist so gros als eine Lerche und ebenfalls ein wahrsagender Vogel. Wenn er einen Jäger sieht, so soll er sich, wie die Neger sagen, auf einen Baum setzen, der dem Wildprett, das gejagt wird, am nächsten steht, und alsdenn sehr laut singen. Die Jäger sollen ihm antworten: Tonton-Kerre, das ist, wir werden dir folgen! Und darauf soll der Vogel im Augenblick gerade auf das Thier zufliegen.

Man unterscheidet hier zu Lande zwo Arten von Schwalben; die Tagesschwalbe oder Lele-Atterenna, und die Nachtschwalbe, so den Namen Lele-Serena führet. Diese letztere ist vermuthlich nichts anders, als eine Fledermaus. Die Tonga, eine andere Gattung von Fledermäusen, wird für ein köstliches Essen gehalten. Diese Thiere setzen sich

in

in so starker Anzahl auf die Bäume, daß öfters die Zweige brechen.

Der Ofonsu ist eine Art von Raben, dessen Leib schwarz und der Hals weiß ist. Er macht sein Nest auf den Bäumen, und setzt es aus Gesträuchen und Thon zusammen. Wenn die Jungen bald auskriechen wollen, so pflückt sich das Weibchen, wie die Neger vorgeben, die Federn aus, um sie damit zu bedecken, und das Männchen übernimmt die Sorge, sie zu ernähren.

Es giebt hier drey Arten wilde Tauben, welche die Neger **Papus** nennen, nämlich, die **Bollandos**, die eine Tolle auf dem Kopfe haben; die **Kambgis**, deren Köpfe kahl sind und die **Duedus**, deren Leib schwarz und weis gefleckt, der Hals aber von einer sehr schönen ganz weißen Farbe ist.

Der **Joua**, welcher die Größe einer Lerche hat, legt seine Eyer gemeiniglich an den Landstraßen und öffentlichen Wegen. Die Neger haben eine große Ehrfurcht für seine Jungen und glauben, daß einer, der ihm die Eyer entzwey schlüge, in kurzem um alle seine Kinder kommen würde. Sie essen auch sonst alle Arten von Vögeln, nur den Joua, den Fanton und den Kheghosi ausgenommen, weil sie diese drey Arten für heilig halten.

Die Verfasser der Reisebeschreibungen sagen, daß diese Küste voller Fische sey. Der Ritter des Marchais fieng einen nahe beym Kap Monte, der eine so unnatürliche Gestalt

hatte, daß sich niemand unter der ganzen Reisegesellschaft erinnern konnte, jemals etwas ähnliches gesehen haben. Er war vom Kopfe bis an den Schwanz ohngefähr acht Fuß lang und hatte anderthalb Fuß im Durchschnitt und vier Fuß im Umkreise. Er hatte keine Schuppen, seine Haut war aber eben so hart und rauh wie die Haut des Hayen. Sein Rachen war sehr groß und auf beyden Seiten mit spitzigen und sechs Zoll langen Zähnen gewaffnet. Sein Maul erstreckte sich noch einen halben Fuß über den untersten Kinnbacken. Seine Augen waren gros, roth und gleichsam funkelnd. An statt der Ohren hatte er auf beyden Seiten des Leibes sechs Oefnungen, die so aussahen, als wenn sie gleichsam eingeschnitten wären, und die er, wie es schien, nach Gefallen auf und zumachen konnte. Gleich unter diesen Oefnungen sahe man eine schöne Floßfeder von mittelmäßiger Größe, unter dem Bauche aber noch zwo andere, und noch eine viel größere auf dem Rücken. Sein Schwanz war stark, gros, dick und mit eben der Haut umzogen, als der übrige Leib. Er hatte eine solche Kraft darinnen, daß, als er den Angel verschluckt hatte und sich ein Haye ihm näherte, er demselben einen solchen Streich mit dem Schwanze versetzte, daß er den Augenblick die Flucht zu nehmen genöthiget wurde.

Eben dieser Verfasser meldet, daß er beynahe in eben der Gegend noch einen andern

Fisch,

Fisch, den er die Meerschnepfe nennet, gefangen hätte. Er hatte auf dem Kopfe eine Art von Luftröhre, wodurch er eine Menge Wasser von sich gab und deshalb für einen Wallfisch gehalten wurde. Längs dem Rücken herunter ragte eine große Floßfeder hervor, und unter den Ohren sahe man noch zwo andere Floßfedern von eben der Größe. Sein Schwanz war gros, zackigt, dick und sehr stark. Er hatte große, in die Höhe stehende, rothe und feurige Augen. Seine weiten Ohren waren auf jeder Seite mit dreyen Oefnungen versehen, die gleichsam noch drey andere Ohren vorstellten. Er hatte einen großen Rachen, der mit kleinen sehr eng an einander stehenden und spitzigen Zähnen gerüstet war, und sich mit einer ohngefähr zwanzig Zoll langen spitzzulaufenden Schnauze endigte, die aus zween Theilen bestand, davon der eine aus dem obern, und der andere aus dem untern Kinnbacken heraus gieng. Dieses spitzige Maul war nichts anders als ein mit Knorpeln umgebener Knochen, der mit einer Haut versehen war, die eben so scharf und rauh, als das Seekatzenleder, dabey aber auch so hart war, als die Haut eines Hayen; und mit eben solcher Haut war der ganze Leib überzogen. Das Fleisch dieses Fisches kam dem Fleische des Meerschweins ziemlich nahe, und war sehr fett, jedoch mit magerm vermischt, und von sehr gutem Geschmacke.

In der Gegend des Kap Mesurando findet man ebenfalls einige außerordentliche Fische. Der vornehmste darunter ist sechszehn bis siebenzehn Zoll lang, wenn man den Schwanz und das Maul mitrechnet, und sieben bis acht Zoll breit. Er hat ein kurzes Maul, und sein Rachen ist von mittelmäßiger Größe, jedoch mit sehr starken und spitzigen Zähnen besetzt. Ueber dem Rachen hat er zween Nasenlöcher, und auf beyden Seiten sieht man eine Erhöhung, die einer Nase gleichet. Das sonderbareste sind seine Augen, die sehr weit vom Rachen entfernt sind, und nahe bey dem Orte stehen, wo der Rücken den Anfang nimmt. Sie sind gros, rund, von rother Farbe, lebhaft und mit Augenliedern versehen, die in beständiger Bewegung zu seyn scheinen. Sie stehen in der Mitte eines Sterns, der aus sechs Strahlen besteht, welche drey bis vier Zoll lang und da, wo sie anfangen, so stark sind, als eine Gänsefeder, zuletzt aber in einer stumpfen Spitze sich endigen. Die Materie dieser Strahlen ist ein harter und eben so biegsamer Knorpel, als Fischbein. Dieser Fisch hat nur ein Wirbelbein im Rückgrad, welches sich vom Kopf bis an den Schwanz erstreckt. Seine Ribben, die auf beyden Seiten herunter laufen, gehen nicht über die Mitte des Rückens. Seine Ohren haben die Gestalt menschlicher Ohren; nur daß sie mit keinem Rande eingefasset sind. Unter einem jeden Ohre sieht man fünf kleine

Oef-

Oefnungen, die man ebenfalls für Ohren halten sollte und am Eingange eines jeden Ohrs ist eine Floßfeder, deren Ränder so spitzig zulaufen, als die Flügel einer Fledermaus. Längs dem Rücken herunter hat er ebenfalls eine Floßfeder, die aus zween Theilen bestehet, davon der erstere sechs bis sieben Zoll hoch, der andere aber noch etwas höher ist, und beyde sehr hart und spitzig sind. Die Spitzen der ersten Hälfte sind wechselsweise die einen niedriger, als die andern; und bey der andern Hälfte werden sie nach und nach immer kleiner, bis an den Schwanz, welcher sehr gros und ebenfalls in zween Theile abgesondert ist. Uebrigens wird man auch noch unter seinem Bauche zwo Floßfedern von eben der Art, wie die erstern, gewahr. Sonst hat dieser Fisch keine Schuppen. Seine Haut ist gelb und schwarz gefleckt, glatt, sanft, dick und stark, fast wie Pergament. Er hat ein weißes, fettes, festes und sehr wohlschmeckendes Fleisch. Die größesten von diesen Fischen pflegen nicht höher als sechs bis sieben Pfund zu wiegen.

Nahe bey eben diesem Kap giebt es noch einen andern sehr sonderbaren Fisch. Sein Kopf ist länglichrund, seine Nase stark und die Naselöcher sind rund. Er hat einen weiten Rachen, ein breites Obermaul und übelgeordnete Zähne. Unter seinem Untermaul sieht man eine ziemlich hohle Vertiefung, und

über-

überhaupt gleicht seine Gestalt sehr der Figur eines alten Weibes. Seine Augen sind rund, gros und roth, seine Ohren aber sehr breit, und mit einer Floßfeder bedeckt, die den Flügeln einer Fledermaus ähnlich ist. Der Leib dieses Thieres ist rund, er nimmt aber nach und nach ab, bis gegen den Schwanz, wo er anfängt flacher zu werden, und endigt sich mit einer Floßfeder, die derjenigen, so er an den Ohren hat, gleichet. Beym Schwanze hat er noch zwo Floßfedern, die eine oben, die andere unten, und eine jede derselben ist ohngefähr acht Zoll lang. Seine Haut ist braun, rauh, ohne Flecken und voll Stacheln, die drey bis vier Zoll lang und so hart, als Horn, sind. Sie liegen glatt an der Haut, ohne in die Höhe zu stehen; allein das Thier kann sie nach seinem Gefallen erheben, und man sagt, daß diese Stacheln gefährliche Wunden machen sollen, so lange der Fisch am Leben ist. Obgleich die größten dieser Thiere nur zwey Fuß lang sind, so wiegen sie doch bis an funfzehn bis achtzehn Pfund. Sie schwimmen sehr schnell. Man zieht ihnen die Haut ab, wenn man sie essen will, und ihr Fleisch ist vortreflich. Sie nähren sich vom Meergras, Seekrebsen und kleinen Fischen.

Siebentes Hauptstück.

Das mitternächtliche Guinea.

Nachdem wir die historische Beschreibung des südlichen Theils von Guinea geendigt haben; so müssen wir uns nunmehro zu dem Nordlichen Theile wenden, der sich von dem Flusse Sierra-Leona bis an den Senegal erstreckt. Obgleich die Europäer diese Gegend von Afrika häufig zu besuchen pflegen, so sind wir doch so schlecht von diesem Lande unterrichtet, daß wir fast weiter nichts, als die Küsten und einige Flüsse kennen. Von den innern Ländern wissen wir so wenig, daß wir uns in keine umständliche Beschreibung ihrer Lage, ihres Umfanges und ihrer Gränzen einzulassen im Stande sind.

Erster Abschnitt.

Gegend am Flusse Sierra-Leona.

Es ist schwer, wie Barbot sagt, die Gränzen dieser Landschaft von allen Seiten, ausgenommen auf der Westlichen Seite, wo sie vom Meere bewässert wird, zu bestimmen. Nach dem Villaut nimmt sie gegen Osten, und zwar weit im festen Lande hinein, den Anfang, und endigt sich dem Kap Ledo oder

Tagrin

Tagrim gegen Nordwesten. Die Bay des Flusses Sierra-Leona wird von zwey berühmten Vorgebürgen, nämlich, von dem Kap Tagrim, Ledo, oder Sierra-Leona gegen Süden, und von dem Kap Vega gegen Norden, umgränzet und hat wenigstens eine Breite von drey Meilen. In diese Bay ergießt sich der Fluß Sierra-Leona, welcher den Namen daher erhalten hat, weil er auf den Löwengebürgen entspringt, die darum also heissen, weil sich diese Thiere in großer Menge daselbst aufhalten. Labat bemerkt, daß dieser Fluß auch Mitomba und Tagrim genannt werde. Er kommt sehr weit her, aus dem festen Lande, und ein Neger wollte so gar gegen den Barbot behaupten, daß seine Quelle in der Barbarey seyn müsse, weil er daselbst lange Zeit an den Ufern desselben einen Handel getrieben, und öfters Sklaven und Kolanüsse an gewisse Völker verkauft hätte, die gedachter Barbot, nach seiner Beschreibung, für Mohren und Araber hielte. Diese Verschiedenheit der Namen rührt von der Beschaffenheit seiner Mündung her, welche durch die gegen Norden befindlichen Sandbänke und durch die gegen Mittag liegenden Inseln, in drey Kanäle getheilet wird. Die beyden Kanäle gegen Süden und Norden sind so tief und rein, daß man sie zu aller Zeit beschiffen kann; der mittelste aber ist voller Klippen und Sandbänke, die ihn sehr gefährlich machen. Wenn man in die große

Bay gekommen ist, so wird man gewahr, daß die Küste des Kap Tagrim noch verschiedene kleinere Bayen formiret. Die nächste am Flusse wird die **Bay von Frankreich** genennet, und ist die sicherste und bequemste, wenn man sich mit süßem Wasser und Holz versehen will. Bey den Einwohnern herrscht eine alte Sage, daß nämlich die Normänner ehemals einen Handelsplatz auf dieser Bay gehabt hätten. Sie zeigen noch den Ort, wo das Wohnhaus, nahe bey einem Brunnen, der vortreffliches Wasser giebt, gestanden haben soll. Die Franzosen werden auch daselbst noch jetzt sehr geliebt und die Neger reden ihre Sprache, die sie vom Vater auf den Sohn fortpflanzen.

Gleich beym Eingange des Flusses sieht man verschiedene kleine Inseln, und eine Menge kleiner Felsen, die wie Heuhaufen aussehen. Die vornehmsten Inseln sind Togu, Tasso und Bense. Auf der letztern haben die Engländer ein kleines Fort angelegt, welches neun Meilen von der Rhede liegt, jedoch außer seiner vortheilhaften Lage nichts merkwürdiges hat. Den siebenten Julii 1704 wurde dieses Fort von dem Herrn Guerin mit zweyen französischen Kriegesschiffen angegriffen, erobert und geschleift; es ist aber hernach wieder aufgebauet worden *). Die Engländer hatten anfänglich ein Fort auf der Insel

*) Barbot.

Insel Lasso angelegt; als aber der Admiral Ruiter im Jahre 1664 von seiner Unternehmung auf der Goldküste zurück kam, und in den Fluß Sierra-Leona eingelaufen war, so warf er dieses Fort über den Haufen.

Wenn man den Fluß Sierra-Leona weiter hinauf schiffet, so findet man, daß sein Bette enger wird, und daß er mit einer erstaunlichen Menge von Fischen angefüllet ist, die eine große Anzahl von Krokodillen nach sich ziehen. Er sondert die beyden Königreiche, Bulum und Burree, von einander. Von dem erstern haben wir in dem Abschnitt von den innern Ländern auf der Küste Malaguette gehandelt; das andere aber liegt der Sierra-Leona gegen Westen, und erstreckt sich vierzig Meilen weit in das feste Land hinein. Der König von Burree war ehemals sehr mächtig, und hatte viele andere Fürsten gezwungen, ihm Tribut zu erlegen; allein jetzt ist er selbst dem Könige der Karrous zinsbar, und hat blos den Titel eines Dongah oder Unterköniges. Sein Ansehen fällt auch noch jetzt von Tage zu Tage, seitdem die Brüder eines dieser Dongahs das Joch abgeschüttelt und sich mit gewaffneter Hand verschiedener Kantons bemächtigt, sich auch daselbst unter dem Namen von Hauptleuten, jedoch ohne von dem Dongah abzuhängen, fest gesetzt haben. Dieß sind die kleinen Oberherren, welche die Reisebeschreiber mit den Worten: Hauptmann Thomas, Hauptmann Johann,

Hann, Hauptmann Joseph ꝛc. zu bezeichnen pflegen.

Es wird dieses Königreich von zwey verschiedenen Völkern, den Capez und den Manez, bewohnet. Die erstern werden für die leutseligsten und gesittesten von allen Negern gehalten; die andern aber sind barbarische, verwegene und unruhige Leute, die so gar, wie man versichert, Menschen fressen sollen, welches das Wort Manez bedeutet. Die Portugiesen halten dafür, daß sie von den Galas-Monus abstammen, die dem Flusse Sestos gegen Norden wohnen. Im Jahre 1505 fielen sie in das Land der Capez, welches sie verwüsten und die Einwohner an die Portugiesen verkaufen wollten; weil ihnen aber der Boden sehr fruchtbar zu seyn schien, so ließen sie sich daselbst nieder, verkauften die Gefangenen und verzehreten die Getödteten. Inzwischen glückte es doch den Capez, bey denen die Verzweiflung die Stelle der Herzhaftigkeit vertrat, ihre grausamen Feinde an der Vollziehung ihres Vorhabens zu hindern; allein es war ihnen bey allem dem unmöglich, sie aus den Gegenden, deren sie sich bemächtigt hatten, zu verjagen. Seitdem führen diese beyden Nationen aus unversöhnlichem Hasse beständige Kriege mit einander. Jedoch saat Barbot, es sey zu vermuthen, daß sie sich mit der Zeit vereinigen dürften, weil die Manez durch den Verkehr mit den Europäern nach und nach umgänglicher würden.

Die Hauptstadt des Königreichs führt ebenfalls den Namen Burree, und liegt acht Meilen Südwärts des Flusses. Sie hat höchstens fünfhundert Einwohner und besteht aus ohngefähr dreyhundert Häusern, die alle rund und sich einander vollkommen ähnlich sind, nur mit dem Unterscheide, daß die Häuser der Reichen aus einer viel größern Anzahl von Hütten zusammen gesetzt sind *). Auf den Pfeilern, die in den vier Ecken stehen, und sieben bis acht Fuß hoch sind, ruhen die Sparren, welche auf dem Gipfel des Hauses in Gestalt einer runden Pyramide zusammen laufen. Sie sind mit Rohr oder Palmblättern bedeckt, die so dicht durch die Latten geflochten worden, daß sie gleichsam vor der Sonne und dem Regen undurchdringliche Mauren vorstellen. Das Inwendige ist ebenfalls mit Rohr und kleinen zwischen den Pfeilern befestigten Zweigen bekleidet, worauf eine Art von Gips, der aus gebrannten Muschelschaalen besteht, geworfen und dadurch den Hütten ein reinliches Ansehen gegeben wird. Der Heerd ist in der Mitte, und der Rauch geht durch ein Loch, welches oben in der Hütte offen gelassen wird. Die Thür ist gemeiniglich nur drey Fuß hoch und zwey Fuß breit, dergestalt, daß man sich sehr bücken muß, um hinein zu kommen.

*) Labat.

Atkins sagt, man sähe in diesen Gegenden öfters die sämmtlichen Einwohner einer ganzen Stadt aus einem Kanton in den andern ziehen, da sie denn in sehr kurzer Zeit das neue Land, das sie zu bewohnen gedenken, urbar machen sollen. Der Hauptmann Joseph, ein christlicher Neger, verließ auf solche Art eine sehr schöne Stadt, nebst allen seinen Unterthanen, um sich höher hinauf am Flusse nieder zu lassen. Die Hütten dieser erledigten Stadt waren größtentheils rund gebauet, und so angelegt, daß sie in der Mitte einen großen viereckigten Platz formirten, nach welchem die Thüren der Häuser heraus giengen; und vor jedem Hause sahe man ein Pflaster von Muschelwerk. Der Platz war mit Limonienbäumen, Papahs, Fichten und Plantains besetzt, und zwischen denselben stand eine große Anzahl von Bienenkörben, die aus alten drey Fuß langen Stämmen hohler Bäume gemacht waren, und auf zween hölzernen Pfeilern ruheten. Es waren auch viele Kreuze vorhanden, die der Hauptmann Joseph, nach seiner durch die Missionarien vom Jesuiterorden geschehenen Bekehrung, hatte aufrichten lassen. Mitten auf dem Platze stand ein großer Baum, auf welchem man eine erstaunliche Menge von Vogelnestern erblickte, die zu unterst an den Zweigen gleichsam als Früchte hiengen. Ein natürlicher Instinkt lehrt diese Thiere, ihre Nester so zu bauen, damit ihre Jungen vor den Nachstel-

lungen der Papagoyen, Affen und Schlangen, die wegen ihrer Schwere nicht dahin gelangen können, sicher seyn mögen.

Es giebt in diesem Lande viele Städte und Dörfer, deren Namen aber unbekannt sind.

Die Einwohner dieses Kantons sind gros und wohl gemacht. Sie haben ziemlich regelmäßiger Gesichtszüge, und weder so aufgeworfene Lippen, noch so eingedruckte Nasen, als die Neger in den andern Ländern. Ihre Haut hat keine glänzende Schwärze. Sie machen sich gemeiniglich auf den Backen und an der Nase verschiedene kleine Narben mit einem heißen Eisen. Ihre Finger sind mit goldenen Ringen und ihre Arme mit Armbändern geschmückt. Beyde Geschlechter gehen bis ins funfzehnte Jahr nackend, und alsdenn fangen sie an ihre Blöße mit einem Stück Zeug oder Baumrinde zu bedecken. Einige aber haben weiter nichts, als einen ganz schmalen ledernen Gürtel, woran sie ihr Messer tragen. Die Reichen bedienen sich eines kleinen Rockes, von gestreiften Kaliko, wie die Mohren *).

Sie sind boshaft und habern beständig; hingegen findet man selten einen unter ihnen, der sich dem Fressen und Saufen ergeben sollte. Sie haben einen fähigern Verstand, als alle andere Guineische Neger, besonders bei grei-

*) Barbot. Atkins.

greifen die Capez sehr leicht, was ihnen gewiesen wird, und sind aus geilen und weibischen Leuten, so sie ehemals waren, seit den beständigen Kriegen mit den Manez keusche und herzhafte Männer geworden. Die Weiber tragen eine Art von Schärpe, die sie vorn zusammen binden und bis auf die Knie herunter fallen lassen. Sie führen überhaupt ein unehrbares Leben, und geben sich dem ersten dem besten Preis, ohne daß ihre Männer im geringsten darüber eifersüchtig sind; doch wird diejenige, so den ersten Rang hat, mit etwas mehrerer Sorgfalt beobachtet *). Sie sind sehr häßlich und haben so lange herab hängende Brüste, daß sie solche über die Schultern werfen und ein Kind, so sie auf den Rücken tragen, säugen können; die mühsamen Arbeiten aber, womit sie unaufhörlich beschäftigt sind, verursachen, daß sie sehr stark werden; wie sie denn das Land bauen, das Palmöl, die baumwollenen Zeuge, und dergleichen, verfertigen.

In einem jeden Wohnplatze ist ein Saal oder öffentliches Haus, wohin die Aeltern ihre Töchter schicken, um daselbst, unter der Aufsicht eines alten angesehenen Mannes, tanzen, singen und dergleichen, zu lernen. Wenn sie ein Jahr in dieser Schule zugebracht haben, so führt sie der Greis auf den großen Platz der Stadt oder des Dorfes, wo sie tanzen und

*) Villaut. Atkins.

fingen ꝛc. um den Zuschauern Proben ihres Fleisses zu geben. Findet sich alsdenn ein junger Mensch, der Lust zu heirathen hat, so wählt er sich unter dem Haufen der jungen Schülerinnen eine Geliebte, ohne auf ihre Geburt oder auf ihre Glücksumstände zu sehen. So bald er seine Absicht angekündigt hat, so wird er auch gleich als verheirathet angesehen, und darf nur den Aeltern des Mägdchens und ihrem alten Lehrmeister einige Geschenke machen.

Der gewöhnlichste Zeitvertreib der hiesigen Neger ist das Tanzen. Männer und Weiber kommen des Abends auf einem öffentlichen Platze der Stadt zusammen und tanzen daselbst alle nach der Reihe, mit einer großen Mannigfaltigkeit der Bewegungen und mit einer außerordentlichen Behendigkeit. Die musikalischen Instrumente sind zwo oder drey Trommeln, die aus dem Stamm eines holen Baumes gemacht und mit Ziegenfellen überzogen sind. Die Versammlung vermehrt das Geräusch dieser Instrumente, indem sie nach einer Art von Takt in die Hände schlägt. Man sieht auch gemeiniglich bey solchen Tänzen einen Kreiß von Leuten, die den Tanzplatz umgeben und die Tänzer entweder rühmen oder mit großem Gelächter verspotten.

Die herrschende Religion des Landes ist die Abgötterey, aber ohne alle Grundsätze, ohne Ordnung, ohne Feierlichkeiten und Cerimonien. Die Menge ihrer Gottheiten ist unzählbar, denn ein jeder kann sich einen Götzen nach seiner

ner Willkühr erwählen, und daher kommt es, daß einige ein Horn, oder eine Krebsscheere, andere aber einen Nagel, einen Kieselstein, eine kleine Muschel, den Kopf eines Vogels, die Hirnschaale eines Affen, eine Wurzel und dergleichen, anbethen, welche Gegenstände ihres Götzendienstes bey ihnen Fetische genannt werden *). Sie wagen sich niemals zur See oder auf einen Fluß, ohne dergleichen kräftiges Verwahrungsmittel bey sich zu führen, und weil sie der Würkung desselben den guten Fortgang ihrer Reise zuschreiben, so ermangeln sie auch niemals, ihre Erkenntlichkeit bey ihrer Zurückkunft durch eine verdoppelte Andacht und Ehrfurcht öffentlich an den Tag zu legen. So oft sie essen, setzen sie einen Theil ihrer Kost für diese Götzenbilder an die Seite. Barbot sahe einen solchen Fetisch in einem Walde, welcher einen Menschenkopf vorstellte, der auf einem Fußgestell ruhete, und mit einem kleinen Dache zum Schutze wider Wind und Wetter bedeckt war. Sie erkennen aber ungeachtet ihrer Ehrfurcht gegen diese lächerlichen Götzen, dennoch ein höchstes Wesen, und wenn man sie fragt, was für einen Gott sie anbeten, so heben sie ihre Hände über den Kopf in die Höhe, um dadurch anzuzeigen, daß der wahre Gegenstand ihrer Verehrung in der Höhe wohne.

*) Labat, Barbot, Finche.

Im Jahre 1607. pflanzte der Pater Bareira, ein Mißionarius vom Jesuiterorden, den christlichen Glauben in diesem Lande und bekehrte viele Neger, worunter sich auch ein König, Namens Fatima, befand; sie fielen aber bald wieder in die Finsterniße des Götzendienstes zurück *). Sechzig Jahre hernach erschienen andere Mißionarien, die das Christenthum daselbst wieder einsetzten und den König auf den Namen Dom Philip tauften. Dieser Prinz ließ zwar seinen Unterthanen die Gewißensfreyheit; weil er aber ihre Bekehrung wünschte, so unterhielt er an seinem Hofe einen Jesuiten und einen Kapuciner. Es scheint auch daß der Eifer dieser Apostel ziemlichen Fortgang gehabt haben müsse, denn man findet noch jetzt in diesen Gegenden Kapellen, worinn man Verzeichnisse der Festtage, nach den römischen Kirchengebräuchen, antrift, und Atkins, welcher im Jahre 1721. einen der kleinen Landesherren, Hauptmann Joseph genannt, besuchte, sahe in seinem Pallaste eine kleine Kapelle und verschiedene Kreuze. Dieser vornehme Neger war in England und Portugall gewesen. Er hatte zu Lissabon die Taufe empfangen, und sein Eifer für das Christenthum bewegte ihn, bey seiner Zurückkunft eine Schule anzulegen, worinn viele bekehret wurden. Er hatte auch verschiedene von seinen Verwandten selbst im Lesen unterrichtet und

Gebet=

*) Atkins, Finche.

Gebetbücher unter ihnen ausgetheilet. Nach Atkins Berichte soll dieser Herr gegen ihn gesagt haben, man verlange sehr, Mißionarien in seinem Lande zu haben, indem seine Unterthanen bereit wären, den christlichen Glauben anzunehmen. Allein, obgleich diese Neger sehr zum Christenthum geneigt sind und den Mahometanern niemals haben Gehör geben wollen, so lassen sie sich dennoch fast alle beschneiden.

Die Leichen-Cerimonien sind hier fast eben so, wie in allen übrigen Landschaften von Guinea, beschaffen. Der todte Körper wird unter einem Gefolge von Freunden nach der Begräbnißstäte gebracht, wobey einige zum Weinen gedungene Leute die Luft mit einem Klagegeschrey erfüllen, welches dem Verhältniß der zu erwartenden Bezahlung angemessen zu seyn pfleget. Mit dem Verstorbenen wird zugleich das Kostbarste, so er gehabt, eingescharret, und über seiner Gruft ein kleines Dach aufgerichtet.

Ehe das Land von den Karrous bezwungen wurde, war die königliche Würde daselbst erblich, jedoch so, daß allemal der Jüngste von den Söhnen des Königs seinem Vater in der Regierung folgte; wenn aber der Monarch keine männliche Kinder hinterließ, so bestieg sein nächster Anverwandter den Thron, welches mit besondern Formalitäten geschahe. Eine Menge von Leuten begab sich in seine Wohnung, ohne ihm jedoch bey diesem Besuche eine grös-

sere

sere Achtung, als gewöhnlich zu bezeigen. Nach einiger Zeit wurde er gebunden und in solchem Zustande öffentlich nach dem Pallast des verstorbenen Königs mitten durch das Volk geführet, welches an solchem Tage das Recht hatte, unterweges ihr Gespötte mit ihm zu treiben, ja so gar ihn mit Ruthenstreichen zu mißhandeln. Gleich nach seinem Eintritt in dem Pallast, legte man ihm den königlichen Schmuck an, und brachte ihn in ein Zimmer, wo die Größten des Landes auf ihn warteten. Der älteste von diesen Herren hielte darauf eine Rede an das Volk, stellte demselben die Nothwendigkeit vor, einen neuen König zu erwählen, und lobte alsdann den anwesenden Prinzen, der durch die Geburt zum Throne berufen wurde. Nach Endigung dieser Rede gab er dem neuen Könige eine Axt in die Hand, um ihm dadurch zu verstehen zu geben, daß ein guter Fürst das Laster hassen und es bestrafen müsse; worauf er alsbald unter einem allgemeinem Freudengeschrey zum Könige ausgerufen und von allen gehuldiget wurde *). Sonst pflegte man auch die Könige auf den Landstrassen, die nach der Hauptstadt giengen, zu begraben, und rechtfertigte diesen Gebrauch damit, daß man sagte, diejenigen, die in einem so weit über alle andere Menschen erhabenem Stande gelebt hätten, müßten auch nach ihrem Tode von ihnen abgesondert werden.

Zu

*) Barbut.

Zu jetzigen Zeiten haben die Capez und Manez ihren eigenen Statthalter oder Unterkönig, der die Justiz nach ihren Gesetzen verwaltet. Sie halten ihre **Palavers**, oder gerichtliche Sitzungen, in einem **Funkos**, welches eine Art von Gallerie ist, die den Pallast umgiebt. Hier sitzt der Unterkönig auf einem Throne, der ein wenig über der Erde erhaben und mit schönen Matten belegt ist. Seine **Saltatesqvis** oder Räthe, welches die angesehensten und ältesten der Nation sind, sitzen um ihn herum auf Bänken. Die Parteyen werden nebst ihren Advocaten in die Versammlung geführet. Nachdem der Unterkönig die Gründe von beyden Theilen angehöret und das Gutachten der Räthe vernommen hat, so spricht er nach der Mehrheit der Stimmen das Urtheil, welches gleich auf der Stelle vor seinen Augen vollzogen wird. Im Falle begangener Hurerey wird der Schuldige, es sey eine Manns- oder Frauensperson, zum Sklaven gemacht und verkauft. Wenn ein Weisser eines andern seiner Sklavinn beygewohnet hat, so wird er verurtheilt, sie nach dem gangbaren Preise zu erkaufen *). Diejenigen, so wegen eines Mordes angeklagt werden, müssen ein gewisses rothes Wasser trinken, welches von den Richtern zubereitet und das Reinigungswasser genennet wird. Wenn der Beschuldigte ein Mensch von übler Aufführung ist, oder wenn

*) Atkins.

wenn man weiß, daß er einen Haß gegen den Getodteten gehabt hat, so machen die Richter den Trank so stark, daß er davon sterben muß; wenn aber der Beklagte einen guten Wandel geführet hat, und die Aussagen ihn nur bis zu einem gewissen Grad beschuldigen, so wird das Wasser ganz schwach eingerichtet, um seine Unschuld vor den Augen der Verwandten des Ermordeten an den Tag zu legen.

Nach dem Gesetze ist man befugt einem Diebe eben so viel an Werthe zu nehmen, als er gestohlen hat. Das Stehlen wird hier zu Lande, so wie auf der ganzen Küste, Poniarring genennet.

Die Cerimonien, deren sie sich bey Erwählung der Richter bedienen, sind ziemlich lächerlich. Derjenige, der zu dieser Würde ausersehen ist, setzt sich auf einen hölzernen Stuhl, der nach der Landesart ausgezieret ist. Alsdann schlägt ihn der Unterkönig mit dem blutigen Eingeweide eines Bocks, der in dieser Absicht geschlachtet worden, zu verschiedenenmalen ins Gesichte, beschmiert ihm darauf den ganzen Leib mit eben dieser Materie, setzt ihm eine rothe Mütze auf den Kopf und spricht dabey das Wort Saltatesqvis aus. Nach dieser schmutzigen Ceremonie wird der Kandidat auf seinem Stuhle dreymal um den Funkos herumgetragen und giebt darauf allen Einwohnern des Ortes ein Fest, welches in Tänzen und andern Lustbarkeiten, wobey verschiedene Salven aus Musketen gegeben werden,

besteht,

besteht, und bey dessen Schlusse ein Ochs geopfert und unter der Versammlung ausgetheilet wird.

Die Tracht der Advocaten, wenn sie die Gerichtshändel vortragen, ist eben so lustig. Sie führen den Namen Troens, haben eine Larve vor dem Gesichte, Klappern in den Händen und Schellen an den Füssen. Auf dem Leibe tragen sie einen Oberrock, der mit verschiedenen Arten von Vogelfedern ausgeschmückt ist, welches alles ihnen viel eher das Ansehen von Possenreissern als von Rechtsgelehrten giebt.

Die Einkünfte des Unterkönigs bestehen in einem Tribut von baumwollenen Zeugen, Elephantenzähnen und Golde, wie auch in der Macht, seine Unterthanen als Sklaven verkaufen zu können.

Der Fluß Sierra-Leona wird stark von Seeräubern befahren. Im Jahre 1719. nahmen sie daselbst ein Kauffartheyschiff, welches Snelgrave commandirte. Sie raubten ihm alles, was er hatte und mishandelten ihn sehr. Wie aber das Verdienst allemal, auch selbst auf die größten Barbaren, Eindruck macht, so schenkten sie ihm die Freyheit, gaben ihm ein Schiff nebst Mundvorrath und liessen ihn in sein Vaterland zurückkehren. Als Atkins im Jahre 1721. auf dieser Küste gelandet hatte, so fand er daselbst verschiedene englische Kaufleute, die sich auf der ersten Bay hinter dem Kap Tagrim niedergelassen hatten. Sie trie-

ben daselbst einen Handel mit den Schiffen aus Bristol; wenn es ihnen aber auf eine ehrliche Art nicht glücken wollte, so nahmen sie ihre Zuflucht zum Stehlen. Der reichste unter ihnen nannte sich **Loadstone**, und man hatte ihm den Beynamen des **alten Aufschneiders** gegeben. Jobson erwähnt seiner in der Geschichte der Freybeuter, und sagt, daß dieser alte Räuber im Jahre 1720. ein gutes Haus im dasigen Lande gehabt, vor dessen Eingange zwey bis drey Kanonen gestanden hätten. Alle diese Kaufleute hatten Neger zu Knechten, die ihnen monatlich zwey Acys oder zwey Barren kosteten. Die Weiber besorgten die Wirthschaft, und dienten ihren Herren noch außerdem mit ihren Leibern. Die Arbeit der negrischen Knechte bestand darinn, daß sie auf Booten und Periaqven längs der Küste und den Flüssen reisen und daselbst mit Korallen, kupfernen und zinnernen Gefässen, Gewehr und starken Getränken handeln mußten, für welche Waaren man ihnen Elfenbein, Camholz und Sklaven gab. Diese letztern werden, unter der Aufsicht negrischer Knechte, so lange in Ketten gehalten, bis sich eine Gelegenheit sie loszuschlagen findet. Wenn sie zum Verkauf ausgebothen werden, so stellt man sie in Behältnisse, die mit Gittern vermacht sind, damit sie die Käufer besser betrachten können. Atkins, welcher dergleichen Sklaven kaufen wollte und deshalb auf dem Markte erschien, bemerkte, daß die meisten dieser Unglückseligen

sehr

sehr niedergeschlagene Gesichter hatten. Als er eines Tages die Sklaven des vorgedachten Loadstone in Augenschein nahm, so wurde er einen darunter gewahr, der lang gewachsen war und ein beherztes, stolzes uud lebhaftes Ansehen hatte. Die Blicke, so er auf die andern Sklaven warf, verriethen seinen Unwillen, so oft er sahe, daß sie auf den ersten Wink gehorsam waren und sich willig betrachten liessen. Er sahe die Kaufleute mit keinem Auge an, und wenn ihm sein Herr geboth aufzustehen oder die Beine auszustrecken, so that er es nur mit Widerwillen. Loadstone, den seine Widerspenstigkeit verdroß, gab ihm ohne Unlaß heftige Peitschenhiebe, die auf seinem nacktem Leibe die blutigsten Spuren zurück liessen, ja er würde ihn so gar getödtet haben, wenn ihn der Eigennutz nicht davon abgehalten hätte. Der Sklave ertrug alle diese Mishandlungen mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit, und ließ keinen Laut, ja nicht einmal einen Seufzer von sich hören; nur einige Thränen sahe man von seinen Wangen fließen, und auch diese suchte er zu verbergen, gleichsam als wenn er sich in sich selbst seiner Schwachheit schämte. Der Verfasser, den dieß besondere Schauspiel neugierig machte, fragte Loadstone, woher er diesen Sklaven bekommen hätte, und vernahm darauf, daß er das Oberhaupt einiger Dorfschaften wäre, die sich dem Handel der Engländer am Flusse Rugnez widersetzt hätten; er hiesse der Hauptmann Tomba und hät-

te viele Neger von ihren Bundesgenossen getödtet, ihre Hütten verbrannt, und überhaupt ganz außerordentliche Proben von Herzhaftigkeit und Muth an den Tag geleget. Endlich wären die von ihm Gemißhandelten den Engländern zu Hülfe gekommen, und hätten ihn des Nachts ergriffen, alsdenn aber vor ohngefähr vier Wochen gefänglich eingebracht. Als man ihn angegriffen, hätte er sich mit der äußersten Tapferkeit gewehret, dergestalt, daß, ehe man seiner habhaft werden können, noch zwo Personen unter seinen Streichen erliegen müssen.

Die Sommertage sind hier zu Lande außerordentlich heiß; allein des Nachmittags wird die Luft durch einen kühlen Südwest-Wind erfrischet. Hingegen verursachen die Waldungen und Gehölze, daß in den gebürgichten Gegenden eine unaufhörliche Hitze die Oberhand behält *). Ueberhaupt kann man sagen, daß dieses Land für die Europäer sehr ungesund ist. Regen und Donner herrschen daselbst sechs Monate lang, und die Tornados setzen auch sogar die herzhaftesten in Schrecken, indem alsdann eine dicke Finsterniß, so den ganzen Tag, ohne einen Augenblick nachzulassen, anhält, gleichsam den Untergang der Natur anzukündigen scheinet.

Der Boden ist ziemlich fruchtbar, und bringt Reis, Hirse, Maiz und Pene hervor.

Dieß

*) Barbot.

Dieß letztere ist eine kleine Pflanze, die dem gemeinen Grase gleichet. An ihren Stengeln wachsen Körner, die gar keine Bedeckung oder Hülse haben, und woraus die Neger Brod machen. Der Verfasser *) hält sie für eben das Getraide, welches die Türken Kuskus, und die Portugiesen Pfunde nennen.

Man findet daselbst Limonen, Bananes, indianische Feigen, Ananas, Wassermelonen, Ignames, Patatoes, wilde Birnen, weisse Pflaumen, Hülsenfrüchte von allerhand Arten, Kolanüsse, Maniok, oder Cassave, und guineischen Pfeffer. In den Wäldern giebt es eine Art von wilden Trauben, die einen sehr angenehmen Geschmack haben. Die Frucht, welche die Neger **Beguil** nennen, hat die Größe eines gewöhnlichen Apfels, und eine harte Haut, das Fleisch aber hat die Farbe, den Kern und den Geschmack einer Erdbeere.

Die vornehmsten Arten von Bäumen, sind hier zu Lande die Palmbäume und Buchen. Diese letztern sind von dreyerley Gattungen. Die erstere derselben ist sehr hoch und trägt eine Hülse, wie die Bohnen, worinn man auch würklich vier bis fünf viereckigte Bohnen antrift, die einem Tamarindenkerne gleichen. Sie sind mit einer harten Haut überzogen, die man für eine ordentliche Schale halten sollte, und der Kern ist so giftig, daß sich die Neger desselben zum Vergiften der Pfeile bedienen.

*) Finche.

Die zweyte Gattung ist viel kleiner, und hat dicke und krumme Hülsen, deren jede fünf große einen Zoll lange Bohnen enthält. Die dritte Gattung dieser Buchen ist größer, und hat zwar kleine Blätter, aber eine starke Frucht, in einer harten und an den Seiten etwas ausgezackten Hülse, die nicht weniger als neun Zoll lang und fünfe breit ist. Eine jede schließt fünf lange Bohnen in sich, welche die Neger Gverda nennen, und sie für sehr gefährlich halten *). Die Manglebäume und Paretuviers sind in dieser Gegend sehr gemein, und das ganze Land ist so sehr mit großen Bäumen angefüllt, daß man es überhaupt für einen weitläuftigen Wald halten sollte. In den Niederungen längs den Flüssen findet man Gesträuche, deren Zweige sich bis zur Erde beugen und noch Saft genug haben um eine zweyte Wurzel zu treiben, aus welcher neue Bäume entstehen, die hernach auf eben die Art fortwachsen, dadurch aber so dicht verwachsene Gehäge machen, daß es unmöglich ist durchzudringen. Die Manaten oder Seekühe, die Krokodille, und andere fürchterliche Thiere, halten sich darinnen auf, weshalb sich so leicht niemand dorthin zu wagen pflegt. Das Camholz und der Kokos-Nußbaum ist auf dieser Küste häufig vorhanden.

Man trift hier eine Menge von Ziegen und zahmen Schweinen, imgleichen Löwen, Tiger Elephan-

*) Barbot, Atkins.

Elephanten, wilde Schweine, Hirsche und Rehe an. Die letztern sind so überhäuft, daß sie die Einwohner auf die fremden Schiffe bringen und für einen sehr geringen Preiß verkaufen. Die Zibetkatze, von welcher wir anderswo geredet haben, ist hier ebenfalls nicht selten, und die Affen sind in so starker Anzahl vorhanden, daß sie alle Pflanzstäte verwüsten. Es giebt dreyerley Arten derselben. Die zu der erstern gehören werden Barrys genannt und sind von einer ungeheuren Größe. Man gewöhnt sie, wenn sie noch jung sind, Korn zu mahlen, Wasser in Kürbisflaschen zu schöpfen, und es auf dem Kopf zu tragen, imgleichen einen Bratspieß zu wenden. Sie haben eine so heftige Begierde nach den Austern, daß sie, wenn Ebbe ist, an das Ufer gehen, um sie zwischen den Felsen zu suchen, und, wenn sie einige offen finden, so legen sie einen Stein hinein, damit sie sich nicht wieder schliessen können, worauf sie solche mit leichter Mühe verzehren. Es fügt sich aber zuweilen, daß der Stein ausglitschet und der Affe sich wie in einer Falle gefangen sieht, da er denn von dem ersten Neger, der ihn antrift, getödtet und gegessen wird. Das Fleisch dieser Thiere soll sehr gut seyn und selbst einige Europäer geniessen es ohne Widerwillen. Die Affen richten so großen Schaden auf den gebauten Feldern an, daß die Neger alles anwenden, sie auszurotten; Gift, Schlingen und Gewehr; ja wenn ein Europäer fünf oder sechse von der Jagd mitbringt,

so wird er von der Dorfschaft gleichsam im Triumphe empfangen. Es ist ihnen aber schwer beyzukommen; denn sie bemerken die ihnen gestellten Fallen sehr gut, sie lassen sich niemals von einer Schlinge zum zweytenmale berücken und wissen die wider sie gerüsteten Feinde vollkommen zu unterscheiden *). Wenn sie sehen, daß einer aus ihrem Haufen durch einen Pfeilschuß verwundet worden, so geben sie sich alle Mühe ihm beyzuspringen. Ist der Pfeil zackigt, so spüren sie solches gleich an der Schwierigkeit ihn herauszuziehen und zerbrechen alsdenn das Holz mit den Zähnen, um dem Verwundeten Gelegenheit zur Flucht zu geben. Wenn er aber mit einer Kugel verletzet worden, so erkennen sie es an dem hervordringendem Blute, und kauen in solchem Falle Blätter, womit sie die Wunde verbinden. Ein Jäger, der das Unglück haben sollte, von diesen Thieren überfallen zu werden, würde ohnfehlbar von ihnen in Stücken zerrissen werden.

Es giebt in diesem Lande, so wie in den übrigen Gegenden von Guinea, Schlangen von einer außerordentlichen Größe. Die Häuser sind von einer Menge Ratzen, Kröten, Mosquiten, Scorpionen, Eidexen und Ameisen angesteckt. Von den letztern sieht man dreyerley Arten, weisse, schwarze und rothe. Die rothen bauen sich Wohnungen, die eine Höhe von sieben

*) Labat

sieben bis acht Fuß haben, sie brauchen zwey bis drey Jahre dazu, den Grund zu ihrem Gebäude zu legen, und wenn sie auf einen Schrank voller Zeuge fallen, so können sie ihn in Zeit von vier und zwanzig Stunden in Staub verwandeln.

Das Federvieh ist hieselbst sehr gemein. Die Wälder sind voll Papagoyen, voll zahmer und wilder Tauben und anderer Vögel; allein die dicken Bäume verhindern, daß man ihnen nicht beykommen kann. Unter den Seevögeln, womit die hiesige Küste angefüllet ist, sieht man weisse Pelikanen, die so groß als Schwäne sind, Reiger, Korlissen, Trappen, den Vogel, welcher der Ochs genannt wird, und viele andere, deren Namen in unsern Gegenden nicht bekannt sind.

In dem Flusse Sierra Leona findet man eine erstaunliche Menge Manaten oder Seekühe, Krokodille und Alligadoren, welche letztere zu dem Geschlechte der Krokodille gehören. Es sind auch viele Hayen daselbst vorhanden. Die Bay dieses Flusses ist mit verschiedenen Arten auserlesener Fische angefüllet, wohin die Schildkröte, die Meerbarbe, die Skate, der Zehnpfundt, die Alte, der Kavallo, der Barvikado, der Kater, der Torpedo oder Krampffisch, der Brasse und die Austern ꝛc. gehören.

Der Zehnpfundt hat viel ähnliches mit der Meerbarbe; allein sein Fleisch ist voll kleiner Knochen, wie das Fleisch der Alose. Von der Alten ist anderswo gehandelt worden.

Der Kavallo hat eine glänzende und gleichsam silberne Farbe. Er ist auf beyden Seiten, bis zur Helfte seiner Länge, mit scharfen Stacheln gewafnet. Der Barrikado ist anderthalb Fuß lang, und hat ein sehr wohlschmeckendes Fleisch; er wird aber für ungesund gehalten, wenn er am Gaumen schwarz ist. Der Kater hat den Namen von einigen Haaren, die auf beyden Seiten des untern Kinnbackens hervorragen, und zweenen Bärten ähnlich sehen.

Die hiesigen Austern haben, wie Barbot sagt, eine so außerordentliche Größe, daß eine einzige zu einer Mittagsmahlzeit für eine Person hinreichend ist. Sie sind aber, wie er hinzufügt, sehr hart, und man würde sie schwerlich geniessen können, wenn man sie nicht erst in kleine Stücken zerhacken und hernach kochen und rösten sollte.

Finche behauptet, daß die Bay der Sierra-Leona ganz voller Austern sey, und daß sie sich an die Bäume, womit das Ufer besetzt ist, hängen sollen. Die Zweige dieser Bäume, die für eine Art von Manglebäumen gehalten werden, sind so dick als ein gewöhnliches Rohr, und auswärts glatt, inwendig aber mit Mark versehen. Diejenigen so sich bis ins Wasser hinein beugen, hängen so voller Austern, daß man sie für eine Frucht des Baumes halten sollte; sie sind aber, wie er beyfügt, sehr klein und von einem ganz kraftlosen Geschmacke.

Die Engländer und Franzosen besuchen seit langer Zeit den Fluß Sierra-Leona, und kaufen daselbst Elephantenzähne, Sklaven, Färbeholz, Wachs, Ambra, Zibeth, langen Pfeffer, etwas Perlen, Krystall und ein wenig Gold *). Die hiesigen Elephantenzähne werden für die besten in ganz Guinea gehalten. Sie sind von einer bewundernswürdigen Größe und Weisse; und Barbot hat so gar einige gesehen, die hundert Pfund wogen, und nicht höher, als für den Werth von hundert französischen Sous in allerhand kleinen Waaren verkauft wurden. Das Gold, welches man hier antrift, wird von mandingoischen Kaufleuten dorthin gebracht, und diese würden noch viel mehr von dieser Waare bringen, wenn sie jederzeit versichert seyn könnten, europäische Waaren zu bestimmten und festgesetzten Preisen daselbst anzutreffen; allein die Portugiesen wenden das äußerste an, diese Handlung zu Grunde zu richten. Man findet wenig Sklaven auf dieser Küste, weil nur die Kriegesgefangenen und die Missethäter, deren Todesurtheil in eine ewige Verweisung verwandelt worden, daselbst verkauft werden. Die Europäer geben für die hiesigen Waaren, Branntwein, Rum, Eisen in Stangen, weisse Kalikots, Schlesische Leinewand, kupferne Kessel, irrdene Töpfe, gläserne Knöpfe, kupferne Ringe und Armbänder, gläserne Halsbänder von verschie-

*) Barbot, Atkins.

denen Farben, kupferne Schaumünzen, Ohrgehänge, holländische Messer, Sicheln, Beile, grobe Kanten, Schnuren von Krystall, roth gemahlte Leinwand, Olivenoel, Feuergewehr, Kugeln und Schießpulver, alte Betttücher, Papier, rothe Mützen, Mannshemden, rothe Baumwolle und kleine Binden von Seidenzeug oder von Knötchenarbeit, die eine halbe Elle breit sind, und von den Weibspersonen zu Gürteln gebraucht werden.

Zweyter Abschnitt.

Länder zwischen den Flüssen Sierra-Leona und Senegal.

Dieser Theil von Afrika liegt zwischen dem achten und achtzehnten Grad nordlicher Breite, und zwischen der dreyßigsten Minute und dem siebenzehnten bis achtzehnten Grad der Länge. Er wird gegen Norden von der Wüste Zara oder Sarra, die auch sonst die barbarische Wüste genannt wird; gegen Westen von dem mittäglichen Guinea; und gegen Osten von Nigritien umgränzet. Ueberhaupt ist die Seeküste nicht sehr bewohnt, weil sich die hiesigen Völker insgesammt an den Ufern der Flüsse, deren Anzahl sehr beträchtlich ist, niedergelassen haben. Die vornehmsten darunter sind: Ponghee, Tafali, Samos, Kafferes, Nogne oder Nimer, Rio grande, Geves, Rio St. Domingo und die Gambra oder Gambia. Die an deren Gestade wohnenden Natio-

Nationen heissen: Die Zapez, die Foulis, die Kakolis, die Malous, die Jalofs und die Mandingos. Die Zapez sind in vier Stämme getheilet, die durch besondere Namen unterschieden werden. Sie heissen, die herumschweifenden Zapez, die Zapez Volumez, die Zapez Kapez, und die Zapez Sozez. Sie sind alle Götzendiener, ob sie gleich ein höchstes Wesen erkennen, welchem sie aber keine Art von Gottesdienst leisten, weil sie sich lediglich auf dessen Gütigkeit verlassen. Von den Foulis, Jalofs und Mandingos werden wir weiter unten reden.

Das Land, welches in der Gegend des Flusses Nogne liegt, bringt ein Salz hervor, daß die Portugiesen sehr werth halten und es als eine Art von Gegengift ansehen. Sie sind zuerst durch die Elephanten von dieser guten Eigenschaft desselben belehret worden. Wenn nämlich die Neger auf die Elephantenjagd gehen, so schiessen sie mit vergifteten Pfeilen nach ihnen, und wenn sie das getroffene Thier tödten, so schneiden sie in der Gegend, die der Pfeil berührt hat, das Fleisch weg und essen hernach das übrige. Es fügte sich einstens, daß einige Jäger einen Elephanten verwundet hatten, und ihn hernach zu ihrem großen Erstaunen wieder herumgehen sahen, ohne daß er das geringste von seiner Wunde zu empfinden schien. Sie gaben also genau auf ihn Acht, und sahen ihn an das Ufer des Flusses gehen, wo er etwas in den Rüssel nahm, das sehr begierig von ihm

gefres-

gefressen wurde. Noch ein anderer, den sie ebenfalls verwundet hatten, heilte sich auf gleiche Weise. Sie giengen demnach, so bald er fort war, an das Ufer, um zu sehen, was er daselbst genossen hätte, und fanden ein weißes Salz, welches einen Alaunartigen Geschmack hatte. Nachdem sie verschiedene Versuche damit gemacht hatten, so wurden sie überzeugt, daß es eines der kräftigsten Gegengifte wäre, die jemals entdecket worden, und daß ein Oventlein von diesem Nogrischen Salze eine bewährte Arzeney wider alle äußerliche und innerliche Vergiftung abgäbe.

Wenn man die Küste hinauf fährt, so sieht man den Fluß Rio-Grande. Der Sklavenhandel ist in dieser Gegend mehr oder weniger ansehnlich, nach dem die Einwohner viele oder wenige Kriege führen, und nach dem die Folgen derselben beschaffen sind. Man findet überdem hieselbst Elfenbein, Wachs und Gold.

Achtzig Meilen von der Mündung dieses Flusses liegt das Land der Malous oder Analour, einer Negrischen Nation, die sehr dem Handel ergeben ist. Es giebt dort Elfenbein, Reis, Maiz und Sklaven.

Der Fluß San-Domingo bewässert einen Raum von mehr als hundert Meilen und nimmt verschiedene Wege. Seine Ufer werden von Negern und Portugiesen bewohnt, die sich in verschiedenen Dörfern niedergelassen haben. Bey der Mündung auf der Nord-

seite haben die Portugiesen ein Fort, das mit vier Kanonen besetzt ist und von einem Feldwebel nebst vier Soldaten commandiret wird. Vier Meilen weiter hin, an eben dem Ufer, findet man das Dorf **Bulol**, bey welchem ein kleiner Fluß nahe vorbey fließt, der sich, nachdem er zehn Meilen lang durch das feste Land gelaufen, in den San-Domingo ergießet. Dieser letztere benetzt das Dorf **Cvongain**, welches von Portugiesen und Grometten, die allemal viel Wachs vorräthig haben, bewohnt wird.

Beym Eingange des Rio San-Domingo, auf der Mittagsseite, liegt ein großer Wald, **Mattra-Formosa** genannt, der ein Dorf, welches von den **Flups** bewohnt wird, in sich schließet. Man kann Sklaven von ihnen erhandeln, und überdem sind sie mit einem großen Vorrath von Reis versehen. Zwey Meilen weiter, wenn man fortfährt aufwärts zu schiffen, trift man einen kleinen Fluß an, der nicht schiffbar ist, und die **Flups** von den **Papels** absondert. Diese beyden Völker sind Abgötter. Der König der Papels hat seine Residenz fünf bis sechs Meilen von dem kleinen Flusse. Wenn ein Vornehmer bey ihnen stirbt, so opfern sie Kälber, junge Ziegen und Kapaunen ihren Göttern, die nichts anders als Bäume, Ochsenhörner und andre dergleichen elende Dinge sind. Drey bis vier Meilen weiter liegt die Stadt **Bachao**, eine Portugiesische Kolonie. Sie hat drey Forts,

davon

davon das eine durch zwölf, die andern beyden aber, ein jedes von zwey bis drey Kanonen, vertheidiget wird. Der Befehlshaber darinnen ist ein Staabsofficier, der unter dem General = Gouverneur der Inseln des grünen Vorgebürges stehet, und die Besatzung wird alle Jahre mit dreyßig bis vierzig Portugiesischen Soldaten, die fast aus lauter verbannten Missethätern bestehen, vollzählig gemacht. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf zwey bis drey hundert Mann, ohne deren Weiber und Beyschläferinnen mitzurechnen. Der König von Portugall hält in der Stadt einen Beamten, welcher den auf die ankommenden und auslaufenden Kaufardeyschiffe gelegten Zoll von zehn fürs Hundert einnehmen und berechnen muß. Die Justiz wird von dem Gouverneur verwaltet. Es ist daselbst eine Pfarrkirche und ein Geistlicher, der unter dem Visitator, oder unter einem Gros = Vikarius des Bischofs von St. Jago steht. Die Kapuciner haben zwar ein Kloster zu Kachao; allein es sind niemals mehr als drey Ordensgeistliche darinnen. Die Einwohner bedienen sich zu ihrem Handel der Barqven, mit welchen sie die Flüsse Rogne, Pouqve, Sierra = Leona und die Inseln Bisagges beschiffen, von dannen sie viel Wachs und Sklaven, nebst etwas Elfenbein, hohlen. Die Portugiesen haben weiter hinauf an eben dem Flusse, noch eine andere Stadt **Farim** genannt; sie ist aber viel weniger bevölkert, und hat weiter

keine

keine Befestigung, als einen Zaun von Pallisaden. Die vornehmsten Einwohner von Kachao haben Häuser zu Farim, wo ihre Gemetten baumwollene Zeuge und Wachs zubereiten. Die Stadt hat einen Staabsofficier zum Befehlshaber, welcher von dem zu Kachao abhängig ist.

Brüe hat mit dem größten Erstaunen gesehen, daß die Krokodille des San-Domingoflusses so gelassen und zahm sind, daß die Kinder mit ihnen spielen und auf ihrem Rücken reiten, ja sie so gar schlagen können, ohne daß ihnen diese erschrecklichen Thiere das geringste Leid zufügen; welche Sanftmuth ohne Zweifel daher rühret, weil sie mit großer Sorgfalt gefüttert werden.

Alle Flüsse, so man längs der Küste zwischen der Sierra-Leona und der Gambia antrift, sind an den Ufern ganz mit Dörfern besetzt, deren Einwohner aus einem Gemische von Portugiesen und Negern bestehen. Am rechten Ufer des Flusses Ghinala findet man eine Stadt gleiches Namens, so die Hauptstadt des Königreichs Biafaras ist. Dieses Gebiete erstreckt sich weit in das feste Land hinein und die Portugiesen, so es bewohnen, sind alle ziemlich reiche Leute. Ein jedes Haus hat einen artig ausgezierten Vorsaal, wo sie die Fremden empfangen, weil ihre Eifersucht ihnen den Eingang nicht weiter verstattet. Weiber und Beyschläferinnen, alles wird unter demselben Schlüssel verwahret; in

allen

allen andern Fällen aber wissen sich die Portugiesen auf eine höfliche und gefällige Art zu betragen.

Brüe hatte sich vorgenommen, den König des Landes zu besuchen, und dieser Monarch, der bereits von seiner Ankunft Nachricht hatte, war zu seinem Empfange vorbereitet. Er gab ihm unter einem Baume Audienz, der seiner Wohnung gegen über gelegen war. Seine Kleidung bestand in einem schwarzen Schurze, der bis auf die Hälfte der Füße herunter fiel, und in einem Mantel von gleicher Farbe. Er hatte schwarze Pantoffeln an, die Füße waren blos, und auf dem Kopfe trug er einen schwarzen Hut, dergestalt, daß man, seine Zähne und Augen ausgenommen, nichts als lauter Schwarzes an ihm sahe. Er bezeugte sich sehr höflich gegen den französischen Schiffskapitain und erboth sich, ihm die Insel Bulam zu überlassen, wenn er daselbst einen Wohnplatz anlegen wollte. Dieser Prinz fand sehr viel Vergnügen an seinem Umgange, und schien ganz traurig darüber zu seyn, daß er ihn nicht viele Tage lang an seinem Hofe behalten konnte. Er gab ihm eine Mittagsmahlzeit nach dasiger Landesart, wobey der Ueberfluß die Stelle des feinern Geschmacks vertrat. Inzwischen war doch der Reis ziemlich gut zubereitet und das gekochte Flügelwerk, das man oben darauf gelegt hatte, war recht sauber zerlegt worden. Die zu diesem Orte gehörigen Ländereyen liegen an dem

dem Gestade eines kleinen Flusses, der sie sehr fruchtbar macht. Man findet daselbst Wachs, Elfenbein, Sklaven, und Gold, welches aus den innern gegen Süden und Osten gelegenen Ländern gebracht wird. Die hiesige Gegend liefert auch noch überdem getrocknete Häute, Baumwolle, Straußfedern, und Harze von verschiedenen Arten.

Zwischen den Flüssen Geves und San-Domingo, hundert und funfzig Meilen im festen Lande hinein, liegt ein ziemlich großes Königreich, **Kabo** genannt, das zu Anfange dieses Jahrhunderts von einem Negrischen König, Namens **Briam-Mansare** beherrscht wurde. Er führte einen viel prächtigern Staat, als alle andere Fürsten auf der Küste. Sein Hof war sehr zahlreich, und er ließ sich beständig aus goldenem Geschirre bedienen, davon er einen Vorrath an die vier tausend Mark besaß. Seine Leibwache bestand aus sechs bis sieben tausend wohlbewafneten Soldaten; er hatte sich alle seine Nachbaren unterwürfig gemacht und zwang sie, ihm Tribut zu bezahlen. Die Policey war in seinen Staaten so gut eingerichtet, daß die Kaufleute ihre Waaren, ohne die geringste Gefahr, auf den öffentlichen Landstraßen hätten hinlegen können; denn es war ihm durch Gesetze und Strafen gelungen, seinen Unterthanen die den Negern angebohrne Neigung zum Diebstahl abzugewöhnen. Niemals wurden den Sklaven Ketten angelegt, denn so bald sie nur das

Merkzeichen des Kaufmanns empfangen hatten, so durfte man nicht weiter befürchten, daß sie entfliehen würden; weil die Grenzörter gar zu gut bewacht, und von der Regierung eine strenge Mannszucht beobachtet wurde. Dieser Monarch traf alle Jahre mit den Portugiesen einen Handel auf sechshundert Sklaven zu funfzehn bis achtzehn Barren für jeden Kopf, in verschiedenen Arten von Waaren, als in Feuergewehr, krummen Säbeln mit schönen Handgriffen, französischen Sätteln, sammtenen Lehnstühlen und andern Geräthe, wie auch in Fenchelbranntwein, so auf der Insel Rhe gemacht wird, in abgezogenem Zimmtwasser und Rossolis ꝛc. Wenn ihm ein Weisser besuchte, so ließ er ihn gleich von der Zeit an, da er seine Staaten betrat, in allen Stücken frey halten und seinen Unterthanen befehlen, daß sie bey Strafe, als Sklaven verkauft zu werden, nicht das geringste von ihm annehmen sollten. Er weigerte sich niemals Audienz zu geben, und, ob man ihm gleich, nach der bey den Negrischen Prinzen durchgehends eingeführten Gewohnheit, ein Geschenk, das den Werth von drey Sklaven betrug, machen mußte; so gab er doch allemal mehr wieder, als er empfangeu hatte. Diese Höflichkeitsbezeugungen daureten so lange, bis der Fremde seine Waaren veräussert hatte, und wenn er den König bey der Abschiedsaudienz um ein Geschenk für seine Frau ansprach, so ließ er ihm einen Sklaven

oder zwey Mark Goldes reichen. Dieser Prinz starb im Jahre 1705, und würde eben so sehr von seinen Unterthanen, als von den Fremden, bedauret.

Am mitternächtlichen Ufer des Flusses Gevves findet man die **Balantes**, die einen Bezirk von zehn bis zwölf Meilen im Umfange bewohnen. Diese Nation hat nicht den geringsten Verkehr mit ihren Nachbaren und leidet auch nicht, daß Fremde in ihr Land kommen. Die Balantes heyrathen, zufolge eines Gesetzes, das sie unveränderlich beobachten, keine andere als Mädchen von ihrer Nation. Ihre Religion ist die Abgötterey und ihre Regierungsform eine Art von Republik, wo die Rathsversammlung aus den Aeltesten des Landes besteht. Sie machen keinen aus ihrem Volke zum Sklaven; allein sie fallen ihre Nachbaren beständig an, und haben einen solchen Haß gegen die Weissen, daß sie keinem, der in ihre Hände fällt, das Leben schenken. Sie verkaufen die Neger oder vertauschen sie gegen Vieh. Ihre Waffen sind der Säbel, die Zagaye und Pfeile. Den 23 April 1700 griffen sie eine französische Brigantine von vier Kanonen an, und umringten sie mit fünf und dreyßig Booten, deren jedes mit vierzig Mann besetzt war. Als die Franzosen diese Flotte und die ihnen drohende Gefahr sahen; so bedeckten sie sich eiligst den Leib mit Ochsenhäuten, um vor den Pfeilen sicher zu seyn. Die Neger versuchten

verschiedenemal an Boord zu kommen, allein die Franzosen ließen ihre Artillerie so nachdrücklich spielen, daß sie vermittelst der Stücken Eisen, womit die Kanonen geladen waren, ganze Reihen von Booten wegnahmen und auf solche Art einen großen Theil derselben zu Grunde richteten. Inzwischen daurete der Streit doch sechs Stunden, und die Neger thaten ihre Anfälle mit unbeschreiblicher Wuth. Als sie aber zuletzt sahen, daß ihre Fahrzeuge mit todten Körpern bedeckt waren, so verlohren sie den Muth und zogen sich mit einem entsetzlichem Geschrey zurücke.

Die Stadt Geves, welche am nordlichen Ufer des eben so genannten Flusses liegt, enthält nahe an vier tausend Einwohner, worunter sich ohngefähr vier bis fünf Familien von Europäern befinden. Die übrigen sind Neger oder Mohren, die sich aber alle ohne Unterschied Portugiesen nennen lassen. Die Stadt liegt auf einer Anhöhe und hat weder eine Mauer noch Verzäunung. Die Häuser sind von Erde gebauet, auswärts geweißet und mit Stroh gedeckt. Die Pfarrkirche, wo ein Mulatte von St. Jago das Pfarramt verwaltet, ist ziemlich schön. Die umliegenden Felder der Stadt waren ehemals sehr gut gebauet, jetzt sind sie aber schlecht bestellt, und die Einwohner holen ihre Bedürfnisse aus den benachbarten Oertern. Es wird daselbst gemeiniglich ein Handel mit mehr als zwey hundert Sklaven, zu dreyßig Barren für jeden

Kopf,

Kopf, getrieben, imgleichen mit achtzig bis hundert Zentner Wachs, den Zentner zu sechzehn Barren, und eben so viel Elfenbein, zu achtzehn Barren, wie auch mit vier bis fünfhundert gemeinen Lendenschurzen, die für eine gewisse Quantität Seilwerk, oder für anderthalb Maaß Branntwein gegeben werden.

Das Dorf **Kurbalay** liegt am Gestade eines kleinen Flusses, welchem es den Namen giebt, und der sich, nachdem er aus Osten gekommen, in den Fluß Geves ergießt. Die Aecker in diesem Kanton werden mit vielem Fleisse gebauet; allein die Einwohner müssen sie wegen der Elephanten und Seepferde Tag und Nacht bewachen. Es ist hier zu Lande sehr gewöhnlich, Heerden von vier bis fünf hundert Elephanten anzutreffen. Wenn sie sich in Moräsken niedergelegt haben, um sich abzukühlen, so geben sie gar nicht auf die Vorbeygehenden Acht, und man hat sie niemals jemand anfallen gesehen, es sey denn, daß man nach ihnen schießt und sie verwundet, in welchem Fall sie so wüthend werden, daß man ihnen schwerlich entkommen kann. Als einst einige französische Bootsleute den Fluß Kurbalay in einer Barke hinauf fuhren, so sahen sie einen Elephanten, der so tief im Schlamm versunken war, daß sie gewiß hoften, sich seiner bemächtigen zu können. Sie thaten verschiedene Flintenschüsse nach ihm, allein sie konnten ihm nicht nahe genug beykommen, um ihn zu tödten, und ihre Kugeln dienten nur

dazu ihn in Wuth zu setzen. Da der Elephant seines Theils ebenfalls nicht an sie heran kommen konnte, so wußte er sich nicht besser zu rächen, als daß er seinen Rüssel mit dem kothigem Wasser, das ihn umgab, anfüllete und es auf sie los schleuderte. Er sprützte ihnen auch in der That eine so erstaunliche Menge auf den Hals, daß sie beynahe in der Barke versunken wären. Sie entfernten sich also aufs schleunigste, und als kurz darauf das Wasser wieder angelaufen war, so sahe sich der Elephant bald im Stande das Ufer zu erreichen.

Man findet viele Portugiesen, die sich an den Ufern dieses Flusses niedergelassen haben. Sie sitzen ganze Tage lang vor ihren Häusern auf Matten, rauchen Toback und schwatzen mit andern, die ihnen Gesellschaft leisten wollen. Hingegen gehen sie selten spatzieren, und mit der Jagd geben sie sich gar nicht ab. Ungeachtet dieser Unthätigkeit treiben sie aber doch, vermittelst ihrer Grometten, einen ansehnlichen Handel. Brüe sagt, daß diese Portugiesen, ob sie gleich reich und in einem fruchtbaren Lande angesessen sind, sich dennoch die nöthigsten Bedürfnisse entziehen und noch schlechter, als die Neger leben sollen.

Die Flamingos sind in dieser Gegend sehr gemein. Sie haben beynahe die Größe eines kalekutischen Hahns, sehr lange Beine, und ein feuerfarbenes Gefieder mit einigen schwarzen Flecken. Ihr Fleisch hat einen

ölichten

ölichten Geschmack und ist ein sehr unangenehmes Gerüchte für diejenigen, die nicht daran gewöhnt sind; allein die Einwohner haben eine so große Ehrfurcht für diese Thiere, daß sie ihnen nicht das geringste Leid zufügen lassen. Sie verstatten ihnen, mitten in ihren Wohnplätzen ruhig auf den Bäumen zu sitzen, obgleich ihr Geschrey sehr beschwerlich ist.

Es giebt auch auf dieser Küste eine Art von Wasservögeln vom Geschlechte der Gänse. Sie werden Spateln genennet, weil ihr Schnabel diesem Werkzeuge der Wundärzte ähnlich siehet. Ihr Fleisch ist nicht so ölicht und viel angenehmer, als das Fleisch der Flamingos.

Dritter Abschnitt.

Beschreibung des Flusses Gambra und der benachbarten Königreiche.

Die Verfasser der Reisebeschreibungen weichen in Absicht des Namens dieses berühmten Flusses von einander ab. Cadamosto, der seiner zuerst erwähnt, und im Jahre 1455 dorthin reisete, nennet ihn **Gambra**, und Marmol behauptet, daß er bey den Negern **Gambu** heiße, er aber nennet ihn Gambra und **Gambea**. Jobson ist dem Cadamosto gefolgt, ob er gleich sagt, daß er bey den Negern den Namen Gee oder Ji, welches einen Fluß bedeutet, führen soll. Die Portugiesen hatten ihn wegen seiner Breite Rio-

Rio-Grande genennet, hernach aber ist dieser Name einem andern Flusse, der weiter gegen Süden fließt, beygelegt worden. Endlich hat er den Namen Gambra behalten, welcher von den Seeleuten verfälschet und in Gambia oder Gambie verwandelt worden.

Die Mündung der Gambra ist gegen dem dreyzehnten Grad zwanzig Minuten Nord, zwischen dem grünen Vorgebürge und dem Kap-Roxo, und hier bey ihrem Eingange mag sie etwa eine Breite von sechs Meilen haben, hernach aber wird sie nach und nach schmäler. Bey der Insel, auf welcher Jamesfort liegt, wovon wir in der Folge reden werden, ist der Kanal der Gambra noch drey Meilen breit; wenn man aber weiter hinauf bis an Joar kommt, so hat dieser Kanal nicht mehr als eine Meile und kann noch von einem Schiffe von vierzig Kanonen und dreyhundert Tonnen befahren werden. Bis an Barakonda hingegen, welches noch über hundert Meilen von der Mündung dieses Flusses liegt, kann derselbe Schiffe von hundert uud funfzig Tonnen aufnehmen. Man weiß nicht, wo die Gambra entspringt. Die Engländer haben viele vergebliche Versuche gewagt, ihre Quelle auszuforschen; sie haben aber nicht weiter als hundert und zwanzig Meilen oberhalb Barakonda gelangen können, weil sie die Wasserfälle in dieser Gegend zurück gehalten haben. Verschiedene Schriftsteller, als Labat, Baudrand ꝛc. behaupten, jedoch ohne

Wahr-

Wahrscheinlichkeit, daß die Gambra ein Arm vom Niger sey.

Gleich bey ihrer Mündung findet man das St. Marien-Kap auf der Mittagsseite, und die Hunde-Inseln auf der Seite gegen Norden. Diese letztern sind mit einer Sandbank umgeben, deren äußerste Spitze, die rothe Sandbank genannt, sich zwo Meilen weit ins Meer hinein erstreckt. Auf der Mittagsseite, oberhalb dem St. Marien-Kap, ragt noch eine andere Sandbank hervor, die nach ihrer Gestalt Bagonsferse genannt wird. Diese Klippe hat nicht über eine bis anderthalb Klaftern Wasser, und ist mit kleinen Felsen umgeben, woran das Meer mit großer Heftigkeit anschlägt. Der Raum zwischen diesen Sandbänken macht zween Kanäle. Der gegen Süden gelegene oder der sogenannte kleine Kanal hat nicht mehr, als anderthalb Klaftern Wasser, und kann nur Barken und Boote aufnehmen, der größere aber, welcher zwischen der Bagonsferse und den Vogelinseln liegt, kann von allen und jeden Fahrzeugen beschiffet werden. Beyde Ufer des Flusses sind voller Sandbänke und Felsen, wovon sich so gar diejenigen, so auf der Seite gegen Norden befindlich sind, ziemlich weit in das Meer hinein erstrecken. Wenn man in diesen Fluß einläuft, so muß man das Senkbley beständig in der Hand haben, und sich mehr gegen Norden als gegen das südliche Ufer halten, wo man gemeiniglich nur drey

Klaftern Wasser findet. Jobson sagt, daß die erstaunliche Menge von Krokodillen und Wasserpferden, die sich in der Gambra aufhalten, so wohl das Wasser des Flusses, als auch die darinnen befindlichen Fische, mit ihrem Bisamgeruche anstecken sollen.

§. 1.

Eintheilung der an den Ufern der Gambra gelegenen Länder.

Man trift an diesem Flusse gegen Norden und Süden verschiedene Königreiche an, deren Oberherren den königlichen Titel führen, obgleich viele von einem so kleinen Umfange sind, daß man sie in einem Tage durchwandern kann. Es werden derselben neune gegen Mittag, und achte gegen Mitternacht gezählet. Die südlichen sind: **Kantor, Tomani, Jemarrow, Kropina, Yamina, Jagra, Kaen, Fonia**, und **Kumbo**; die nordlichen aber heissen: **Woolli, Yampama-Konda, Burko, Badelu, Kolar, Barra, Bursaly** oder **Bursalum** und **Sanjalli**. Die darinnen wohnenden Völker sind die **Mandingos** oder **Jalofs**.

Ehemals wurden die an den Ufern der Gambra gelegenen Länder nicht in so viele Königreiche getheilet, sondern die südlichen waren dem Könige von Kantor, die nordlichrn aber den Fürsten von Boursaly und Woolli unterworfen.

Das

Das Königreich Kantor ist eines der ansehnlichsten unter allen, die am mittäglichen Ufer der Gambra liegen. Es sind demselben viele kleine Staaten dieses Kantons zinsbar. Jobson, der im Jahre 1621 dorthin reisete, sagt, daß der König von Kantor sehr mächtig sey. Dieser Reisende stieg auf den Gipfel einiger dem Flusse benachbarten Berge, um das Land zu beobachten, er sahe aber weiter nichts als Wüsteneyen voll wilder Thiere, die ein unaufhörliches Geschrey erschallen ließen, und Krokodillen von ungeheurer Größe. Stibbs, der im Jahre 1724 ebenfalls diese Gegend besuchte, redet davon ganz anders. Das Königreich Kantor, sagt er, ist sehr gut bevölkert und man findet eine Meile weit vom Flusse eine Menge kleiner Dörfer, die alle nicht weit von einander gelegen sind.

Dem Königreiche Kantor gegen Abend liegt das Königreich Tomani, welches sich in einem Raume von sechs und zwanzig Meilen längs dem Flusse erstreckt. Dieß ist das volkreichste Land in der ganzen Gegend, worinnen man viele ziemlich beträchtliche Städte antrift, als: Burdah, welches die Hauptstadt ist, Kolar, Niarakunda, Danuba, Bassey, Sutema und Kangamakunda, welche letztere wegen ihres Handels berühmt ist *). Der König von Tomani ist vom Stam-

*) s. die Charte des Capitain J. Leache von Laufe des Flusses Gambra.

Stamme der Mandingos. Derjenige, so im Jahre 1730 daselbst regierte, hieß Badji; er lebte aber nicht lange und sein Tod wurde durch einen bürgerlichen Krieg veranlasset *). Es ist daselbst ein Gesetz vorhanden, zufolge dessen die Krone, nach dem Tode des Monarchen, jederzeit dessen Brudersöhnen, nicht aber seinen eigenen Kindern, zu Theil wird. Als aber Badji starb, so hinterließ er einen Sohn, der zu ehrgeizig war, sich den Stand eines Privatmannes gefallen zu lassen, nachdem er bisher als ein Prinz gelebt hatte. Sein Name war Huma Badji, und so bald sein Vater gestorben war, ließ er bekannt machen, daß er noch lebte, jedoch in einem so schwachen Zustande sich befände, daß er sich seinen Unterthanen nicht zeigen könnte. Ein Haufen bewafneter Leute, die er in der Stadt Burdah hielte, war beständig bey der Hand, um nöthigenfalls zu beweisen, daß der Monarch nicht todt wäre, und niemand wagte es, den geringsten Zweifel deshalb zu äußern. Dieser Tyrann besaß die Gabe, sich die Liebe seiner Unterthanen, die er mit vieler Gelindigkeit beherrschte, zu erwerben. Sein Muth machte ihn seinen Nachbaren furchtbar. Als ihm einst von dem Könige zu Woolli eine geringe Beleidigung wiederfahren war, so grif Huma Badji sogleich zu den Waffen, fiel seinen Feind an, schlug ihn in verschiedenen Tref-

*) Moore.

Treffen, zwang ihn, den Thron zu verlassen, und setzte einen von seinen Freunden auf denselben, wobey er sich aber eben so viel Ansehen in den Staaten dieses neuen Königes, als in seinen eigenen, vorbehielte. Huma Badji liebte sehr die starken Getränke und forderte sich solche öfters von den zu Fatenda wohnhaften Engländern. Er bediente sich dabey der Gewalt, wenn er in Güte nichts erhalten konnte; so oft aber die Faktoren von seiner Ankunft Nachricht erhielten, versteckten sie ihren Branntwein im Walde, nnd enthielten sich desselben bis zu seiner Abreise.

Das Königreich **Jemarrow** nimmt zwey und dreyßig Meilen längs der Gambra ein, die es gegen Norden umgränzet. Gegen Westen hat es Tomani, und gegen Osten Eropina zu Gränzen. Die vornehmsten Städte darinnen sind **Fattiko**, **Chaukunda**, **Sandalakunda**, **Parre**, **Dubokunda**, **Faleykunda**, **Burko**, und **Sappo**. Fast alle Einwohner sind Mandingos und starke Anhänger des Mahomeds. Gegen den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fügte es sich, daß die Völker zu Jemarrow über ihren König mißvergnügt waren, ihn verjagten und einen andern an seine Stelle setzten. Der vertriebene Prinz begab sich in eine kleine Stadt, **Kora** genannt, wo er ein ziemlich ruhiges Leben führte, und als dieser philosophische Neger im Jahre 1732 vernommen hatte, daß Moore zu Kora angekommen wäre, so schickte

er

er ihm eine Schüssel voll Reis, und ließ ihn bitten, daß er auf einige Augenblicke zu ihm kommen möchte. Moore begab sich also auf diese Einladung zu ihm; da sie denn zwo Stunden lang zusammen spatzieren giengen. Es gefiel dem Monarchen, ihm alle Umstände seiner Absetzung zu erzählen, wobey er sich heraus ließ, daß er sich seiner vorigen Hoheit nur in der Absicht annoch erinnere, um die Annehlichkeiten des Privatlebens desto stärker zu empfinden.

Eropina liegt Jemarrow gegen Nordwesten, und erstreckt sich ohngefähr vierzehn Meilen längs der Gambra. Die wichtigsten Städte dieses Königreichs heißen **Foleykunda, Morakunda, Eropina, Paboon, Malo**, und **Faleykunda**. Das Königreich **Namina**, welches gegen Westen auf Eropina folgt, hat einen gleichen Umfang längs dem Flusse. Den Ufern desselben gegen über sieht man eine sehr schöne Insel, Yamina genannt, und weiter hin gegen die Mitte des Flusses, liegt noch eine kleinere, welche die Seepferde-Insel genennet wird, weil sich diese Thiere in großer Menge daselbst aufhalten. Die vornehmsten Städte des Königreichs Yamina sind **Katamina** und **Foleykunda**, so von der Stadt gleiches Namens im Königreiche Eropina zu unterscheiden ist; ferner **Indea**, die am Ufer eines Flusses liegt, der eben den Namen führt; und endlich **Marakunda** und **Yamina**, welche letztere die Hauptstadt ist.

Das

Das Königreich Jagra, welches Labat Giarra nennet, ist von größerm Umfange, als die Königreiche Yamina und Cropina. Die im Flusse liegende Elephanteninsel gehört dazu und hat eine Länge von vier bis fünf Meilen, einen morastigen und ganz mit Holz bewachsenen Boden. Nach den Berichten der Verfasser soll dieses Land sehr fruchtbar seyn, und arbeitsame Einwohner haben.

Kaen hat längs der Gambra einen Umfang von drey und zwanzig Meilen. Es wird von einem Kayser und von einem Könige beherrschet, die beyde Mandingos sind; ihre Unterthanen bestehen aber aus Foulis und Mandingos. Man zählt acht Städte darinnen, nehmlich, Janear, Tendebar, Kaen, welche die königliche Residenz ist, Yamakunda Tankrowal, Farinkunda, Foleykunda und Niortakunda.

Fonia hat längs dem Flusse nur sieben Meilen, es erstreckt sich aber weit in das feste Land hinein uud ist daselbst von so großem Umfange, daß es von zweenen Kaysern, denen die benachbarten Könige Tribut bezahlen, regieret wird *). Dieses Gebiete wird von vielen Flüssen bewässert, die es sehr fruchtbar machen. Es bringt eine Menge Getraide, Wurzeln, Zugemüse und Obst hervor. Allerhand Vieh und Geflügel ist daselbst sehr wohlfeil zu haben, und der Palmwein ist all-

da

*) Moore. Labat.

da sehr gut und kostet wenig. Die Einwohner, deren Anzahl beträchtlich ist, sind arbeitsam und sehr dem Handel ergeben. Sie besitzen mehr Sanftmuth und Höflichkeit, als die andern Neger in dieser Gegend und die Fremden, besonders die Franzosen, sind ihnen sehr willkommen. Labat, von dem ich diese Nachrichten habe, scheint alle Einwohner dieses Königreichs nach denen, die nur einige Landstriche bewohnen, beurtheilt zu haben. Moore, welcher sich im Jahre 1732 daselbst aufhielte, sagt, daß sich das Volk in Fonia, besonders aber die Einwohner zu Vintain, wenig darum bekümmerten, einen Vorrath von Lebensmitteln zu sammlen, und daß alle Privatleute durchgehends alles, was sie überflüßig hätten, zu verkaufen pflegten; wobey er hinzu fügt, daß diejenigen, denen es an Vorrath fehlte, sich leicht zween bis drey Tage ohne zu essen behelfen könnten, wovon er selbst Zeuge gewesen wäre. Ihr Hausgeräthe besteht in kleinen Schränken, worinn sie die Kleider verwahren; in einer Matte, die über ein paar Brettern liegt und statt eines Bettes dienet; in einem großen irrdenem Gefäße zum Wasser; in einem oder zweenen Kalebassen *), die sie zu Trinkschaalen brauchen; in zween bis drey hölzernen Mörsern, das Getraide zu stampfen; in einigen Körben, worinn

*) Eine Art von Aepfeln, die eine harte hölzerne Schale haben.

inn sie es verwahren, und in großen von einander geschnittenen Kalebassen, deren sie sich zu Schüsseln bedienen. Ihre Kleidung ist ein baumwollener Schurz, der von den Hüften bis auf die Kniee geht, und noch ein anderes Stück von eben dem Zeuge, womit sie sich die rechte Schulter bedecken; denn die Männer lassen durchgehends den linken Arm nackend; die Weiber aber sind ganz bedeckt und ihre Kleider reichen bis auf die Waden. Sie wenden viel Sorgfalt auf ihre Haare und ihr Kopfputz ist nicht ohne Annehmlichkeit.

Die Stadt **Vintain** liegt unten an einem Hügel, der bis an den Fluß reichet, und wird von Portugiesen und Mahometanern bewohnt. Die daslge Moschee, die viel schöner ist, als die Kirche, ist oben auf der Spitze mit einem Straussenev gezieret. Diese Stadt wird von den Foulps mit vielen Lebensmitteln versorget; und das Land bringt viel Wachs hervor.

Den 22sten Hornung 1731. begab sich einer der beyden Kaiser von Fonia nach der Faktorey, welche die Engländer auf der in der Gambra gelegenen James-Insel besitzen. Sein Name war **Tassala**. Er wurde so bald er ans Land trat mit fünf Kanonenschüssen begrüsset. Seine Absicht war, Pulver und Kugeln zu holen, um den Krieg wider einen seiner Nachbaren fortzusetzen. Er war ein junger Mann von einem sehr schönen Wuchse, und hatte eine sehr schwarze Haut. Seine Tracht bestand in einer Art von Beinkleidern, die bis an die

Kniee reichten, und in einem baumwollenen Hemde, das wie ein Oberrock aussahe. Seine Beine und Füsse waren nackend, auf dem Kopf aber trug er eine große Mütze, von welcher ein weißer Ziegenschwanz herunter hieng. Zur Bedeckung hatte er sechszehen Neger, die mit Flinten und Säbeln bewafnet waren, bey sich. Drey mandingoische Trommelschläger giengen vorauf, das Spiel nur mit einer Hand führend, und drey Weibspersonen, die ihn begleiteten, tanzten sehr munter nach dem Klange der Trommeln. Er brachte die Nacht in dem Fort zu, und als er des folgenden Tages abreisete, so wurde er mit einer Salve von neun Kanonenschüssen beehret.

Wenn man von der mittäglichen Seite in den Fluß kommt, so findet man das Königreich **Kumbo**, welches vom St. Marien Kap bis an den Fluß **Kabata**, einen Raum von eilf Meilen einnimmt. An diesem letztern Flusse liegt ein Dorf gleiches Namens, welches wegen der Menge von allerhand Vieh und Geflügel, so man daselbst antrift, berühmt ist.

Das Königreich **Woolli** ist das letzte, welches sich gegen Osten und am nordlichen Ufer der Gambra zeiget; denn die vielen Wasserfälle dieses Flusses haben die Reisenden verhindert weiter zu gelangen. Viele sind nur bis nach Barakunda gekommen, welches zwey hundert und funfzig Meilen von der Mündung der Gambra liegt; allein Thomson und Jobson kamen zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts

bis nach Tinda, welches hundert und zwanzig Meilen oberhalb Barakunda gelegen ist. Woolli ist auf der Seite des Flusses von großen Umfange. Die vornehmsten Städte darinnen sind Tinda, Barakunda, Fatenda, Sutekò oder Sottikò, Foleikunda und Kunkade, welches die Residenz ist.

Die zwischen Barakunda und Tinda wohnenden Völker waren sehr rohe Leute, ehe die Europäer daselbst Handlung trieben. Jobson, der im Jahre 1721. dorthin kam, sagt, daß sie niemals vorher einen Weissen gesehen hätten, und die Weiber wären bey ihrem Anblicke in solches Schrecken gerathen, daß sie sich hinter ihren Männern versteckt hätten. Sie wären aber endlich dreister geworden, nachdem man sie mit einigen Halsbändern beschenkt; wogegen sie den Engländern Toback und sehr schöne Pfeiffenröhre gegeben hätten. Diese Frauenspersonen haben auf dem Rücken sehr breite und tiefe Einschnitte. Ihre Ohrengehänge sind von Golde. Sie haben einen ebenso sanften Charakter, als ihre Männer von harter Gemüthsart sind. Diese letztern trugen eine Art von Beinkleidern, die aus rohen Häuten bestanden, davon der Schwanz zu Ende des Rückens herunter hieng; ein Umstand, der die Neger, welche die Engländer begleitet hatten, zum Lachen bewog.

Als Jobson sahe, daß ihm die Lebensmittel zu gebrechen anfiengen, so schickte er drey Neger an das Oberhaupt des Kantons und an

einen gewissen Buckor-Sano, einen reichen Handelsmann, und ließ um neuen Vorrath bitten. Unter der Zeit, da diese Neger auf dem Wege waren, schoß Jobson mit seiner Flinte eine wilde Ziege und einen großen Vogel, dem er den Namen Stalker giebt. Weil man in dieser Gegend noch kein Feuergewehr gesehen hatte, so breitete sich bald das Gerücht aus, daß er diese Thiere mit dem Donner getödtet hätte. Gleich darauf kam Bukor-Sano mit Ochsen, Ziegen und Hünern an, die er für einen sehr billigen Preis verkaufte, weshalb Jobson, um diesem Kaufmann seine Achtung zu bezeigen, einige Kanonen losbrennen ließ. Verschiedene kleine Fürsten in dieser Gegend, die den Knall eines groben Geschützes noch niemals gehört hatten, glaubten daß es der Donner sey, der in diesem Landstriche etwas gewöhnliches ist, und geriethen darüber in Schrecken. Als sie aber vernahmen, daß Fremde von einer ungewöhnlichen Gestalt dieses Getöse veranlasset hätten, so eilten sie alle herbey sie zu sehen, und liessen sich von einer zahlreichen Menge ihrer Völker begleiten. Der erste, welcher erschien, war Bajay-Dingo, ein zinsbarer Vasall des Königs von Kantor. Jobson empfieng ihn mit vieler Höflichkeit, die derselbe ebenfalls erwiederte. Ihm folgte der König von Jelikot, ein Lehnsmann des Königs von Woolli, und brachte seine Instrumentenspieler und Sänger mit, welche letztern eine Art von Poeten sind, die während der

Zeit, da die negrischen Könige zur Tafel sitzen, Loblieder auf sie und ihre Vorfahren absingen. Keiner aber von diesen Königen brachte seine Gemahlinnen mit, sondern sie liessen sie in Hütten zurück, wohin ihnen Jobson Wildprett schickte. Des Abends, nach dem Essen, liessen die negrischen Herren ein großes Feuer anzünden, und vor ihren Hütten Matten legen, wo sich alsdenn die sämmtlichen Musikanten einfunden, und ein Theil der Nacht mit Tanzen und Lustbarkeiten zugebracht wurde. Der König von Jelikot bewilligte den Engländern ein ziemlich großes Stück Landes mit der Erlaubniß, eine Faktorey daselbst anzulegen, und Jobson ertheilte dem Buckor-Sano, aus Erkenntlichkeit für alle von ihm empfangene Freundschaftsbezeugungen, den Titel eines englischen Faktors, wobey er ihm versprach, ihn von der Kompagnie in dieser Würde bestätigen zu lassen, so bald das Komtor erbauet seyn würde.

Als die Neger sahen, daß ihre Oberhäupter so viel Neigung gegen die Weissen blicken liessen, so wurden sie nach und nach vertraulicher mit ihnen. Sie brachten von allen Orten Lebensmittel nebst andern Waaren, und man sahe jetzt an den Ufern der Gambra, die vor wenigen Tagen in dieser Gegend noch ganz wüste gewesen waren, eine so große Menge Volks, als auf den berühmtesten europäischen Messen, zusammen kommen. Die Mundbedürfnisse, so die Neger zuführeten, bestanden

in Ochsen, Ziegen, Federvieh, Reis und dergleichen, die andern Waaren aber in Elfenbein, roher und verarbeiteter Baumwolle und in etwas Golde, wogegen sie von den Engländern sonst nichts als Eisen und Salz erhielten.

Jobson gab sich alle Mühe, einige Kenntniß von dem Lande, welches Tinda gegen Morgen liegt, zu erlangen. Er wendete sich zu dem Ende an einen Marbut oder Priester des Kantons, welcher ihm sagte, daß man nicht weit von Tinda drey ziemlich blühende Handelsstädte, mit Namen Mombar, Tomba-Konda und Jaye, anträfe; imgleichen, daß nahe bey dieser letztern ein Volk wohnen sollte, welches sich von keinen Fremden sehen liesse; und daß die Araber aus der Barbarey ihr Salz dorthin brächten, dagegen aber viel Gold von dannen weg führeten. Obgleich der Marbut mehr nicht gesagt hat, so läßt sich Jobson dennoch in folgende umständlichere Beschreibung ein, ohne seinen Gewährsmann zu nennen; allein es scheint, daß er diese Nachrichten vom Cada-Mosto, der, wie wir bereits gesehen, im Jahre 1455. in der Gegend der Gambra gewesen, entlehnet habe *).

Die Araber oder Mohren bringen an einem gewissen Tage des Jahres ihr Salz und andere Waaren an einen dazu bestimmten am Ufer gelegenen Ort, stellen solche Haufenweise

in

*) Jobson, Cadamosto, im zweyten Buche der Reisen.

in einer geraden Reihe, und begeben sich alsdenn eine halbe Tagereise weit zurück. Hernach kommen die Völker, so nicht gesehen seyn wollen, in großen Barken an das Ufer gefahren, untersuchen das Salz, legen auf jeden Haufen so viel Gold, als sie dafür geben wollen, und entfernen sich eben so behutsam, als sie gekommen waren. Die Araber erscheinen darauf wieder, und wenn ihnen das zurückgelassene Gold genug zu seyn scheinet, so nehmen sie es zu sich und lassen die Waaren da; wo aber nicht, so zertheilen sie die Haufen und legen so viel neben dem Golde, als ihnen hinlänglich zu seyn dünket; da denn endlich die andern, nachdem sie sich abermals eingefunden haben, entweder mehr Gold zulegen, oder die Waaren liegen lassen und nicht wieder zum Vorschein kommen; und auf solche Art verkehren sie zusammen, ohne mit einander zu reden und ohne sich zu sehen. Cada-Mosto, dessen Bericht wir mit Jobsons Erzählung verbinden, fügt hinzu, daß er die arabischen Kaufleute gefragt hätte, warum sie nicht List oder Gewalt brauchten, um diese Nation, die weder reden noch sich sehen lassen will, kennen zu lernen? Worauf sie antworteten, daß eine Karavane vor wenigen Jahren längs dem Flusse, nahe bey dem Orte, wo das Salz aufgestellt würde, Brunnen gegraben und daß die Mohren sich bis zur Ankunft der Fremden darinnen verborgen hätten, plötzlich aber herausgesprungen wären, um einige davon zu erwischen. Sie

hätten auch würklich viere derselben aufgegriffen; weil man aber geglaubt, daß ein einziger hinreichend wäre, die verlangten Nachrichten zu ertheilen, so hätte man drey wieder zurück geschickt, und sie versichert, daß dem vierten eben so wenig Leid wiederfahren sollte. Dieser letztere hätte aber ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtet, auch nicht die geringste Nahrung zu sich nehmen wollen, und wäre in Zeit von vier Tagen gestorben. Einige behaupteten, daß diese fremden Handelsleute stumm wären; andere aber versicherten, welches auch viel vernünftiger sey, daß, da sie wie Menschen gestaltet wären, sie auch den Gebrauch der Sprache hätten; daß aber der Gefangene, aus Unwillen sich verrathen zu sehen, den Schluß gefaßt haben müßte, lieber zu sterben, als zu reden. Wie Cada-Mosto noch ferner erwähnt, so hätte dieser Mensch nach dem Zeugnisse der Mohren eine sehr schwarze Haut, auch gesunde Gliedmaßen gehabt und wäre einen halben Fuß länger, als sie, gewesen. Seine Unterlippe sey noch dicker als die Faust gewesen, und hätte noch unter dem Kinne herunter gehangen, dabey aber sey sie so roth gewesen, daß einige Tropfen Bluts herausgelaufen wären. Seine Oberlippe hingegen hätte die gewöhnliche Größe gehabt. Zwischen diesen beyden Lippen wären seine Zähne nebst dem Zahnfleische zu sehen gewesen, wobey man wahrgenommen, daß er auf beyden Seiten des Mundes verschiedene Zähne von außerordentlicher Grös-

se gehabt hätte. Uebrigens wären seine Augen schwarz und weit geöfnet, überhaupt aber seine ganze Gestalt entsetzlich gewesen. Seine Landesleute, die vermuthlich besorgten, gleich ihm entführet zu werden, liessen drey Jahre vorbey streichen, ohne sich nach Salz umzusehen, und als sie sich hernach wieder einfanden, so sagten die Mohren, daß die Hitze ihre dicke Lefzen angegriffen hätte, weshalb sie das Salz nicht länger entbehren können und demnach genöthiget gewesen wären, den vorigen Handel zu erneuren. Man sieht hieraus, daß diese unsichtbaren Handelsleute dem Salze eben die Eigenschaft, wie die andern Neger, zuschreiben müssen, als welche glauben, daß die in dasigem Lande herrschende große Hitze ihr Blut verderben würde, wenn sie sich nicht dieses Verwahrungsmittels bedienen sollten. Sie nehmen demnach alle Tage etwas Salz, lassen es im Wasser zergehen und schlucken es begierigst hinunter, wobey sie glauben, daß sie diesem Getränke ihre Kräfte und Gesundheit zu danken haben. Was ich vorher erzählt habe, scheint unglaublich zu seyn; allein Cada-Mosto will es von den Eingebohrnen des Landes gehöret haben, und Jobson beruft sich auf einen Marbut, oder afrikanischen Priester. Movette redet davon in seinen Reisen nach dem Berichte der Mohren in Marokko, und Walladins sagt in seiner Reise nach Mekinez, daß dieser unsichtbaren Handelsleute noch jetzt gedacht würde.

Die Neger in dieser Gegend fürchten sich sehr vor dem Teufel, den sie Horey nennen. Er läßt manchmal ein erschreckliches Geheul erschallen, welches, wie Jobson, der es angehört, berichtet, dem Geschrey eines Menschen, der eine starke Tenorstimme hat, ähnlich seyn soll. So bald sich dieß Gebrülle hören läßt, eilt ein jeder herzu, um ihm unter einem dazu bestimmten Baume Lebensmittel zu bringen. Alles, was dorthin gesetzt wird, ist den Augenblick verzehret; wenn aber der Vorrath nicht hinreicht, so bedient er sich des Mittels einen jungen Menschen, der noch nicht beschnitten worden, zu entführen; jedoch macht er sich niemals weder an Weiber noch Mägdchen. Die Einwohner des Landes bilden sich ein, daß er seine Beute so lange in seinem Bauche verwahre, bis er mit hinlänglicher Nahrung versehen worden. Nach ihrem Berichte haben verschiedene junge Neger zehn bis zwölf Tage in dem Bauche des Horey zugebracht, und nachdem sie wieder ans Tageslicht gekommen, so sind sie eben so viele Tage lang stumm gewesen. Jobson hat ein Beyspiel von diesem unter dem Volke eingerissenem Wahne gesehen. Ein junger Neger von ohngefähr funfzehn Jahren war nämlich, wie es hieß, in der vorigen Nacht aus dem Bauche des Horey wieder hervorgekommen. Jobson gieng also hin, ihn zu sehen, und gab sich alle ersinnliche Mühe ihn zum Reden zu bringen, so gar, daß er ihm auch die Flinte vorhielte, wofür sich sonst die Ne-

ger sehr zu fürchten pflegen; allein alle seine Versuche waren vergeblich. Nach einigen Tagen aber erschien dieser Jüngling mitten unter den Engländern und erzählte ihnen eine Menge abgeschmackter Possen. Kurz, man muß, wie eben dieser Verfasser hinzufügt, sich wundern, mit welcher Zuverläßigkeit sie behaupten, daß sie von diesem fürchterlichen Ungeheuer wären entführet und verschlungen worden. Selbst einige Engländer haben sich des Schreckens nicht erwehren können, als sie, bey ihrer Zurückkunft vom Spatzierengehen oder von der Jagd, eine Stimme vernahmen, die ihnen Anfangs weiter als eine Meile entfernt zu seyn schien, im Augenblick aber ganz nahe hinter ihnen sich hören ließ. Inzwischen ist Horey doch niemals so dreist gewesen, die Engländer in ihrer Wohnung zu beunruhigen.

Jobson war viel zu vernünftig, so manchen ausschweifenden Erzählungen Glauben beyzumessen. Er hielte vielmehr dafür, daß diese scheinbaren Wunder von der Erfindung der Marbuts herrühren müßten, um die jungen Leute in Furcht und Ehrerbietung zu erhalten, und er hatte Gelegenheit, sich davon zu überzeugen. Als er einst des Nachts mit einem Marbut von einem Orte zurückkam, wo sie sich einander angetroffen hatten, so ließ sich das Geheul des Horey hören, welches ihm weit entfernt zu seyn schien; und weil er seine Flinte bey sich hatte, so wollte er nach der Seite zugehen, wo er den Teufel schreyen hörte. Der

Marbut

Marbut suchte ihn davon abzuhalten, und sagte, er würde sich nur vergebliche Mühe machen, weil die Stimme im Augenblick von der einen Seite zur andern übergienge, und überdem zu befürchten wäre, daß ihn Horey ergreifen und in den Fluß werfen möchte. Weil er aber sahe, daß seine Warnungen kein Gehör fanden, so hielte er ihn fest beym Arm, und rief einem Neger, der nicht weit davon war, zu, daß er sich auf die Erde werfen und seiner wahrnehmen sollte. Jobson wußte so viel von der Landessprache, daß er das, was der Marbut sagte, verstehen konnte. Er gieng also grade auf den Neger los, der ihm ein frischer starker Mensch zu seyn schien, hieß ihn aufstehen, und fragte ihn, was er für Ursachen hätte eine solche Rolle zu spielen; allein dieser Elende war vor Schrecken dergestalt außer sich, daß er kein Wort antworten konnte. Der Engländer gieng darauf wieder zum Marbut zurück, und sagte ihm in vollem Lachen: Das ist einer von euren Teufeln!

Weil Jobson keine Waaren mehr hatte, die er den Negern vertauschen konnte, so entschloß er sich, nach Jamesfort zurück zu reisen. Auf diesem Wege kam er durch Kassan, wo er den König in einer tiefen Schwermuth antraf. Dieser Prinz war der Sohn des vorigen Königes und einer seiner Sklavinnen; er hatte sich aber die Krone zum Nachtheil der rechtmäßigen Kinder angemaaßet, und beherrschte das Land bereits seit langer Zeit. Er

hatte

hatte eben vernommen, daß der König von Woolli, dem er zinsbar war, Vorhabens wäre, ihm die Krone zu nehmen und sie dem rechtmäßigen Erben aufzusetzen. Er wurde auch einige Tage nachher würklich gezwungen, sein Königreich mit dem Rücken anzusehen, und sich nebst seinem Frauenzimmer zu Schiffe zu begeben.

Als gedachter Verfasser durch Setiko reisete, so besuchte er den Obervriester oder das Haupt der Marbuts im Lande. Ungeachtet dieser alte Geistliche gefährlich krank war, so richtete er sich dennoch von seiner Matte in die Höhe und ließ sich von dreyen seiner Weiber halten. Man hörte ihn öfters die Namen, **Adam, Eva** und **Moses**, unter großen Andachtsbezeugungen, aussprechen. Er starb am folgenden Tage und die Feier seines Leichenbegängnisses zog eine unglaubliche Menge Volks dorthin. Ein jeder brachte ein Geschenk. Einige führten Ochsen und Ziegen herbey, andere aber überreichten Federvieh, Reis und Maiz. Die Leiche wurde an den zum Begräbnisse bestimmten Ort getragen, und man setzte einen Topf voll Wasser bey der Bahre, worauf sich die Anwesenden um solche herum stellten, und ein erschreckliches Geheul anfiengen, das sie mit lächerlichen Gebehrden begleiteten. Nach dieser Ceremonie hielte ein jeder Marbut dem Todten eine Leichenrede, und das Volk, welches auf das, was sie sagten, sehr aufmerksam zu seyn schien, machte ihnen Geschenke, so

bald

bald ihre Rede geendigt war. Der vornehmste Marbut formirte darauf aus der Erde des Grabes eine Kugel, die er mit ein wenig Wasser aus dem vorerwähnten Topfe befeuchtete, und etwas davon unter die andern Marbuts austheilete, die es mit großer Ehrfurcht annahmen. Hierauf schritte man zu einer neuen Ceremonie, die darinn bestand, daß der Sohn des Verstorbenen in die Würde seines Vaters eingesetzt wurde. Ein jeder überreichte dem neuen Oberpriester ein Geschenk, worunter das vornehmste in einem Widder bestund, der auf einer Bahre gebunden war, und zum Opfer gebraucht werden sollte.

Stips, der im Jahre 1724 hierher reisete, berichtet, daß die Stadt Barrakunda damals ganz zerstört gewesen wäre, und daß er nicht einmal den Ort, wo sie gestanden, entdeckt haben würde, wenn ihm nicht die Neger einige Trümmer davon gezeigt hätten. Das dort herum befindliche Gras mochte wohl eine Höhe von zwölf bis dreyzehn Fuß haben; allein es war dabey so dürre, wie Heu.

Dem Lande Woolli gegen Westen liegt das Königreich Yani, welches sich in einem Umfange von achtzig Meilen längs dem Ufer erstreckt. Es wird in Ober- und Nieder-Yani getheilet. Das erstere, welches dem letztern gegen Osten liegt, wird das Königreich Yamyama genennet; und das niedere Yani, welches dem obern gegen Nordwesten liegt, führet den Namen Burko. Sie werden beyde durch

den

den Fluß Sami, der aus einer weit entfernten Gegend des festen Landes kommt, von einander abgesondert. Im obern Yani zählt man sechszehn Städte: Nakway, Kobas, Walley, Niorakunda die erste, Modkada und Morakunda die zweyte, welche letztere dem Flusse Sami gegen Norden; Morakunda die erste aber diesem Flusse gegen Mittag liegt, ferner, Bakkabor, Kron, Junkokunda, Fendelakunda, Morakunda die dritte, Tantakunda, Samey, Kuttejar, Morakunda die vierte und Gumtin. In Nieder-Yani hingegen liegen folgende neune, nämiich: Morakunda die erste, Junkokunda, Lemain, Jaramey, Marakunda die zweyte, Kassan, Yanimarew, Morakunda die dritte und Foleykunda.

Die Einwohner dieses Kantons hassen durchgehends die Europäer, wovon der Gouverneur der Englischen Kompagnie im Jahre 1720 ein merkwürdiges Beyspiel erlebte *). Als er nämlich durch Nakway gieng, so kaufte er daselbst eine Kuh für den Preis einer Barre **), und ließ ihr auf der Stelle den Schwanz abschneiden. So bald der Neger, der

*) Moore.

**) Das Wort Barre hat im afrikanischen Handel eine ziemlich weitläuftige Bedeutung. Es wird eine gewisse Anzahl von Waaren darunter verstanden, und bey den Engländern bedeutet es ohngefähr den Werth von einer Unze Silber.

der sie ihm verkauft hatte, solches erfuhr, kam er zu ihm und sagte, er wäre gesonnen, seine Tochter Morgen zu verheirathen, er müsse also seine Kuh wieder haben, weil er sie ihr zur Mitgabe bestimmt hätte. Der Gouverneur merkte sogleich, daß man ihm einen listigen Streich spielen wollte, und gab die Kuh heraus. Als sie der Neger sahe, stellte er sich sehr bestürzt und sagte, man wolle ihn betrügen, worauf der Engländer antwortete, daß da er die Kuh gekauft, er geglaubt hätte, das Recht zu haben mit ihr zu machen, was er für gut fände. Der Neger erwiederte, er hielte seine Kuh mit ihrem Schwanze drey hundert Barren hoch, und er würde schon wissen, sich bezahlt zu machen. Alle Einwohner nahmen die Partey ihres Landsmanns, und sagten, daß, zufolge einer bey ihnen eingeführten und aufs heiligste beobachteten alten Gewohnheit, derjenige, welcher eine Waare des Morgens verkauft hätte, den Handel vor Ablauf des Tages wieder aufheben könnte, wenn er das dafür empfangene Geld zurück zahlte; und obgleich der Gouverneur dagegen einwendete, daß, da er die Kuh gekaufet, sie eben dadurch sein Eigenthum geworden wäre, und er folglich nach seinem Gefallen damit schalten können: so war doch alles umsonst, und er mußte die drey hundert Barren erlegen. Er war über diese Beschimpfung sehr aufgebracht; allein er entschloß sich, seine Empfindlichkeit solange zu verbergen, bis er sich zu rächen im

Stan-

Stande seyn würde. Im folgenden Jahre ließ er demnach eine große Chaluppe ausrüsten, solche mit zwölf Kanonen besetzen und bekannt machen, daß sie zu weiter nichts, als zu Betreibung des Handels bestimmt wäre. Er begab sich darauf selbst an Bord der Chaluppe und verbarg sich während der ganzen Reise aufs sorgfältigste. So bald er vor Nakway angekommen war, setzte er den Kapitain aus, um in der Stadt zu verkündigen, daß die Chaluppe eine schöne Ladung führte, und daß die Engländer Sklaven nöthig hätten. Auf diese Nachricht erschienen wirklich sechse der Vornehmsten der Stadt, worunter sich auch der Verkäufer der Kuh befand, und kamen an Bord, wo sie sich sehr verwunderten den Gouverneur anzutreffen, welche Verwunderung sich aber in Schrecken verwandelte, als sie sahen, daß sie auf seinen Befehl mit Ketten belegt wurden. Er ließ jedoch einen derselben wieder auf freyen Fuß setzen, welcher in der Stadt anzeigen sollte, daß der Gouverneur die Erstattung des Geldes verlangte, das man ihm im vorigen Jahre auf eine so ungerechte Art abgenommen hätte; und während der Zeit, da der Neger ans Land gebracht wurde, gab die Chaluppe durch Abfeurung des groben Geschützes zu erkennen, daß sie sich im Stande befände, die Rache weiter treiben zu können. Die dadurch in Schrecken gerathenen Einwohner zögerten darauf nicht lange, sondern schickten sofort zehen ihrer besten Skla-

ven an Bord der Chaluppe. Sie bekannten zu gleicher Zeit ihren Fehler, und gestunden, daß sie eine weit schärfere Strafe verdienet hätten, wobey sie zugleich versprachen, daß sie fürs künftige jederzeit Treu und Glauben gegen die Kompagnie beobachten wollten.

Man findet in der Gambra verschiedene Inseln, die unter dem Königreiche Yamyama, oder Ober-Yani, stehen. Die erstere, so sich gegen Osten zeigt, wird **Lemaine** genennet, und ist zwar vier Meilen lang, sie hat aber keine Einwohner. Es giebt sehr viel Palmbäume und wilde Thiere daselbst, weshalb die Neger sich öfters dorthin begeben, um zu jagen und sich Wein zu holen. Die andern Inseln heißen **Sappo**, und sind zwar ziemlich gros, aber ebenfalls unbewohnt.

Das Königreich **Badelu**, welches auf der Charte des Kapitain Leache **Badibou** genannt wird, begreift einen Umfang von ohngefähr vierzig Meilen am Flusse. Die vornehmsten Städte darinnen sind: **Badelu** am nordlichen Ufer der Gambra; **Morakunda** die erste, **Barra**, **Badibou** die erste, welches die Residenz ist, **Badibou** die zweyte, so einige Meilen Nordwestwärts von der vorhergehenden entfernt ist; **Berrieding**, am Ufer der Gambra, und **Morakunda** die zweyte. Der König dieses Landes ist ein Mandingo, und besitzt eine kleine Insel, die von der Stadt **Badelu** nur durch einen kleinen Bach abgesondert wird. Diese Insel versorgte ehemals

mals Jamesfort mit Steinen; allein im Jahre 1733 entdeckte ein englischer Vorsteher, Namens Hall, eine Steingrube, die dem Fort viel näher gelegen ist.

Kolar ist ein kleines Königreich, welches zwischen Bursali und Barra mitten inne liegt. Gegen Mittag gränzt es an Badelu, Die besten Städte sind, Tullindinkunda und Kolar.

Das Königreich Barra wird gegen Nordosten von Kolar, gegen Osten von Badelu, gegen Mittag von der Gambra, und gegen Westen von dem Meere, umgränzet. Es erstreckt sich ohngefähr zwanzig Meilen weit längs dem Flusse, und hat folgende Städte, Jerunk, Morakunda die erste, Jokkato, Morakunda 2, Joba, Morakunda 3, Barrinding die Hauptstadt und Jilifrey. In diesem Königreiche liegt die Karls- oder Hunde-Insel, sechs Meilen vom Meere. Der König von Barra ist vom Geschlechte der Mandingos und dem Könige von Bursali zinsbar. Wenn man in die Gambra kommt, so sieht man ein dickes Buschwerk von Bäumen, darunter einer so gros ist, daß er über alle andern hervorraget. Dieß Gebüsche wird die Flagge des Königs von Barra genennet und dieser Monarch verlangt, daß alle in die Gambra einlaufende Schiffe diese vermeynte Flagge begrüßen sollen, ja er verbietet so gar denen, die ihm diese Ehre versagen, allen

Handel, nnd lässet ihnen alle mögliche Kränkungen wiederfahren. Die Stadt Jilifrey liegt am Ufer des Flusses und ist von ziemlichen Umfange. Ihre Einwohner sind Mandingos; es befinden sich aber auch einige Mahomedaner daselbst. Ihr Boden würde fruchtbar genug seyn, wenn er gebauet würde, denn das Gras steht allda sieben bis acht Fuß hoch. Moore sahe dort im Jahre 1731 einen Kirschbaum, dessen Früchte zwar noch nicht reif waren; allein der Baum und die Blätter sahen den europäischen vollkommen ähnlich.

Das Land **Bursali, Barsalum**, oder **Barsali**, liegt den Königreichen Barra, Kolar und Badelu gegen Norden, und erstreckt sich hinter denselben an der Gambra in einem Raume von funfzehn Meilen. Die bekannten Städte in diesem Königreiche sind **Nanijar, Kower, Morakunda, Tombakunda, Joar**, wo der König residiret, **Bursalli, Fellam** 2c. Joar liegt zwo Meilen vom Flusse, mitten auf einer schönen Ebene, die mit Gehölze umgeben ist, worinn sich eine Menge wilder Thiere aufhält. Ehemals wurde daselbst ein ansehnlicher Handel getrieben, der aber seit einige Zeit ganz in Verfall gerathen ist. Eine Meile davon sieht man eine Reihe von Gebürgen, die sich hundert Meilen weit gegen Osten erstrecken. Sie dienen im Sommer zu angenehmen Spatziergängen, allein die

wil-

wilden Thiere, so sich daselbst von allen Orten versammlen, machen sie sehr gefährlich.

Der Neger, welcher 1732 zu Bursali regierte, war von einer leutseligen Gemüthsart, allein er ließ sich von einem gewissen **Tomba-Mendez**, der ein Sohn seines Vorgängers und einer portugiesischen Beyschläferinn war, zu sehr lenken, und weil dieser Bastard die Engländer hassete, so vermochte er öfters den König, seinen Herrn, sie in ihrer Faktorey zu überfallen und ihr Waarenlager auszuplündern. Eines Tages kam dieser Fürst, nebst dreyen seiner Brüder, **Bumey Hamau Seaka**, **Bumey Haman Bonda**, und **Bumey Loyi Eminga**, daselbst an. Seine Bedeckung bestand aus hundert Reutern, und eben so viel Fußknechten. Er machte damit den Anfang, daß er dem Faktor sein Bette nahm, und sich den Schlüssel zur Niederlage mit Gewalt geben ließ, wo er ein Faß Branntwein raubte, und sich voll soff, bis es ausgeleeret war. Sein General und der Oberaufseher über seine Finanzen plünderten das Komtor. **Bumey-Haman-Bouda**, einer der Brüder Seiner Majestät nahm Wasser in den Mund, als wenn er es trinken wollte, anstatt dessen aber sprützte er es dem Herrn Moore ins Gesichte. Der Engländer, welcher jung war und ein wallendes Blut hatte, riß ihm das Gefäß aus den Händen, und begoß den Prinzen mit dem darinn noch übrig gebliebenen Wasser, worauf dieser

sein Messer zog, und den Herrn Moore erstechen wollte. Einige vornehme Neger aber, die gegenwärtig waren, hielten seine Streiche zurück. Sie stellten dem Prinzen seine unanständige Aufführung vor, und rührten ihn dadurch so sehr, daß er sich voll Schaam dem Engländer zu Füßen warf, seinen Fehler bekannte, und nicht eher wieder aufstehen wollte, als bis er Vergebung erhalten hatte. Als der König weggieng, bemächtigte er sich noch der Bücher des Faktors und wollte sie einem Marbut verkaufen; da dieser ihm aber sagte, daß es Handlungsbücher wären, so gaben Seine Majestät ihm solche, um sie den Engländern wieder zuzustellen.

Das Königreich **Sanjalli** hat gegen Osten Bursali, gegen Süden die Gambra, und gegen Westen das Meer zu Gränzen. Die wichtigsten Städte daselbst sind: **Salt-Pans, Fowel, Fattik** ꝛc. Uebrigens ist dieser Staat zwar klein, aber unabhängig.

§. 2.

Sitten und Gebräuche der Völker an den Ufern der Gamdra.

Ich habe nur einen unvollständigen Begrif von den Ländern am Ufer der Gambra geben können, weil man in den Schriftstellern, die davon handeln, nichts als Verwirrung und Widersprüche antrift, und folglich auch die Landcharten, die blos nach diesen

Berichten gestochen worden, ein Chaos vorstellen, aus welchem sich niemand vernehmen kann.

Um inzwischen den Zweck, den man sich bey diesem Werke vorgesetzt hat zu erfüllen, so will ich den Charakter und die Sitten ꝛc. der Völker, die in dieser Gegend wohnen, zu schildern versuchen.

Das zahlreichste Volk, daß sich am Gestade der Gambra niedergelassen hat, ist die Nation der Mandingos, und es ist so gar wahrscheinlich, daß sich dieses Volk von der Mündung dieses gedachten Flusses an, bis zu dessen Quelle ausgebreitet hat *). Man trift einige Foulis unter ihnen an; wir wollen aber von diesen letztern alsdenn handeln, wenn wir die zwischen dem Senegalflusse und der Gambra befindlichen Länder beschreiben werden.

Die Mandingos haben eine platte Nase und sehr aufgeworfene Lefzen. So bald ein Kind bey ihnen auf die Welt kommt, wird es drey bis vier mal des Tages ins Wasser getaucht, hernach sorgfältig abgetrocknet, und mit Palmöl gesalbet. Man bemahlt ihm das Gesicht und die Brust, und lässet es bis ins siebente oder achte Jahr nackend gehen. Die Leute von dieser Nation sind von einer aufgeräumten Gemüthsart, so daß sie vier und zwanzig Stunden hinter einander mit Tanzen zubringen können. Ihr Naturell treibt

*) Moore.

sie aber zu Streitigkeiten und Händeln, wobey sie sich zwar öfters begnügen, einander nur blos zu schimpfen; wenn es aber zum Handgemenge kommt, so endigt sich der Kampf nicht eher, als bis der eine oder der andere auf dem Platze geblieben ist. Der Mörder flüchtet alsdenn in ein anderes Königreich, wo er von dem dasigen Könige sehr gern unter die Zahl seiner Unterthanen aufgenommen und geschützet wird.

Die Mandingos sind für die Ehre und Vorrechte der Geburt weit mehr, als bey andern Negern gewöhnlich ist, eingenommen. Sie waren vormals sehr träge, und wußten nicht das geringste weder von der Handlung, noch von andern Arbeiten. Blos die Sorge für ihre eigene Erhaltung zwang sie, die Felder zu besäen und die Früchte einzuärnten. Diese Beschäftigung daurete aber nur zween Monathe, und den übrigen Theil des Jahres brachten sie mit Schlafen, Schmauchen und Tanzen zu. Jetzt hingegen werden sie für die gesittesten unter allen Völkern in dieser Gegend gehalten, und haben den Ruhm, daß sie fast die einzigen Kaufleute im Lande, nächstdem aber gute Ackersleute sind und die Viehzucht mit großer Sorgfalt treiben.

Sie kleiden sich fast eben so, wie die benachbarten Völker. Die Mannspersonen tragen Hemden und Beinkleider. Das Hemde ist von blauer oder weisser Baumwolle und reicht bis auf die Kniee; es hat sehr weite

Aermel,

Aermel, die sie aber bis an die Schulter in die Höhe wickeln, wenn sie die Aerme brauchen wollen *). Mit den Beinen gehen sie nackend, und anstatt der Schuhe tragen sie eine lederne Sohle, die sie an der großen Zehe und unter dem Fußknöchel befestigen. Ihr Kopf und ihre übrigen Glieder sind mit gewissen abergläubischen Zetteln, Grigri genannt **), imgleichen mit Stückchen Silber, und Korallen ausgezieret. Sie tragen gemeiniglich einen Degen auf der Schulter; einige haben eine drey Fuß lange Zagaye, und andere Bogen und Pfeile; alle aber führen ein Messer an der Seite. Die Armen haben weiter nichts als ein Stück baumwollen Zeug, das einen halben Fuß breit ist, um ihre Blösse zu bedecken. Sie befestigen solches mit einem Stricke, der ihnen an statt eines Gürtels dienet, und lassen die beyden Enden von diesem Stricke vorn und hinten gleichsam zur Zierde herunter hangen, wobey sie sich ganz besonders geputzt zu seyn einbilden.

Die ganze Kleidung des Mondingoischen Frauenzimmers besteht in einem Schurze, oder baumwollenen Zeuge, das von den Lenden bis auf die Kniee reichet. Der obere Theil des Leibes ist nackend, und auf dem Rücken lassen sie sich Einschnitte machen. Auf dem Kopfe tra-

*) Jobson, le Maire, Barbot.

**) Diese Art von Talismanns wird weiter unten näher beschrieben.

gen sie Korallen, Gold- und Kupferflittern ꝛc. Die Haare pflegen sie dergestalt aufzuthürmen, daß ihr Kopfputz eine Höhe von einem halben Fuße beträgt, und die höchsten Frisuren werden für die schönsten gehalten. Sie haben fast alle die Eitelkeit ein Bund kleiner Schlüssel an der Seite zu tragen, weil solches hier zu Lande für ein Zeichen des Reichthums gehalten wird *).

Die gewöhnliche Kost dieser Neger besteht in Reis, Wurzeln ꝛc. und es liegt den Weibern ob, das Essen zuzubereiten, welches sie in ausgehöhlten Kürbissen oder hölzernen Schüsseln auftragen. Sie liegen auf der Erde, wenn sie essen. Sie bedienen sich keiner Gabeln, sondern langen die Speisen mit den Fingern und werfen sie sich in den Mund. Sie glauben, daß die Mäßigkeit im Essen, und die Sorgfalt, eher keine Nahrung zu sich zu nehmen, als wenn die große Hitze vorüber ist, die Gesundheit erhalte. Ihr gewöhnlicher Trank ist Wasser, und zuweilen bedienen sie sich des Palmweins oder einer Art Bier, das aus dasigem Getraide gemacht wird; sie lieben aber die starken Getränke der Europäer mit solcher Heftigkeit, daß sie auch sogar ihre Kleider verkaufen, um derselben habhaft zu werden. Die Weiber hingegen sind viel enthaltsamer, und nehmen keinen Tropfen Branntwein in den Mund; wiewohl die

*) Moore.

die Damen von Range, und die Lieblingsbuhlerinnen der Prinzen, auch hier zu Lande, wie an allen andern Orten, sich über den eingeführten Gebrauch wegsetzen. Bey dem gemeinen Volke speisen alle Neger, die zu einer Familie gehören, zusammen; die Vornehmen aber halten eine viel reinlichere Tafel, und lassen solche mit guten Speisen besetzen.

Die Großen von dieser Nation halten aus Eitelkeit eine Menge Sklaven, denen sie aber so leutselig begegnen, daß man zuweilen Mühe hat, sie von ihren Herren zu unterscheiden *). Es ist bey ihnen ein Verbrechen, einen Sklaven, der in der Familie gebohren worden, zu verkaufen, er müste denn eine Missethat begangen haben, weshalb man auch sogar einen freyen Menschen verkaufen könnte. Wenn jemand einen solchen in seiner Familie gebohrnen Sklaven ohne Ursach und ohne Bewilligung der andern verhandeln sollte, so würden sie alle einen so ungerechten Herrn verlassen, und in den benachbarten Königreichen einen Aufenthalt suchen, der ihnen auch nicht versagt werden würde. Die Sklavinnen tragen gemeiniglich Halsbänder von Agat, von Korallen, von Silber oder von Gold ꝛc. ja es giebt einige, die für mehr als hundert Thalrr Edelgesteine aufweisen können.

Wenn sich die Mandingos grüssen, so fassen sie sich bey der Hand, und schütteln solche; an

*) Jannequin.

an statt aber die Hand der Frauensperſonen zu ſchütteln, ſo heben ſie ſelbige dreymal in die Höhe bis an ihre Naſe. Mit der linken Hand zu grüßen wird bey ihnen für eine große Beſchimpfung gehalten. Wenn ein Ehemann nach einer Abweſenheit von zwey bis drey Tagen wieder zu Hauſe kommt, ſo knieet ſeine Frau vor ihm nieder, um ihn zu grüßen. Es iſt auch der Gebrauch, daß ſie, ſo oft ſie ihm zu trinken reicht, vor ihm niederknieen muß.

Wenn ein Neger in gewiſſen Gegenden dieſes Gebietes ein Mägdchen heyrathen will, ſo geht er zu ihren Aeltern, hält bey ihnen um ſie an, vergleicht ſich mit ihnen wegen des Preiſes, wie viel er für ihre Tochter geben will, giebt ihnen das Geld in Verwahrung, läßt den Vertrag durch die Obrigkeit des Orts beſtätigen, begiebt ſich des Nachts in die Wohnung ſeiner Gebietherinn und führt ſie weg. Auf ihr Geſchrey verſammlen ſich alle Mägdchen im Dorfe oder in der Stadt um ſie herum, ſtellen ſich, als wenn ſie ihr aus allen Kräften beyſtehen wollten, und laſſen die Luft von ihrem Wehklagen erſchallen; da dieſes aber nur eine Ceremonie iſt, die ihren Grund in der Gewohnheit hat, ſo endigt ſie ſich allezeit mit der würklichen Entführung des Mägdchens. Sie wird von ihrem Räuber, welcher von demſelben Augenblick an ihr Ehemann wird, eine Zeitlang eingeſperret, und muß einige Monathe lang einen Schleyer tragen, der ihr das ganze Geſicht, bis auf

das

das eine Auge, verhüllet. Wenn sie ihren Mann überlebt, so kann sie sich mit ihrem Wittwengehalte, falls sie wieder heirathen will, einen Mann auf eben die Art erkaufen, wie sie selbst bey der ersten Ehe gekauft worden ist.

In einer andern Gegend verheirathet der Vater seine Tochter so bald sie auf die Welt gekommen ist, und kann diese Ehe, ohne Bewilligung ihres Freyers, niemals wieder aufheben *). Wenn die Heirath vollzogen wird, so ist der Bräutigam verbunden, ein Fest anzustellen, welchem alle Einwohner der Gegend beywohnen können, ohne dazu besonders eingeladen zu werden; die Hochzeitgäste bringen aber auch Geschenke, die zu Bestreitung der Kosten angewendet werden. Die Braut wird von verschiedenen Leuten aus dem Hause ihres Vaters nach der Wohnung ihres Mannes auf den Schultern getragen, wobey ihr Kopf mit einem Schleier verhüllet ist, den sie bis zur Vollziehung der Heirath träget. Ein Mägdchen, das zwey bis drey Kinder gehabt hat, bekommt bey den Mandingos eben so gut einen Mann, als eine Jungfer. Die Neger in diesem Lande, nehmen, gleich allen übrigen, so viel Weiber, als sie ernähren können; es hat sich aber nur eine darunter des Titels und der Vorrechte einer Ehefrau zu erfreuen. Diese wird auch mit allen beschwerlichen Arbeiten, welche die andern Weiber verrichten müssen, ver-

*) Moore.

verschonet, und behauptet allemal einen gewissen Rang über dieselben.

Ein seltsamer Zug in dem Charakter der Mandingos ist es, daß sie eben so empfindlich über die Untreue ihrer Weiber sind, als sie sich wenig darum bekümmern, wie sich dieselben vor der Heirath aufgeführet haben *). Wenn sie eine Frau im Ehebruch ergreifen, so tödten sie den Mitverbrecher, stoßen sie auf der Stelle von sich, und zwingen die Aeltern derselben, ihnen die Geschenke zurück zu geben, die sie ihnen ehemals in der Absicht, sie zur Frau zu erhalten, gemacht haben. Ist sie aber von einer vornehmen Familie, so kann sie der Mann nicht verstossen, ohne vorher ihr Verbrechen dem Könige angezeigt zu haben. Moore berichtet, daß ein vornehmer mandigoischer Herr sich nicht unterstanden hätte, seine Gemahlinn, die er wegen Untreue in Verdacht hatte, zu bestrafen, weil sie von einer gar zu ansehnlichen Geburt gewesen wäre; er hätte also die Sache dem Könige vorgetragen, welcher auch die Anklage gegründet gefunden und die Ehebrecherinn an den französischen Vorsteher verkauft hätte; worauf sie von ihren Aeltern bald wieder zurückgekauft und in ein anderes Königreich geschickt worden sey. Wenn eine Frau zu der Zeit, da sie bey der That betroffen wird, schwanger ist, so kann sie der Mann nicht eher von sich lassen, als bis sie entbunden worden.

*) Barbot.

worden. Die Reisenden kommen alle darinnen überein, daß diese in Absicht ihrer Landsleute so eifersüchtigen Neger, sich hingegen, welches fast unglaublich, viel darauf einbilden, wenn sie ein Weisser von einigem Ansehen der Ehre würdiget, bey ihrer Frau, Schwester oder Tochter zu schlafen, so gar, daß sie auch selbige öfters den vornehmsten Komtorbedienten selbst anbieten, die dergleichen Antrag selten zu verwerfen pflegen *), weil die hiesigen Weibspersonen einen schönen Wuchs, lebhafte Augen, eine glänzende schwarze Farbe und ein sehr wollüstiges Ansehen haben, überdem aber die Weissen sehr lieben, und sich die Gefälligkeit ihrer Männer mit Vergnügen zu Nutze machen.

Die Negerinnen hier zu Lande gebähren mit einer unglaublichen Leichtigkeit, so, daß sie nicht den geringsten Laut, ja nicht einmal einen Seufzer, von sich geben; und so bald sie entbunden worden, waschen sie sich, und gehen wieder zu ihrer Arbeit. Das Kind wird ebenfalls gewaschen und in ein Stück Zeug gewickelt, jedoch in kein Windeltuch eingepresset, weil sie glauben, daß es alsdenn Gefahr laufen würde, ungestaltet zu werden. Gleich vom zwölften Tage nach der Geburt, fängt die Mutter an, es auf dem Rücken zu tragen, und legt es niemals von sich, was sie auch für Arbeiten vorzunehmen hat. Nach Ablauf eines Monats

*) le Maire, Jannequin, Barbot.

nats wird dem Kinde ein Name gegeben. Man macht damit den Anfang, ihm den Kopf zu scheeren und es in Gegenwart von fünf bis sechs Zeugen, mit Oel zu schmieren. Man entlehnet gemeiniglich mahometanische Namen, und es pflegen die Knaben z. E. **Omar, Guiah, Djoubi, Maliel** ꝛc. Die Mägdchen aber **Fatima, Alimata, Komba** ꝛc. genennet zu werden. Das Kind wird auch täglich des Morgens mit kaltem Wasser gewaschen und mit Oel geschmieret, weil die Neger glauben, daß die Haut dadurch abgehärtet und die Glieder geschmeidiger werden.

Moore schreibt die platten Nasen der Neger der Art und Weise zu, wie sie in der Kindheit von den Müttern getragen werden. Er behauptet, daß, da sich die Kinder mit der Nase an den Rücken der Mütter stoßen müssen, wenn diese sich bücken oder in die Höhe richten, es nicht anders seyn könne, als daß sie nothwendig platt werden müssen. Außer dieser Unbequemlichkeit giebt es auch, wie er hinzufügt, viele Negerinnen, die, weil sie für die platten Nasen ein vor allemal eingenommen sind, ihren Kindern, so oft sie solche waschen, die Nasen einzudrücken pflegen.

Die Mütter hegen eine ganz außerordentliche Zärtlichkeit gegen ihre Kinder, und beschäftigen sich beständig mit ihnen, bis sie stark genug sind, für ihre Bedürfnisse selbst zu sorgen. Alsdenn entschlagen sie sich derselben und bekümmern sich im geringsten nicht um

ihre

ihre Erziehung, welches die Ursache ist, daß man hier so viele Neger antrift, die zu gar keiner Arbeit gebraucht werden können. Auch die Mägdchen werden nicht besser angeführet, und leben fast alle von der Hurerey. Sie lernen auch nicht eher arbeiten, als wenn sie verheirathet sind, da sie alsdenn von den andern Frauen ihres Mannes, im Feldbau, Brodbacken und dergleichen unterrichtet werden.

So bald ein Neger die Augen geschlossen hat, so werden die Nachbaren durch das Geschrey und Wehklagen der Familie von dem Todesfalle benachrichtiget und versammlen sich auf dieses Signal insgesammt um die Hütte des Verstorbenen, wo sie ihr Geheul mit den Trauertönen der Verwandten vereinigen. Ein Marbut oder Priester erscheint, den Körper zu waschen und ihm seine besten Kleider anzulegen. Die Freunde und Angehörigen nähern sich darauf der Leiche, und lassen allerhand lächerliche Fragen an sie ergehen, da inzwischen gewisse dazu verordnete Leute das Lob des Todten besingen. Auf diese Ceremonien folgt ein Fest, und wenn solches geendigt ist, so geht das Wehklagen von neuem an; der Leichnam wird in ein Stück Zeug gewickelt, der Marbut sagt ihm einige Worte ins Ohr und er wird darauf in die Gruft gelegt. So bald solche zugescharret ist, wird ein Pfahl über dem Grabe aufgerichtet, und der Bogen und Köcher nebst der Lanze des Verstorbenen daran befestiget; neben dem Grabmal aber werden allerhand Le-

bensmittel gesetzet, weil die Neger glauben, daß der Tod den Hunger nicht vertreibe. In verschiedenen Gegenden macht man um die Begräbnißstäte einen Graben oder man verzäunt sie mit einer Dornenhecke, um die wilden Thiere davon zurückzuhalten. Die Trauer und das Klagegeschrey währet noch acht Tage nach der Beerdigung.

Wenn ein Jüngling begraben wird, so singen Weiber und Mägdchen eine Art von Leichenrede ab; Jünglinge aber von gleichem Alter laufen, mit blossem Säbel, durch die Gassen, und stoßen ihre Waffen mit großem Geräusche an einander, wenn sie sich begegnen*).

Wenn ein König oder eine Standesperson stirbt, so dauret die Trauer und das Klagegeschrey noch einen Monat nach der Beerdigung **). Eine unglaubliche Menge von Negern versammlet sich im Hause des Verstorbenen; alle Einwohner der benachbarten Oerter schicken Kühe, Reis und Geflügel zu Bewirthung der Anwesenden; die Mahlzeit dauret drey bis vier Tage, und während dieser Zeit läßt sich von Sonnen Aufgang bis zu deren Untergang ein unaufhörliches Wehklagen hören; die Nacht aber wird mit Tanzen, Singen, Essen und Trinken zugebracht.

Alle Einwohner dieser Gegend lieben durchgehends das Tanzen und die Musik. Sie haben verschiedene Instrumente erfunden, die den Euro-

*) le Maire. **) Moore.

Europäischen zwar ähnlich aber nicht so vollkommen sind *). Sie haben Trompeten, Trommeln, Spinette, Lauten, Flöten, kleine Pfeifen und so gar Orgeln. Ihre Trompeten sind aus Elephantenzähnen gemacht. Ihre Trommeln bestehen aus Stämmen hohler Bäume, die mit einem Thierfell überzogen werden; sie geben aber einen schwachen und kläglichen Ton von sich, der eher vermögend ist, Traurigkeit und Unlust zu erwecken, als vergnügt zu machen und den Muth zu beleben. Inzwischen ist es doch ihr Lieblingsinstrument und die Seele aller ihrer Ergötzlichkeiten. Die Neger, so sich dieses Instruments bedienen, begleiten den Klang desselben mit ihrer Stimme, oder vielmehr mit ihrem Gebrülle, und so wohl die Gestalt, die Tracht und die seltsamen Gebehrden der Musikanten, als auch ihre Musik an sich selbst, sind sehr lächerlich anzusehen und anzuhören.

In jeder negrischen Stadt ist eine große Trommel, die **Tontong** genennet und nur bey Annäherung des Feindes oder bey anderer drohenden Gefahr geschlagen wird. Man kann sie sechs bis sieben Meilen weit hören. Jobson sagt, er hätte einmal in den Händen eines Negers an der Gambra, ein Instrument gesehen, das aus einem großen ausgehöhlten Kürbis, welcher an statt des Bauchs gedienet, bestanden, und einen langen Hals ohne Griffe,

*) Jobson, Labat.

wie auch fünf bis sechs Saiten, nebst kleinen Werkzeugen zum Aufziehen und Stimmen derselben, gehabt hätte. Dieses ist das einzige musikalische Instrument, welches die Neger mit den Fingern spielen. Ihre Laute besteht aus einem hohlen mit Leder überzogenem Stück Holz, und hat zwo bis drey Saiten von Haaren. Man pflegt kleine Platten von Eisen und Ringe, wie an den Zimbeln, daran zu hängen. Die Flöten und kleinen Pfeifen sind aus hohlem Rohr gemacht *). Ihr vornehmstes Instrument, von ihnen **Balafo**, vom Jobson aber **Ballard** genannt, ruhet auf vier Füssen, die ohngefähr zehen Zoll hoch und unten hohl sind. Auf der obern Seite hat es sieben kleine hölzerne Klaves, die, wie die Klaves einer Orgel, nach der Reihe folgen, und woran eben so viel Saiten befestigt worden, die so stark als ein Federkiel und einen Fuß lang sind, welches die ganze Breite des Instruments ausmacht. Auf der andern sind zween hohle Kürbisse, die den Ton auffangen und vermehren. Der Musikant sitzt gegen die Mitte des Balafo auf der Erde, und schlägt die Klaves mit zween Stäben, davon jeder einen Fuß lang und an der Spitze mit einem runden und mit Zeug überzogenem Ballen versehen ist, damit der Ton nicht zu viel Geräusch machen könne. An den Armen trägt er eiserne Ringe, an welchen noch andere hängen, die viel kleiner sind.

An

*) Moore, Jobson.

An diesen letztern werden noch andere und so weiter noch immer kleinere Ringe als eine Kette an einander gereihet. Das Zusammenschlagen dieser Ringe, welches durch die Bewegung der Arme des Musikanten entsteht, bringt einen Ton hervor, der, von dem Tone des Instruments begleitet, eine Art von Zusammenstimmung verursachet; allein der Lärm ist so groß, daß Jobson diese Musik eine englische Meile weit hat hören können. Moore sagt, daß er zu Nakkaway an der Gambra unter dem Schalle dieses Instruments bewillkommet worden, und daß der Ton des Balafo in der Ferne viel ähnliches mit dem Klange unserer Orgeln gehabt hätte. Diejenigen, so dieß Instrument spielen, pflegen viel Geschicke zur Dichtkunst und zur Musik zu besitzen. Sie werden gemeiniglich **Guiriots** genennet, und man könnte sie mit den Troubadours, oder, mit den alten Barden der Britten vergleichen. Sie singen zu ihren Instrumenten allerhand Lieder, die gemeiniglich das Alterthum, den Adel, und die Thaten ihrer Beherrscher zum Gegenstand haben. Sie verfertigen dergleichen Gesänge auch zuweilen über die gegenwärtigen Umstände, und wenn sie nur die mindeste Hofnung haben, ein Geschenk zu erjagen, so können sie das Lob der Europäer gleich aus dem Stegereif besingen.

Die vornehmen Neger machen sich so viel daraus, von den Guiriots gerühmt zu werden, daß sie manchmal die Erkenntlichkeit gegen dieselben

selben so weit treiben, und die Kleider vom Leibe ziehen, um sie diesen niederträchtigen Schmeichlern zu geben; allein ein Guiriot, welcher von denen, die er gelobt hat, nichts erhalten sollte, würde nicht unterlassen, seine Lobsprüche in Satyren zu verwandeln, in allen umliegenden Dörfern herumzugehen, und ihnen das schändlichste, was er nur erdenken könnte, nachzusagen; welches bey den Negern für die gröbste Beschimpfung gehalten wird. Hingegen sieht man es als eine außerordentliche Ehre an, von dem Guiriot des Königs gelobt zu werden, und glaubt ihn nicht genug dafür belohnen zu können. Sie haben aber, wie le Maire sagt, die Franzosen nicht sehr geneigt gefunden, ihre abgeschmackten Komplimente zu vergelten.

Die Gesänge der Guiriots bestehen darinn, daß sie folgende Ausdrücke hundertmal wiederholen: Er ist ein großer Mann, er ist ein grosser Herr, er ist reich, er ist mächtig, er ist freygebig, er hat uns Sangara, das ist, Branntewein gegeben; und diese abgeschmackten Possen werden mit noch lächerlicheren Gebehrden und Ausrufungen begleitet. Barbot berichtet, daß einer dieser Musikanten unter andern Komplimenten, die er an einige Franzosen gerichtet, sich auch des seltsamen Ausdrucks bedienet, und sie Sklaven des Haupts ihres Königes genennt hätte, welcher Unsinn dem ungeachtet für einen treflichen Zug einer glücklichen Einbildungskraft angesehen worden sey.

Die

Die Guiriots häufen große Reichthümer zusammen, und ihre Weiber gehen besser geputzt, als selbst die Prinzeßinnen; sie sind aber alle einer ausschweifenden Lebensart im höchsten Grad ergeben *). So große Achtung man inzwischen diesen Sängern äußerlich zu bezeigen scheint, so groß ist die Verachtung, die man im Herzen gegen sie heget. Diese letztere Gesinnung äußert sich, wenn sie sterben. Man hält sie alsdenn für unehrlich und versagt ihnen ein anständiges Begräbniß. Ihr Körper wird blos in einen holen Baum gesteckt, damit er desto geschwinder verwese. Er darf nicht einmal in den Fluß geworfen werden, weil er sonst, wie sie sich einbilden, das Wasser und die Fische verderben würde.

Die hiesigen Neger lieben den Tanz eben so sehr, als die Musik. Wenn sie an irgend einem Orte den Balafo hören, so laufen sie den Augenblick hinzu, und tanzen so lange, bis der Musikant von allen Kräften erschöpft ist. Die Weibspersonen werden dieser Uebung gar nicht überdrüßig. Sie haben leichte und sehr geschmeidige Glieder. Ihre Bewegungen sind lebhaft, und ihre Stellungen annehmlich. Sie tanzen gemeiniglich allein, und wenn sich die Männer in ihre Reihen mischen, so führen sie allemal den bloßen Degen in der Hand, schwenken solchen und lassen ihn blinken, welches bey ihnen für eine Galanterie gehalten wird. Der

*) Labat, Jobson.

gewöhnliche Tanz dieser Neger ist der Rundtanz. Die jungen Mägdchen stellen sich in die Mitte, legen die eine Hand auf den Kopf, setzen die andere in die Seite, werfen den Leib vorwärts und stampfen mit dem Fuß auf die Erde. Sie halten es für einen besondern Vorzug, wenn ein Weisser sie der Ehre würdiget, mit ihnen zu tanzen *).

Das Ringen ist ebenfalls eine von ihren angenehmsten Uebungen. Die Kämpfenden nähern sich einander mit lächerlichen Gebehrden und Stellungen, und da sie nackend sind, so haben sie viel Mühe, ehe einer den andern niederwerfen kann. Währender Zeit, da sie handgemein sind, schlägt ein Guiriot die Trommel, um sie anzufeuern, und die Zuschauer geben ihren lauten Beyfall über die Geschicklichkeit und den Muth der Streitenden zu erkennen.

Die Neger, so an den Flüssen oder am Seeufer wohnen, beschäftigen sich täglich mit der Fischerey. Sie haben kleine Boote, die aus dem Stamm eines Baums gemacht sind, und so wohl Ruder als Seegel haben. Sie schiffen damit öfters bis an die sechs Meilen weit in die See, und es geschieht nicht selten, daß das Boot durch einen Windstoß umgeworfen wird. Sie können aber so gut schwimmen, daß sie sich aus solchem Zufall nichts machen, sondern ihr Boot gleich wieder umkehren

*) Jobson, Moore.

ren und alsdenn ihren Weg fortsetzen, als wenn ihnen nichts wiederfahren wäre. Sie bedienen sich zum Fischfangen blos der Angelschnur; wenn der Fisch aber zu groß ist, so werfen sie ihn mit einem Spieß, der an einem Seil befestiget worden. Doch brauchen einige auch Netze. Sie trocknen die kleinen Fische und schneiden die großen in Stücken; weil sie solche aber nicht salzen, so werden sie bald stinkend; allein nach ihrem Geschmacke sind sie alsdenn viel köstlicher. Wenn das Wasser niedrig ist, so begeben sich die Weiber in großer Anzahl nach den Flüssen, um eine Art Fische, die den Barben ähnlich sind, zu fangen. An statt der Netze bedienen sie sich dabey eines Korbes, an dessen Boden sie ein Stück Teig, als einen Köder, befestigen. Die Fische so sie fangen, werfen sie auf das Ufer, wo andere Weiber sie in einem hölzernen Mörser stampfen und hernach einen Teig daraus zubereiten, den sie in Kugeln von ohngefähr drey Pfunden theilen. Dieser Teig, der ihnen das ganze Jahr über zur Nahrung dienet, wird mit Reis und anderm Getreide vermischet, und soll eine sehr angenehme Speise seyn. Moore sagt, daß ihm dieß Essen ziemlich gut geschmeckt habe.

Die Neger in dieser Gegend sind sehr geschickte Schützen, und tödten viel Wildprett, ob sie gleich keine andere Waffen, als Pfeil und Bogen haben.

Die Künste sind in diesen barbarischen Ländern unbekannt, und von Handwerkern findet

man sonst keine, als Schmiede, Weber und Töpfer. Unter dem Namen eines Schmidts, oder Ferraro werden die Goldarbeiter, die Hufschmiede, imgleichen die Messer- und Kupferschmiede, und mit einem Worte, alle Arbeiter, die den Amboß und den Hammer brauchen, verstanden. Ihr Handwerkszeug besteht in einem kleinen Amboß, in einem Bocksfell, das ihnen zum Blasebalg dienet, in einigen Hämmern, ein paar Zangen und zwo bis drey Feilen. Weil sie nichts haben, den Amboß fest stehen zu machen, so fällt er öfters um, und sie bringen die meiste Zeit damit zu, ihn wieder aufzurichten. Sie verfertigen ganz artige Stücke in Golde und in Silber. Ihre Aexten, Schaufeln, Sägen, Messer ꝛc. und dergleichen, sind eben so gut gehärtet, als die Europäischen.

Ihr vornehmster Künstler, nach dem Schmidte, ist der Sepatero, welcher die Grigris, das ist, die kleinen Büchsen oder Futterale verfertiget, worinn die Neger gewisse von den Marbuts auf Papier geschriebene zauberische Charaktere zu verwahren pflegen. Eben dieser Meister macht auch überdem Sättel und Zäume, die zwar eben so gut gearbeitet sind, als die Europäischen; allein er muß sie aus Bock- oder Dammhirschhäuten verfertigen, weil man es hier zu Lande noch nicht so weit gebracht hat, die größern Häute zurichten zu können.

Die

Die Töpfer bereiten, außer den Gefäßen, die man zum Tischgeschirr braucht, auch die Erde, woraus die Mauren der Häuser gemacht werden. Die Weber machen baumwollene Zeuge. Es sind gemeiniglich Weiber und Mägdchen, die sich mit dieser Handthierung beschäftigen; sie können aber ihrem Zeuge keine größere Breite, als von fünf bis sechs Zoll, geben; hingegen wissen sie solche sehr künstlich zusammen zu nehen, und sie auf solche Art so breit zu machen, als man es verlanget.

Die Mandingos geben sich keine Mühe ihre Städte zu verschönern. Sie haben fast alle eine runde Form und sind mit einem Gehäge von Rohr, sechs Fuß hoch, das gleichsam einen Wall wider die wilden Thiere vorstellt, umgeben; allein die großen Städte, besonders die Residenzen der Könige, sind besser befestiget. Die Hütten der Neger gleichen den Taubenschlägen oder Bienenkörben. Sie sind von einer röthlichen Erde, die an der Luft hart wird, erbauet, und haben keine Fenster, sondern das Tageslicht kommt durch die Thüre hinein, die so klein ist, daß man nicht anders als auf den Knien durchkommen kann *). Die Vornehmen lassen die Mauren mit Kalk abweissen; allein sie werden bald wieder schwarz vom Rauche, und der Gestank vom Rus und Tobak macht den Europäern den hiesigen Aufenthalt unerträglich. Ein jeder Wohnplatz hat mehr oder

*) le Maire.

oder weniger Hütten, nach dem der Rang und das Vermögen des Einwohners beschaffen ist, und man kann diese Hütten, so dort zu Lande Kombets genannt werden, als Kammern oder runde Nebengebäude ansehen, die zusammen in einerley Verzäunung eingeschlossen sind *). Jede Kombet hat ihre verschiedenen Abtheilungen, davon die eine zur Küche, die andere zuu Speisesaal, die dritte aber zum Schlafzimmer dienet, und in jeder ist eine Oefnung, wodurch man aus einer in die andere kommen kann. Privatpersonen haben nicht mehr, als zwo bis drey Kombets, die vornehmen Herren aber besitzen deren vierzig bis funfzig und in den königlichen Pallästen trift man nicht weniger als hundert an, die aber alle mit Stroh gedeckt sind

Der Ort, den der König von Kayor bewohnt, kündigt für ein barbarisches Land ziemliche Pracht an. Ehe man an das erste Thor der Verzäunung kommt, findet man einen grossen und schönen Platz, auf welchem die königlichen Pferde zugeritten werden, und so bald man den Pallast betritt, sieht man die Hütten vieler Vornehmen, die gleichsam den Vortrab der Hütten des Monarchen ausmachen. Eine lange Allee von Kalebassienbäumen führt in den Pallast, und auf beyden Seiten dieses Ganges stehen die Wohnungen der königlichen Bedienten, davon jede mit Pfälen umzäunt ist,

*) Barbot, Moore, Jobson, Labat.

ist, so daß man erst durch viele Umwege zu den fürstlichen Zimmern gelangen kann. Die Gemahlinnen des Königs haben ebenfalls besondere Kombets, wo sie von fünf bis sechs Sklaven bedienet werden. Die Neger, die sich für portugiesische Abkömmlinge ausgeben, wohnen viel beqvemer. Ihre Häuser haben zwar nur ein Stockwerk, das aber drey bis vier Fuß erhöhet ist, damit die Feuchtigkeit nicht schaden kann. Ein jedes hat verschiedene Kammern und ordentliche Fenster. Beym Eingange findet man ein Vorgebäude, das von allen Seiten offen ist, und zum Besuch- und Speisezimmer ꝛc. dienet. Die Mauren dieser Häuser sind sieben bis acht Fuß hoch. Sie werden aus Rohr und Thon aufgeführet, und so wohl von innen als außen mit Lehm, der mit Stroh vermenget und mit Kalk weiß gemacht worden, übertüncht.

Das Hausgeräthe der Neger besteht in einem kleinen Schranke zu den Kleidern; in einer auf Pfählen ruhenden Matte zum Schlafen; in einem oder zwo großen hölzernen Näpfen zum Wasser; in einigen Trinkschaalen oder Kalebassen; in zween bis drey hölzernen Mörsern, den Maiz und Reis zu stampfen; in einem Korbe, das Getraide zu verwahren, und in einigen hölzernen Schüsseln, das Essen darinnen aufzutragen. Die vornehmen Neger haben gemeiniglich einen erhöheten Ort oder eine Art von Banke, die zween bis drey Fuß hoch und mit schönen Matten belegt ist, worauf

auf sie bey Tage auszuruhen pflegen. Die Palläste der Könige sind ein wenig besser ausstaffieret, weil sie ihren Hausrath von den Europäern kaufen.

Die beste Zeit zum Säen ist, nach dem Barbot, zu Ende des Brachmonats, wenn die Regenzeit aufhöret. Da die Könige unumschränkte Herren von allen Aeckern sind, so muß sich eine jede Familie bey ihnen oder ihren Beamten melden, und sich so viel Land anweisen lassen, als zu ihren Bedürfnissen nöthig ist. Das Haupt der Familie begiebt sich alsdenn mit fünf bis sechs andern Negern auf den für ihn bestimmten Platz, um das Erdreich zu reinigen und zur Saat zuzubereiten. Sie verbrennen alles Strauchwerk und Gebüsche, und nehmen ihre Schaufel zur Hand, welche die Gestalt eines Schusterkneifs hat, ausgenommen, daß das Eisen einer Hand breit ist, und der Stiel ohngefähr zwölf Fuß hat. Mit diesem Werkzeuge öfnen sie die Erde vor sich her, jedoch nur zween bis drey Zoll tief, wobey sie einer hinter den andern treten und die Füsse auf beyden Seiten der Furche setzen, so, daß nach und nach einer so viel Erde als der andere in die Höhe wirft. Bey dieser Beschäftigung haben sie die Pfeife beständig im Munde, und wenn sie eine Stunde gearbeitet haben, so ruhen sie sich zwo Stunden aus *). So bald hernach die Furchen gezogen sind, so werfen sie das Getraide

*) le Maire.

traide hinein und bedecken es mit Erde. Ihre Trägheit ist aber so groß, daß sie niemals Land genug, so viel nämlich zu ihrer Nothdurft erfordert wird, beschicken, und wenn sie ihre Aernte aufgezehret haben, so nehmen sie ihre Zuflucht zu einer schwarzen Wurzel, die sie an der Sonne trocknen. Schlägt hingegen die Aernte nicht ein, so sind sie der schrecklichsten Hungersnoth ausgesetzt, dergleichen sie im Jahre 1675. auszustehen hatten. Sie liessen sich damals durch die Verheissungen eines ihrer Marbuts verführen, der sich, unter dem Deckmantel der Religion, eines weitläuftigen Landstrichs bemächtiget hatte. Diesem listigen Betrüger glückte es, sie zu bereden, daß ihm vom Himmel eingegeben worden, sie an ihren tyrannischen Prinzen zu rächen, und gab vor, daß eine übernatürliche Macht die Wahrheit seiner Sendung bestätigen würde; ja, was bey diesen von Natur trägen Leuten noch mehrern Eindruck machte, so verkündigte er ihnen, daß ihre Aecker alle Jahre eine reichliche Aernte bringen würden, ohne daß sie solche zu bearbeiten nöthig hätten. Sie schlugen sich alsbald zu ihm, setzten ihren Oberherrn ab, und liessen ihre Felder, in Erwartung der wunderbaren Aernte, zwey Jahre unbebauet liegen; allein der Mangel nahm so sehr bey ihnen überhand, daß sie sich einander selbst auffrassen, und viele, um ihr Leben zu retten, freywillig in die Sklaverey giengen. Sie erkannten also ihre Thorheit, setzten ihren Fürsten wieder auf den Thron,

verjag-

verjagten den unrechtmäßigen Beherrscher, und wollten eine geraume Zeit lang keinen Marbut weiter unter sich leiden.

Die Mandingos sind die eifrigsten Mahomedaner unter allen Negern, und suchen diese Religion, gleichsam als Mißionarien, in allen diesen Gegenden auszubreiten; allein die bey ihnen eingeführte Art des Mahometisms ist theils wegen der Unwissenheit derer, die ihn lehren, als auch wegen der ruchlosen Lebensart der Neubekehrten, sehr unvollkommen und besteht in dem Glauben an einen einigen Gott, und in zween bis drey Ceremonialgebräuchen, wohin der Ramadan oder die Fasten, der Bayram oder die Ostern, imgleichen die Beschneidung, gehören. Wie Jobson sagt, so verehren die an der Gambra wohnenden Neger einen einigen Gott unter dem Namen Allah; sie haben keine Bilder und erkennen Mahomet für einen Propheten, allein sie rufen ihn niemals an. Sie rechnen die Jahre nach der Zahl des einfallenden Regens; sie geben einem jeden Tage in der Woche seinen eigenen Namen, und der Freytag ist bey ihnen der Tag des Sabbats, sie feyren ihn aber auf keinerley weise. Sie glauben, daß Jesus Christus ein Prophet sey, und haben viel Ehrfurcht vor ihm; allein sie wollen sich nicht überzeugen lassen, daß er Gottes Sohn sey, weil Gott, wie sie sagen, zu keiner fleischlichen Vermischung mit einem Weibe fähig sey. Sie glauben eine unvermeidliche Vorherbestimmung, und schrei-

ben alle ihre Unglücksfälle auf die Rechnung der Vorsehung *). Die Könige und Standespersonen haben in ihren Wohnungen besondere zum Gottesdienst bestimmte Oerter. Sie besuchen solche zweymal des Tages und bleiben daselbst eine ziemliche Weile aufgerichtet stehen, wobey sie die Augen auf der Seite gegen Morgen fest auf die Mauer heften. Nach geendigter Andacht werfen sie sich mit dem Gesicht zur Erde, und machen einen Kreiß um sich, küssen die Erde zu wiederholten malen und werfen sich mit beyden Händen Sand über das Gesichte. Sie haben auch beständig einen Marbut bey sich, der viel Gewalt über ihr Gemüth und über ihre Aufführung zu haben pflegt. Es hat auch ein jedes Dorf seinen Marbut oder Pfaffen, der die Einwohner dreymal des Tages, des Morgens, Mittags und Abends, versammlet. Der Ort, wo sie zusammen kommen, ist ein Feld; und so bald daselbst die im Koran verordneten Reinigungen geschehen sind; so treten alle Anwesenden in vielen Reihen hinter den Geistlichen, und machen dessen Gebehrden und Bewegungen nach. Der Marbut streckt seine Arme aus und wiederholt verschiedene Worte mit einer so langsamen und lauten Stimme, daß sie ein jeder aufs deutlichste hören kann. Alsdenn knieet er nieder, küsset die Erde und verrichtet ein Gebeth. Bald aber erhebt er sich wieder, macht mit dem Finger einen

*) Jobson, le Maire.

nen Kreis um sich herum, zeichnet allerhand Charaktere hinein, die er ehrerbietig küsset, stützt darauf den Kopf mit beyden Händen, hefstet die Augen zur Erde und bleibt noch einige Augenblicke in dieser nachdenkenden Stellung. Endlich nimmt er Sand oder Staub, wirft sich solchen auf den Kopf oder in das Gesicht, fängt an mit lauter Stimme zu beten, wobey er erst die Erde mit dem Finger berührt und solchen hernach bis an die Stirne erhebt, und während dieser letztern Ceremonie wiederholt er öfters die Worte: Salati Maleck, das ist, Herr, sey gegrüsset! Zuletzt steht er auf, entfernt sich, und die ganze Versammlung thut ein gleiches. So oft einige von den Europäern diese Ceremonie mit angesehen haben, so sind sie jederzeit von dem bescheidenem und ehrerbietigem Anstande, mit welchem die Neger derselben beygewohnet haben, erbauet worden.

Der Ramadan, oder die Fastenzeit, wird von den mahometanischen Negern aufs schärfste gehalten. Sie essen und trinken nicht eher, als nach Sonnen Untergang. Es giebt einige unter ihnen, die sich ein Gewissen daraus machen, ihren Speichel hinunter zu schlucken, ja, sie machen sich so gar ein Stück Zeug vor dem Mund, damit keine Fliege hinein schlupfen möge. So bald es aber Nacht wird, halten sie sich wegen dieser Enthaltsamkeit schadlos, und essen, trinken und tanzen, bis die Sonne aufgeht. Die Großen und Reichen hingegen bringen den ganzen Tag mit Schlafen zu.

Diese

Diese Fastenzeit dauret einen Monat, und wenn sie bald zu Ende geht, so verkündigen sie den Tabasket, welcher von den Türken und Persianern der Bayram genennet wird. Dieses ist das größte Fest bey den Mahometanern, und Brüe, der es mit angesehen, giebt folgende Beschreibung davon:

Vor Aufgang der Sonne erscheinen sechs Marbuts, in weissen Chorröcken gekleidet, die ihnen bis auf die Mitte der Füsse reichen und unten mit rother Wolle eingefasset sind. Sie gehen paarweise und führen eine lange Zagaye in der Hand; vor ihnen aber sieht man fünf Ochsen, die mit baumwollenen Zeuge bedeckt und mit grünen Laube gekränzt sind. Ein jeder derselben wird von zween Negern geführet. Auf die Marbuts folgen die Häupter der Stadt, in einer Reihe gehend, mit ihren reichsten Kleidern geschmückt und mit Zagayen, Säbeln, Dolchen und Schildern bewafnet. Ihnen treten die übrigen Einwohner nach, und wenn die Procession am Ufer der Gambra angelanget ist, so werden die Ochsen an Pfähle gebunden, und der älteste Marbut ruft dreymal Sala Malek, welches das Zeichen zum Gebet ist. Er pflanzt darauf seine Zagaye in die Erde und streckt die Arme gegen Osten aus. Die andern Marbuts thun ein gleiches und fangen an, mit ihm zu beten. So bald das Gebet geendigt ist, führt man die Ochsen herbey, wirft sie auf die Erde, dreht ihnen den Kopf gegen Osten zu, und schlachtet sie; wobey diejenigen,

so diese Ceremonie vornehmen, alle mögliche Sorgfalt anwenden, damit sie von diesen Thieren während der Zeit, da ihr Blut fliesset, nicht angesehen werden, welches die hiesigen Neger für eine sehr schlimme Vorbedeutung halten, und um dieses zu verhüten pflegen einige so gar den Ochsen Sand in die Augen zu werfen. Sobald das Opfer vollendet ist, werden die geschlachteten Thiere, nachdem man ihnen die Haut abgezogen, in Stücken zerhauen, und das Fleisch wird unter die Anwesenden ausgetheilet.

Auf diese Feyerlichkeit folgt die Ceremonie des Folgar. Zuvörderst erscheinen die Weiber und Mägdchen, in vier Haufen getheilet, davon jeder von einem Guiriot desselben Geschlechts angeführet wird. Dieser singt einige Verse, die den Umständen angemessen sind, und von dem ganzen Haufen chorweise beantwortet werden. Es wird darauf ein großes Feuer angezündet, um welches die Weibspersonen tanzen, und in eben dem Augenblick kommt ein Trupp Jünglinge zum Vorschein, die in eben der Ordnung, wie die Mägdchen, auftreten, und ebenfalls einen Guiriot an ihrer Spitze haben. Sie gehen anfänglich um das Feuer herum, legen darauf ihre Kleider ab, und fangen an, mit einander zu ringen, wobey sich die Mägdchen hinter ihnen stellen und sie mit Worten und Gebehrden zum Streit aufmuntern. Nach dieser Uebung geht das Tanzen an, und hier ist es, wo beyde Geschlechter ihre Geschicklichkeit

lichkeit und Reizungen wetteifernd hervor leuchten lassen. Der Tanz ist, wie wir bereits gesagt haben, die Lieblingslustbarkeit der Neger. Sie werden derselben gar nicht müde, und diejenigen, so vier bis fünf Tage hinter einander die beschwerlichsten Arbeiten verrichtet haben, wissen sich durch nichts bessers, als durch einen Tanz von vier bis fünf Stunden, wieder zu erholen. Zuletzt folgt auf den Tanz eine festliche Mahlzeit, und diese Ergötzlichkeiten pflegen drey Tage zu dauren.

Die Beschneidung ist ein Gebrauch, der von allen Mahometanern aufs strengste beobachtet wird. In dem Lande, das wir jetzt beschreiben, werden die Kinder männlichen Geschlechts nicht eher, als im vierzehnten Jahre, beschnitten, damit sie Zeit haben, in der Religion unterrichtet zu werden. Man wartet auch mit dieser Ceremonie so lange, bis sich eine große Anzahl junger Leute findet, oder bis der Sohn eines Königs oder eines Großen das dazu erforderliche Alter erreichet hat. Es ist zwar keine eigentliche Jahrszeit zur Beschneidung angeordnet worden; man sieht aber doch jederzeit dahin, daß sie niemals in der großen Hitze, oder zur Zeit des häufigen Regens, noch auch während des Ramadans vorgenommen werde. Wenn der Schnitt geschehen ist, so tragen die jungen Leute ein anderes Kleid, als sie sonst gemeiniglich zu tragen pflegen, und haben von der Beschneidung an, bis zum Eintritt der Regenzeit, die Freyheit, alle Arten von Aus-

Ausschweifungen zu begehen, ohne von der Obrigkeit zur Strafe gezogen zu werden. Sobald aber die Regenzeit angegangen ist, müssen sie sich in die vorige Ordnung begeben und sich wiederum der im Lande gewöhnlichen Kleidung bedienen *).

Die Marbuts oder Priester gehen eben so, wie die andern Neger, gekleidet; allein sie führen eine ganz andere Lebensart. Sie sind ungemein mäßig und enthalten sich öfters ganze Tage lang des Essens, ja, sie würden eher sterben, als daß sie starke Getränke zu sich nehmen sollten, die sie auch so gar in Krankheiten vermeiden. Jobson erzählet, daß ein Marbut, der ihn auf einer Reise, so er längs der Gambra unternommen, begleitet hätte, seinem Reisegefolge beym Uebersetzen durch eine Untiefe die Hand reichen wollen, darüber aber vom Strome fortgerissen worden sey, wobey er zweymal untergesunken wäre, und man viel Mühe gehabt hätte, ihn aus dem Wasser zu ziehen. Er lag eine Zeitlang ohne alle Empfindung, weshalb diejenigen, die ihn zu sich selbst zu bringen suchten, ihm eine Flasche Branntwein vor dem Mund hielten; allein, so bald er den Geruch davon empfand, schloß er die Lippen fest zusammen und man konnte es nicht dahin bringen, daß er nur etwas hinunter geschluckt hätte. So bald er seiner Sinnen wiederum mächtig war, fragte er mit großer Unruhe, ob

er

*) Moore.

er auch nichts davon getrunken hätte; worauf man ihm antwortete, daß er sich nur gar zu hartnäckig dawider gewehret hätte. Ich wollte auch lieber gestorben seyn, erwiederte der Marbut, als daß ich nur einen Tropfen davon zu mir genommen hätte! — Dieser Skrupel erstreckt sich bis auf ihre Kinder, die weder Wein noch gebrannte Wasser anrühren dürfen, und wenn die Europäer sie zum Trinken zwingen wollen, so geben ihnen die Aeltern ihren Unwillen darüber zu erkennen.

Mit der Mäßigkeit verbinden die Marbuts Treue, Redlichkeit und Menschenliebe. Sie verstatten niemals, daß einer von ihrer Nation als Sklave verkauft werde, es sey denn, daß er ein Hauptverbrechen begangen hätte. Sie verdienen sich fast alle ihr Brod damit, daß sie Schule halten und Grigris verfertigen. Ihre Bücher sind kleine hölzerne Bretter, worauf sie mit einem Pinsel Charaktere zeichnen, die den hebräischen Buchstaben sehr ähnlich sind. Die Schulen gehen eine bis zwo Stunden vor Tage an. So bald die Kinder die Lectionen, so ihnen von den Marbuts aufgegeben werden, lesen können, müssen sie solche auswendig lernen, hernach aber in der Schule mit starker Stimme hersagen, und wenn sie den Koran gelesen haben, so werden sie für Doktoren gehalten.

Die Marbuts unterrichten die Kinder nicht allein in den Schulen, sondern sie wandern auch mit

*) Jobson, Moore, Labat.

mit ihren Büchern durch alle Dörfer, denn das ganze Land steht ihnen zu aller Zeit offen, und im Kriege haben sie die Freyheit, aus einem Reiche in das andere zu reisen und sich in den Städten aufzuhalten. Auf dieser Reise sind sie niemanden beschwerlich, sondern sie führen ihre Kost bey sich, und wenn sie aufgezehret worden, so wissen sie sich, vermittelst der Grigris, die jedermann zu kaufen begierig ist, bald wieder mit neuem Vorrathe zu versorgen. Jobson berichtet, daß, so oft er etwa einigen Marbuts eine Bestellung aufgetragen, sie sich allemal, noch über dem ausgemachten, ein paar Bogen Papier ausgebethen hätten, um sich dafür die nöthige Zehrung auf der Reise anzuschaffen. Es giebt auch viele Marbuts, die einen Handel treiben, und Salz nach den innern Ländern führen, von dannen aber Kolanüsse und Gold mitbringen. Die Neger haben durchgehends viele Ehrerbietung gegen diese Priester. Die Könige selbst verehren sie, und, wenn sie einem Marbut begegnen, so knieen sie vor ihm nieder, um seinen Seegen zu empfangen.

Die Mandingos sind überhaupt sehr abergläubisch. Sie glauben, daß die Mondfinsterniße daher entstehen, wenn sich eine Katze zwischen dem Mond und der Erde stellt und den erstern mit ihrer Pfote bedeckt. Wenn sie eine Reise vorhaben, so schlachten sie ein junges Huhn, und die Anmerkungen, die sie über die Eingeweide dieses Thieres anstellen, dienen

ihnen zu einer Regel, ihre Reise entweder zu vollziehen oder auszusetzen. Gewisse Tage in der Woche sind, nach ihrer Einbildung, unglücklich, und nichts in der Welt würde sie bewegen, dergleichen Tage zu erwählen, wenn sie ein gewisses Vorhaben bewerkstelligen wollen. Sie fürchten sich sehr vor den Zauberern, und stehen in dem Wahn, daß alle Sterbende von der Hand dieser öffentlichen Feinde getödtet würden. Es ist auch sehr gebräuchlich bey ihnen, Gelübde zu thun, und sie tragen deshalb fast insgesammt kleine eiserne Ringe an den Armen, gleichsam als Zeichen eines solchen Gelübdes, und um sich desselben beständig zu erinnern. Ihr größter Aberglaube besteht in den Grigris, welches papierne Streifen sind, auf welche die Marbuts gewisse Wörter mit arabischen Buchstaben schreiben, und die von den Negers, so sich solche kaufen, in goldenen oder silbernen Futteralen verschlossen werden. Ein jeder Grigri hat seine besondere Tugend. Der eine verhindert, daß man nicht ertrinken kann, und der andere bewahret vor dem Schlangenbiß. Einige machen, daß der, so sie trägt, nicht zu verwunden ist; andere verschaffen einen reichen Fischfang, und noch andere verhüten, daß man nicht in die Sklaverey fällt. Viele beglücken ihre Besitzer mit schönen Weibern, oder mit einer fruchtbaren Ehe, oder sie bewürken, daß schwangere Frauen glücklich gebähren. Man kann hieraus urtheilen, daß die Marbuts aus diesen Kleinigkeiten einen an-

sehnlichen Nutzen ziehen, und le Maire sagt, daß sie sich, nach den Eigenschaften, die sie ihnen beylegen, zu vier bis fünf Kälber dafür geben lassen. Ja es giebt einige, die einen so hohen Preiß auf ihre Grigris setzen, daß sie sogar mancher König nicht allemal bezahlen kann.

Diese Neger haben eine gewisse Art von Scheusal unter sich, das sie Mumbo-Jumbo nennen, und sich vom Horrey nur darinn unterscheidet, daß es sichtbar ist. Es ist ein Götzenbild, das etwa acht bis neun Fuß hoch ist, einen langen Rock von Baumrinde trägt, und eine stroherne Haube auf dem Kopf hat. Diese Maschine ist, wie Moore berichtet, von den Männern erfunden worden, um ihre Weiber in Gehorsam zu erhalten, und diese sind auch einfältig genug, zu glauben, daß solche ein würklicher wilder Mann sey. Man hört ein fürchterliches Geheul aus derselben erschallen, welches aber allemal des Nachts geschieht, weil die Dunkelheit den Betrug begünstiget. Wenn ein Ehemann einen Streit mit seiner Frauen hat, so wendet er sich an den Mumbo-Jumbo, der die Sache allemal zum Vortheil des Mannes entscheidet. Die Frau erhält Befehl, vor dem Götzenbilde zu erscheinen, und dessen Willen zu vernehmen; und wenn sie in Güte nicht folgt, so läßt sie der Götze von einigen Negern, die gleich zu seinen Diensten bereit sind, mit Gewalt vor sich führen und bey der Ankunft peitschen. Nicht alle Neger sind von dieser Betrügerey unterrichtet, sondern es ist nur eine

ne gewisse Anzahl derselben, denen das Geheimniß anvertrauet worden und die sich durch einen feyerlichen Eid anheischig machen müssen, solches weder den Weibspersonen, noch auch so gar den andern Negern, die nicht zu der vertrauten Zunft gehören, zu offenbaren; und vor dem sechszehnten Jahre kann niemand in dieser Zunft aufgenommen werden. Im Jahre 1727. hatte der König von Jagra die Schwachheit, diese Heimlichkeit einer von seinen Gemahlinnen, die er vorzüglich liebte, zu entdecken, welche die ihrem Geschlechte gewöhnliche Schwazhaftigkeit besaß und ihre sämmtlichen Gespielen davon unterrichtete. Viele vornehme Herren erfuhren solches, und da sie wohl einsahen, daß sie viel Mühe haben würden, ihre Frauen in Schranken zu halten, wenn sie die Furcht vor dem Mumbo-Jumbo nicht mehr zurück hielte, so beschlossen sie, den Monarchen ihrer Ruhe aufzuopfern. Sie verfügten sich demnach mit dem Götzenbilde nach der Residenz, und liessen dem Könige mit dem gebieterischen Tone, welcher der Religion in allen Ländern eigen ist, sagen, daß er vor demselben erscheinen sollte. Dieser Prinz war auch schwach genug Gehorsam zu leisten. Mumbo-Jumbo rückte ihm sein Verbrechen vor, befahl ihm seine Gemahlinn gleichfalls vor ihn kommen zu lassen, und so bald sie erschienen war, ließ er sie beyde umbringen. So gewiß ist es, daß die Schwärmerey alle Gegenden des Erdbodens mit Blut bespritzt hat. Der Mumbo-

Jumbo

Jumbo wird von diesen Barbaren so sehr verehret, daß sie sich niemals mit bedecktem Haupte vor ihm zu erscheinen unterstehen, und ihm einen ganz blinden Gehorsam leisten. Unter den Negern, die von dieser Betrügerey Kenntniß haben, giebt es, wie Moore sagt, sehr wenige, welche die Kunst verstehen, das Götzenbild in dem ihm eigenen Tone schreyen zu lassen.

Le Maire sagt, diese Neger gäben vor, daß der Teufel ihnen erscheinen und sie sehr mißhandlen solle. Er hat, wie er versichert, viele die lächerlichsten Gebehrden machen sehen und sie abscheulich schreyen und wehklagen hören, weil sie vom Teufel geschlagen würden; er hätte aber keinen bessern Exorcismus dawider zu finden gewust, als einen tüchtigen Prügel, und es wäre alsdenn, wie er hinzufügt, der auf solche Art beschworne Teufel niemals wieder zum Vorschein gekommen.

Von den Gesetzen dieser Barbaren sind wenige bekannt. Es scheint aber, daß Mord und Ehebruch die Hauptverbrechen bey ihnen sind, weil beyde mit der Sklaverey bestrafet werden. Alle Streitsachen werden von den vornehmsten Personen in einer jeden Stadt geschlichtet, und diese machen eine Art von Rathsversammlung aus. Der Statthalter ist das Oberhaupt derselben und wenn die Stimmen getheilt sind, so behält die seinige die Oberhand.

Im Jahre 1620. waren die auf beyden Seiten der Gambra liegenden Länder zwischen

den

den dreyen Kaisern von Kantor, Bursali und Woolli getheilet, die beständig gegen einander Krieg führeten. Der Kaiser von Bursali war der mächtigste unter ihnen, und man wollte behaupten, daß er die beyden andern unter seine Bothmäßigkeit gebracht haben würde, wenn er seine Reuterey über den Fluß hätte setzen können. Diese drey Fürsten erschienen selten öffentlich, und wenn es geschahe, so war allemal viel Pomp und große Pracht dabey zu sehen *).

Diese drey Kaiserthümer waren wiederum in verschiedene kleine Reiche getheilet, deren Beherrscher den Titel **Mansa**, das ist, König, führeten. Die Thronfolge war in ihrem Hause eben so angeordnet, wie bey der Familie ihres Lehnsherren, so, daß die Brüder an statt der Kinder in der Regierung folgten. Als die Europäer in den Ländern dieser Regenten anlangten, so mußten sie ihnen den Handlungszoll entrichten. Der Kaiser von Kantor hatte drey Brüder, die eben so viel kleine Könige waren. Als Jobson zu Butto einen Handel trieb, so besuchte ihn der älteste derselben nebst seiner Gemahlinn. Der zweyte war blind und zugleicher Zeit sehr blödsinnig. Der dritte war beständig trunken. Er wurde aber dem ungeachtet von seinen Unterthanen ungemein verehret, und ob er gleich der jüngste war, so hatte er doch schon ein ziemlich Alter erreichet.

Alle

*) Jobson.

Alle Ländereyen nebst den Palmbäumen gehören den Königen als ein wirkliches Eigenthum, und niemand darf sich unterstehen, ohne ihre Erlaubniß zu ärnten oder Palmwein zu machen; allein sie bewilligen solche ihren Unterthanen, jedoch müssen sie dagegen zween Tage in der Woche für sie arbeiten. Ueberdem lassen sie sich von allen in ihren Staaten angesessenen Fremden den Werth von vier tausend Thalern bezahlen, und selbst die Portugiesen müssen ihnen, wenn sie auch gleich im Lande gebohren sind, funfzig Thaler für jeden Kopf erlegen. Die Schiffe, so in den Häven ihre Ladung einnehmen, besonders die Enterlopers, geben ein jedes hundert Stangen Eisen, ohne die Geschenke, welche die Monarchen nach ihrem Gutfinden bestimmen, dergestalt, daß sie öfters alles was ihnen ansteht wegnehmen, insonderheit, wenn sie merken, daß sie keine Gegenwehr zu befürchten haben*). Wenn sie den Europäern Sklaven liefern wollen, so schicken sie einen Haufen Soldaten nach einem Dorfe, die solches umringen und alle Einwohner, die sie erwischen können, aufheben müssen. Die Kinder werden bey solcher Entführung in einen Sack gesteckt, die erwachsenen Manns- und Frauenspersonen aber geknebelt, damit sie durch ihr Geschrey beym Durchzug in den Dörfern keinen Aufruhr erregen können. So bald die Einwoh-

ner

*) Moore.

ner die Gewaltthätigkeit erfahren, kommen sie zusammen, nehmen die Bedienten des Königs in Verhaft, und führen sie vor Se. Majestät, welcher selbige nebst allen, die gefangen genommen worden, auf der Stelle verkaufen lässet; gleichsam als wenn sie für die ihnen erwiesene Gewaltthätigkeit mit ihrer Freyheit bezahlen müßten *).

Die Könige der Mandingos sind gemeiniglich eben so gekleidet, wie ihre Unterthanen, und sie unterscheiden sich von ihnen blos durch die große Anzahl von Grigris, die sie zu tragen pflegen. Zuweilen haben sie zwo von ihren Gemahlinnen bey sich, von denen sie sich streicheln oder kützeln lassen. Das Gesetz erlaubet dem Monarchen nicht mehr als sieben Frauen zu nehmen, die er förmlich heyrathet; jedoch kann er sich, ausser denselben, noch so viel Beyschläferinnen halten, als er für gut findet, sie müssen aber alle von der allerschlechtesten Abkunft seyn.

Diejenigen, so vor den Königen erscheinen, setzen gleich Anfangs ein Knie auf die Erde, nähern sich darauf Sr. Majestät, lassen die Hand zur Erde sinken, heben sie darauf über dem Kopf in die Höhe, berühren den Fuß des Monarchen und streuen sich Staub auf die Stirne; wogegen der Fürst gemeiniglich durch ein kleines Zeichen mit dem Kopfe zu erkennen giebt, daß er auf das ehrerbietige Bezeu-

*) Jolson.

Bezeugen des Anwesenden Acht habe. Wenn ein Marbut in dem Audienzsaal ist, so kniet jederman nieder, da inzwischen derselbe für die Wohlfart des Prinzen betet und ihm den Seegen ertheilet. Der Monarch hingegen hält während solcher Zeit die Arme kreuzweise über den Magen, die Hände aber gegen die Schultern in die Höhe, und nach geendigtem Gebethe sagt er zu verschiedenen malen Amena, welches Amen bedeutet. Die Weissen hingegen sind allen diesen Formalitäten gar nicht unterworfen.

In verschiedenen dieser Reiche pflegt der König, wenn er eine Sache von Wichtigkeit überlegen will, den Rath in dem dicksten Walde bey seiner Residenz zu versammlen. Es wird daselbst ein großes Loch gegraben, an dessen Rande sich die sämmtlichen Staatsräthe niederlassen, sich mit dem Kopfe gegen die Tiefe bücken und den Vortrag des Königs anhören. Ein jeder sagt alsdenn seine Meynung, und beobachtet beständig dieselbe Stellung. Der König faßt darauf einen Schluß, und sobald die Berathschlagung geendigt ist, wird das Loch wieder zugeworfen, um dadurch anzuzeigen, daß alles, was gesprochen worden, daselbst begraben bleiben soll. Es wird auch der geringste Fehler wider die Verschwiegenheit mit der Todesstrafe belegt, und dieser Gebrauch macht die wichtigsten Staats-Absichten so undurchdringlich, daß sie niemals eher, als bey der Ausführung, bekannt werden.

Auch

Auch unter diesen Barbaren giebt es Würden und Ehrenstellen. Weil die Brüder des Königs zum Nachtheil der königlichen Kinder die Krone erben, so gelangen sie auch zu den vornehmsten Ehrentiteln. Derjenige, so unmittelbar auf den König folgt, wird **Mansa**, der zweyte **Farran**, der dritte **Farrambra**, und der vierte **Bo-john** oder **Bojan** genennet. Sie haben ihre festgesetzten Einkünfte und sind Befehlshaber in den Städten oder Dörfern, die sie bewohnen. Die Städte hingegen, welche den Prinzen nicht gehören, haben ihre eigenen Statthalter, die den Namen **Alkaden** führen. Ihr Amt ist, die Arbeit des Volkes anzuordnen, die Aernte zu vertheilen und die Rechtshändel zu schlichten.

Die Kriegesheere der Mandingos bestehen aus Reuterey und Fußvolk *). Ihre Pferde, die sie von den Mohren kaufen, sind klein, aber lebhaft und feurig. Die Neger sind durchgehends gute Reuter und Moore sagt, daß er einen im Sande reiten gesehen, der seine Zagaye vor sich hergeschleudert und sie im währenden Jagen zu verschiedenenmalen wieder aufgefangen hätte. Die Rüstung des Reuters besteht in einer Zagaye, die er in der Hand führet, und in einem Schilde, der auf der rechten Seite am Pferde hängt. Der Sol-

*) Moore. Barbot. Jobson.

Soldat zu Fuß hat ebenfalls eine Zagaye, Wurfspieße mit eisernen Zacken, und einen Degen, der zween Fuß lang ist, und an einem Gehänge von rothen und gelben Tuche, das sich der Soldat um den Hals befestiget, getragen wird. Die Vornehmen führen Bogen und Pfeile mit vergifteten Spitzen.

So bald ein Monarch Krieg zu führen beschlossen hat, so giebt er seinem Feldherrn Befehl, alle Neger des Kantons zu versammlen, und diejenigen, so die Waffen zu führen im Stande sind, auszusuchen. Wenn diese Wahl getroffen ist, so versammlet der General nochmals die Truppen, hohlt sich die letzte Ordre vom Könige, und führt darauf das Heer an den Ort, der ihm angezeigt worden. Diese Barbaren wissen von keiner Mannszucht; sie beobachten solche weder auf Märschen noch in Schlachten, und greifen den Feind allemal in der Mitte eines ebenen Feldes an. So bald die beyden Heere gegen einander stehen, so fangen die Guiriots an, mit ihren Instrumenten so viel Lärm zu machen, als sie können, und unter diesem Getöse lassen die Streitenden zuvörderst einen Hagel von Pfeilen und Wurfspießen auf einander regnen, rücken darauf weiter zusammen, und bedienen sich der Zagaye und des Degens so nachdrücklich, daß bey solchem Handgemenge jederzeit viel Blut vergossen wird. Die Furcht vor der Sclaverey, so das Looß aller Gefangenen ist, vertritt bey ihnen die

Stelle

Stelle der Herzhaftigkeit; ausserdem werden sie aber auch durch das Vertrauen, welches sie in ihre Grigris setzen, zum Streit ermuntert, und nur die Europäer allein machen sie zittern, weil sie es aus der Erfahrung wissen, daß diese vermeynten Zaubereyen sie im geringsten nicht wider das Feuergewehr, welches sie die **Pouffs** nennen, zu schützen im Stande sind.

Die gewöhnlichste Sprache in der Gegend der Gambra ist die Mandingoische, und wer sie versteht, kann ohne Hindernisse längs diesem Flusse reisen. Inzwischen ist doch das Creolisch-Portugiesische, welches eigentlich ein verfälschtes Portugiesisch ist, die gebräuchlichste Sprache im Handel zwischen den Europäern und den Negern an der Gambra geworden. Wer von der Landessprache der Mandingos sich einen Begrif machen will, kann das Mandingoische Wörterverzeichniß im dritten Bande der allgemeinen Geschichte der Reisen nachsehen.

Die Engländer sind fast allein im Besitze des Handels an der Gambra. Sie haben daselbst vierzehn Komtore, worunter das **Fort-James** oder **James-Fort**, welches auf einer Insel gleiches Namens liegt, das berühmteste ist. Das zweyte liegt am Flusse **Kabata**, und das dritte, **Jilifray** genannt, am Nordlichen Ufer der Gambra, James-fort gegen über. Es hat eine sehr anmuthige Lage und viele Gärten, woraus James-

fort mit Zugemüse versorget wird. Das vierte, Namens Bintam, liegt am Flusse gleiches Namens, der Gambra gegen Süden. Der vornehmste Handel daselbst besteht in Wachs, Elfenbein und Leder. Weiter hinauf, an eben dem Flusse, findet man das Komtor Jereja, welches blos mit Wachs verkehret. Das Komtor Kolar, welches das sechste war, wurde 1731 in der Stadt und am Flusse gleiches Namens angelegt, zwey Jahr hernach aber von der Englischen Kompagnie verlassen. Weiter hinauf am südlichen Ufer der Gambra trift man das Komtor Tankroval an, das ebenfalls 1731 angelegt wurde, und hauptsächlich mit Wachs Handel treibt. Wenn man fortfährt den Fluß hinan zu schiffen, so kommt man an das Komtor Joar, welches in der blühendsten Gegend dieses ganzen Landstriches liegt. Das neunte Komtor auf der Nordseite, wenn man dem Flusse folgt, heißt Yani-Marrow. Die Englische Kompagnie hat daselbst nur ein kleines Haus, und einen Negrischen Faktor, um Getraide nach Jamesfort zu liefern. Noch weiter hinauf, südwärts, im Königreiche Jemarrow, liegt das Komtor Burko, welches 1732 angelegt, gleich darauf aber durch eine zufällige Feuersbrunst verzehret, in demselben Jahre wieder aufgebauet und 1735 verlassen wurde. Das eilfte war zu Kuttejar, gegen Norden und eine Meile von der Gambra gelegen; weil es aber 1725 durch

die

Ueberschwemmungen zu Grunde gerichtet wurde, so ließ es die Kompagnie nach Sami verlegen. Das zwölfte, **Vallia** genannt, hat wenig zu bedeuten, Das dreyzehnte liegt zu **Yamyamakunda**, und handelt vorzüglich mit Elfenbein und Sklaven. Das vierzehnte uud letzte ist das Komtor **Satatenda**, welches die Engländer 1734 verließen, weil der König von Tamani ihre dasigen Faktors gemishandelt hatte.

Die Franzosen haben nicht mehr, als ein Komtor an der Gambra, welches am nordlichen Ufer dieses Flusses, der Insel James gegen über, einige Meilen Westwärts von Jilifray liegt und **Albreda** genennet wird.

Als Brüe im Jahre 1700 auf diesem Komtore war, so legte er einsmals bey einer berühmten Buhlerin, die eine Tochter eines dasigen Königs und die Wittwe eines Portugiesen war, seinen Besuch ab. Sie nennte sich **Signora Belinguera.** Mit einem majestätischen Wuchse verband sie die regelmäßigsten Züge, und diese Reizungen wurden von einem lebhaften Verstande und vorzüglichen Gaben unterstützet. Sie sprach und schrieb vollkommen gut französisch, Englisch und Portugiesisch. Ihre Kleidung verrieth ihren Stand und trug nicht wenig dazu bey, ihre Annehmlichkeiten zu erheben. Sie trug ein sehr feines Mannshemde mit goldenen Knöpfen am Halse und am Handgelenke, nebst einem Atlassenen Leibchen und einem Rocke von

dem schönen Zeuge, das auf dem grünen Vorgebürge gemacht wird. Ein weißer mit Gold gestickter Nesseltuch war ihr Turban. Ihr Halsband bestand aus Goldkörnern, die mit Agat und Korallen vermengt waren, und an ihren Fingern sahe man die schönsten Ringe. Ihre Neigung zur Galanterie hatte sich gleich von ihrer Jugend an entdeckt, und als Tochter, Gemahlin und Wittwe war sie jederzeit den Ausschweifungen ergeben gewesen. Sie besaß die Kunst zu gefallen und zu betrügen im höchsten Grade. Der König von Barra war in ihre Netze gefallen, und sie hatte nicht nur unermeßliche Summen von diesem Prinzen gezogen, sondern auch viele Faktoren zu Grunde gerichtet.

Dieses Frauenzimmer empfieng den Brüe mit großer Freundlichkeit, behielte ihn zur Tafel, die mit den köstlichsten Gerichten besetzt wurde, und wendete alle ihr nur mögliche Schmeicheleyen an, um ihn in ihre Fesseln zu ziehen; allein er besaß die Klugheit, ihren Nachstellungen zu entgehen, und begnügte sich damit, ihr ein Geschenk zu machen.

Zu Albreda wird ein ziemlich ansehnlicher Handel getrieben. Die Englische Kompagnie erlaubte der französischen im Jahre 1724 dieses Fort anzulegen, jedoch mit der Bedingung, daß letztere ihr dagegen verstatten möchte, nach Joally und Portodali, welche Oerter bey Goree liegen und sehr gute Handelsplätze sind, Schiffe abgehen zu lassen. Obgleich

Albre-

Albreda von den Kanonen zu Jamesfort nicht bestrichen werden kann; so sind die französischen Faktoren dennoch genöthiget, wenn sie Holz brauchen, den Englischen Gouverneur um die Erlaubniß zu bitten, über den Fluß setzen zu dürfen.

Die Portugiesen haben sich in den meisten der ansehnlichsten Städte an der Gambra niedergelassen, und es ist oben bereits gesagt worden, daß diese Einwohner Neger sind, die ihren Ursprung den Heyrathen der eigentlichen Portugiesen mit den Negerinnen in dasiger Gegend, zu danken haben. Sie nehmen es aber übel, wenn man sie Neger nennt, weil sie dieses Wort nicht in seinem wahren Verstande nehmen und weil sie selbst sich desselben nur allein von den Sklaven bedienen. Die Franzosen und die Kaufleute auf den Enterlopers brauchen sie zu ihren Handlungsgeschäften, und geben ihnen Eins fürs Hundert von allem, was sie verkaufen, für welche gute Belohnung sie ihnen alle Treue beweisen.

Weil unsre Absicht nicht ist, die Europäischen Wohnplätze an der Gambra ausführlich zu beschreiben, so haben wir auch die Faktorey zu Jamesfort nur obenhin berühret; da aber diese Niederlassung die ansehnlichste im ganzen Lande ist, so halten wir für billig, derselben etwas umständlicher zu gedenken, ehe wir zu einer andern Materie fortschreiten. Nach dem Berichte des Moore, von welchem wir das folgende entlehnet haben, liegt die

Insel James fast in gleicher Entfernung von den beyden Ufern der Gambra und zwölf Meilen von ihrer Mündung. Ihr Umfang beträgt ohngefähr drey viertel Meilen. Das Fort ist ziemlich regelmäßig, und wird von ein und dreyßig Kanonen vertheidiget. Die Garnison besteht gemeiniglich aus einem Officier, einen Feldwebel, zween Korporalen, einem Kanonier nebst dessen Gehülfen und dreyßig Soldaten. Diese Insel wurde 1664 von Robert Holmes befestiget, welcher ihr den Namen James, dem Herzog von York zu Ehren, der sich hernach unter dem Namen Jakobs des zweyten bekannt gemacht hat, beylegte. Die Franzosen bemächtigen sich derselben den 27. Jul. 1695; sie gaben sie aber den Engländern im Ryswickischen Frieden wieder. In den Jahren 1702 und 1709 wurde sie abermals von den Franzosen eingenommen und geplündert, und hernach noch zweymal von den Englischen Seeräubern, die im Jahre 1720 die Küste von Guinea bekriegten, ebenfalls ausgeplündert. Howel Davis war der erste, der diese Unternehmung machte. Er hatte nämlich erfahren, daß Jamesfort gleichsam die Niederlage aller Reichthümer aus der ganzen dasigen Gegend wäre, und nahm sich also vor, sich dieses Komtors zu bemächtigen. Weil er aber glaubte, daß er mit Gewalt nichts ausrichten würde, so nahm er seine Zuflucht zur List. So bald er also im Angesichte der Insel erschienen war, gab er

Befehl,

Befehl, daß sich seine Leute, bis auf fünf bis sechse, welche als Matrosen gekleidet waren und mit der Schifsarbeit beschäftigt zu seyn schienen, unter dem Boden des Schifs verbergen mußten; und da er auf solche Art der Besatzung keinen Verdacht erweckte, so näherte er sich mit aufgesteckter Englischen Flagge, stieg in die Schaluppe, und ließ sich am Ufer sehen, wo er von einem Haufen Soldaten empfangen wurde, die ihn auf das Fort begleiteten. Hier sagte er dem Gouverneur, daß er auf der Reise nach Senegal, wo er Elfenbein und Gummi einnehmen wollen, von zwey französischeu Schiffen verfolgt worden sey, und daß seine Ladung in Eisen und Zinn bestünde *). Der Gouverneur hatte die Unvorsichtigkeit, seinen Reden zu trauen und ihn zur Tafel zu bitten, welches Davis annahm, vorher aber, unter dem Vorwande, Branntwein zu hohlen, um den Statthalter damit zu beschenken, auf das Schif zurück gieng. Als er wieder kam, ließ er sich von sechs bis sieben der herzhaftesten von seinen Gefährten, begleiten. Sie wurden auch alle ans Land gelassen, weil sie allerhand Lebensmittel und Flaschen trugen; sie waren aber heimlich mit Waffen versehen und Davis hatte ihnen befohlen, daß sie sich in der Wachtstube bey den Soldaten aufhalten, und sobald sie einen Pistolenschuß hören würden, sich der vorhande-

*) Jonstons Geschichte der Seeräuber.

nen Waffen bemächtigen sollten. Er säumete auch nicht lange dieses Signal zu geben, und der Muth seiner Begleiter so wohl, als auch die Zaghaftigkeit der gegenseitigen Soldaten, machte, daß er von den auf dem Fort befindlichen Waffen bald Meister wurde, worauf er die Flagge der Kompagnie aufsteckte, dadurch aber den übrigen von seinem Gefolge das verabredete Zeichen gab, ihm zu Hülfe zu kommen. Er sahe sich alsdenn bald im Besitz der ganzen Insel, und, nachdem er die Besatzung in eine große auf dem Flusse befindliche Barke bringen lassen, so raubte er alles, was er auf dem Fort antraf und ließ die Festungswerke schleifen.

Im folgenden Jahre schickte die Kompagnie ein Schif mit einer Anzahl Soldaten dahin ab, die von dem Kapitain Massey commandiret wurden, und das Fort wieder aufs neue befestigen und besetzen sollten. Weil aber Massey mit dem Kapitain Russel, der das Schif führte, in Streit gerathen war, so brachte er das Schifsvolk auf seine Seite und vermochte es, sich der ganzen Ladung zu bemächtigen, darauf aber wieder unter Segel zu gehen und Seeräuberey zu treiben. Allein Massey wurde diese Lebensart bald überdrüßig. Er begab sich in sein Vaterland zurück, und kaum war er daselbst angekommen, so schrieb er an die Vorsteher der Afrikanischen Kompagnie, bekannte sein Vergehen, welches er zwar dem Unrecht, das ihm widerfahren

fahren wäre, zuschrieb, jedoch dabey selbst gestand, daß er den Tod verdient hätte, und bath zugleich, daß, wenn man ihm die Lebensstrafe zuerkennete, es auf eine solche Art, die einem Soldaten anständig wäre, geschehen möchte. Er erhielt darauf zur Antwort, daß er verdiente gehangen zu werden. Inzwischen verbarg er sich nicht, sondern miethete sich eine Wohnung mitten in London und gieng den folgenden Tag zu den Justizbedienten, die er fragte, ob sie nicht Ordre gestellet hätten, den Kapitain Massey wegen Seeräuberey in Verhaft zu nehmen. Als ihm selbige darauf zur Antwort gaben, daß ihnen nichts von dieser Sache bekannt wäre, so sagte er frey heraus, daß er es selbst wäre und wieß ihnen zugleich seine Wohnung nach. Zween oder drey Tage nachher wurde er auch wirklich auf diese seine eigene Anzeige, eingezogen, bald darauf aber auf die Aussagen des Kapitain Russel und des Sohns des Herrn Whikney, Gouverneurs von Jamesfort, zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Uebrigens hat sich dieses Komtor nach und nach wieder erhohlet, und ist jetzt in dem blühendsten Zustande.

Der vornehmste Handel an der Gambra besteht in Gold, Sklaven, Elfenbein, Wachs und Gummi. Das Gold ist von guter Beschaffenheit und wird von den Mandingos aus den innern Ländern gebracht. Eben diese Kaufleute bringen auch die Sklaven dahin, deren sie manchmal an die zwey tausend haben,

ben, von denen sie gemeiniglich vorgeben, daß es fast lauter Kriegsgefangene wären, die sie von verschiedenen Fürsten gekauft hätten. Sie legen diesen Elenden lederne Riemen um den Hals und binden sie damit in einer Entfernung von drey bis vier Fuß an einander, so daß sich dreyßig bis vierzig in einer Reihe befinden. Ein jeder muß einen Sack voll Getraide, einen Elephantenzahn nnd Wasser in zugeneheten Häuten tragen, damit sie in dürren Gegenden zu trinken haben. Man findet auch öfters eine ziemliche Anzahl Sklaven an der Gambra, die aus dem Lande gebürtig, und entweder Kriegesgefangene, oder Missethäter, oder auch wohl gar freye Unterthanen sind, die durch die Verrätherey ihrer Nachbaren entführet worden, und diese letztern dürfen von den Europäern nicht gekauft werden, ohne solches vorher dem Alkade oder der Obrigkeit des Orts anzuzeigen.

Seitdem der Sklavenhandel in Afrika eingeführet worden, wissen die Neger von keinen andern Strafen, als von der Verurtheilung zur Sklaverey, und diese Strafe ist desto üblicher geworden, weil die Fürsten große Vortheile davon ziehen. So wohl das geringste Versehen, als das größte Verbrechen, werden mit der Sklaverey bestraft. So hatte, zum Exempel, ein Einwohner im Reiche Kantor, welcher einen Tyger, der seine Ziege fraß, umbringen wollte, das Unglück, einen Menschen zu tödten, und wurde deshalb vom

Könige,

Könige, ungeachtet derselbe von der Unschuld seines Vorsatzes unterrichtet war, nebst seiner Mutter, drey Brüdern und eben so viel Schwestern, an die Engländer verkauft. Ja man wollte so gar einstens einen Menschen, der weiter nichts als eine Pfeife Tobak entwendet hatte, an den Herrn Moore verkaufen, welcher aber so großmüthig war, dem Beleidigten den Schaden zu ersetzen und dadurch für den Verbrecher Gnade zu bewürken.

Das Elfenbein ist hier zu Lande sehr gemein und behauptet den dritten Rang im Handel. Bey den Mandingos findet man einen erstaunlichen Vorrath von Wachs. Sie drücken zuvörderst den Honig heraus, und machen aus diesem letztern ein Getränke, das unserm Meth gleichet; hernach lassen sie das Wachs im Wasser kochen und zwingen es durch ein haarnes Tuch, worauf es in Löcher, die in der Erde gemacht worden, herunter fällt und sich in große runde Stücken formiret, die ohngefähr hundert Pfund zu wiegen pflegen. Man muß aber in das Wachs stechen, um zu sehen, ob es rein ist.

Man findet an der Gambra zweyerley Arten von Gummi, nämlich das sogenannte Arabische, und das Gummi Tragant oder Drachenblut.

Das Eisen in Stangen ist eine der vornehmsten Waaren, womit hieselbst Handel getrieben wird. Die Stangen müssen aber

wenigstens zwölf Zoll lang seyn, denn die kürzern können sonst nirgends, als allein zu Barrakunda, verkauft werden.

Die Europäer haben keinen sicherern und bequemern Weg, in einer Stadt Handel zu treiben, als daß sie sich an den Alkade wenden, der sich ihres Besten treulich anzunehmen und so viel möglich ist zu verhüten pflegt, daß sie nicht betrogen werden. Sie werden daher in der Gegend der Gambra **Tobaudas Mensas**, das ist, Könige der Weissen, genennet. Wenn ein Faktor stirbt, so erbt der Alkade der benachbarten Stadt dessen Bette, welches ein Gebrauch ist, den die Engländer aus List eingeführet haben.

Vierter Abschnitt.

Gegend von Senegal.

Diese Afrikanische Landschaft hat den Namen von dem berühmten Flusse, den die Europäer Senegal nennen. Sie liegt zwischen dem vierzehnten und siebenzehnten Grad nordlicher Breite und zwischen dem neunzehnten und ein und zwanzigsten Grad der Länge. Sie enthält dreyzehn Königreiche und vier Republiken. Die erstern heißen: **Sin, Baol** oder **Baul, Kayor, Oualo** oder **Joval**, das Land der **Oualofs** oder **Jalofs**, das Land der **Peuls** oder **Foulis, Galam, Komba, Kasson, Sanlick, Tamboura, Makanna**, und **Bambarena**. Die freyen

Staa-

Staaten hingegen sind: Serere, Bondou, Bambouk und Jaka.

§. 1.

Die Königreiche Sin, Baol, Kayor, Dualo und verschiedene andere, sind ehemals von dem Lande der Dualofs oder Jalofs abhängende Provinzen gewesen; allein die Statthalter dieser verschiedenen Landschaften haben sich in der Folge der Zeit empöret und den königlichen Titel angenommen, ohne daß sie ihr Oberherr jemals wieder zu ihrer Pflicht hat zurück führen können.

Das Königreich Sin hat gegen Mittag die Königreiche Kolar und Bursali, gegen Mitternacht Baol und gegen Abend das Meer zu Gränzen. Der Anfang desselben beträgt an der Seeküste nicht mehr als acht Meilen, auf der Landseite aber acht und zwanzig Meilen, und der Beherrscher dieses Landes führet den Titel Bur, welches König bedeutet. Der Hauptort darinnen ist Joal, wo die Franzosen ein Komtor hatten, daß sie aber den Engländern abgetreten haben. Die Einwohner lieben den Handel, ob sie gleich rohe und ungeschliffene Leute sind, und führen beständig Krieg mit den Unterthanen von Baol und Kayor.

Die Neger zu Joal vergiften alle Pferde, die dorthin kommen, und haben den Leuten einzubilden gewußt, daß alle diejenigen von diesen Thieren, so nach ihrem Dorfe gebracht würden, plötzlich stürben. Durch die-

sen

sen Kunstgrif verhindern sie den Zuspruch des Königs, der ihnen darum beschwerlich ist, weil er, so oft er zu ihnen kommt, alles, was ihm anständig ist, mitzunehmen pflegt.

Baol oder **Baul** hat in seinem größten Umfange acht und zwanzig Meilen, längs der Küste aber nur acht bis neun Meilen*). Seine Gränzen sind das Königreich Sin gegen Mittag, das Land der Dualofs oder Jalofs gegen Morgen, Kayor gegen Norden, und gegen Abend das Meer. Die vornehmsten Städte darinnen heißen: Lombai, so die Hauptstadt ist, und Portudal oder Sali, welcher Ort einen Hafen hat. Dieses Land war vorgedachter maaßen ehemals eine Provinz des Reiches der Dualofs; man hatte aber die Statthalterschaft einem Ehrgeizigen anvertrauet, der, gewohnt zu befehlen nicht aber zu gehorchen, sich eben so sehr durch das Beyspiel verschiedener andern Statthalter, als durch die träge Fühllosigkeit seines Oberherrn und durch die Zuneigung derer, die unter ihm standen, zur Empörung verleiten ließ, und den Titel eines **Tin**, das ist, eines Königs, sich anmaaßte. Als sich der Kayser der Dualofs auf solche Art des größten Theils seiner Staaten beraubet sahe, so riß er sich plötzlich aus den Armen der Weichlichkeit, in welchen er eingeschlummert war, und suchte die Rebellen

zu

*) S. die Generalcharte von Senegal durch Herrn Avanson, gestochen von Herrn Buache.

zu paaren zu treiben. Er brachte zu dem Ende ein mächtiges Heer zusammen, rückte im Jahre 1695 in das Gebiete von Kayor, und hatte das Glück, den unrechtmäßigen Besitzer des Throns in einer förmlichen Schlacht zu überwinden und zu tödten *). Latir-falsaukabe, der damals Baol beherrschte, hatte den Stolz seines Großvaters geerbt, und anstatt daß ihn das Unglück des Königs zu Kayor hätte schüchtern machen sollen, so diente es ihm vielmehr, seinen Muth anzufrischen. Er entschloß sich, selbst den Sieger aufzusuchen, und kaum hatte er ihn angetroffen, so grif er ihn an, zerstreuete sein Heer, und nahm ihm das Leben. Weil er sich nun berechtigt zu seyn glaubte, ein Land zu beherrschen, das er zu vertheidigen gewußt hatte, so versammlete er die Großen von Kayor auf einer Ebene, wo er sein Heer sich hatte lagern lassen, und prieß ihnen, was er für sie gethan hatte, mit dem Beyfügen, daß er gesonnen wäre, dieser Wohlthat noch eine andere hinzu zu fügen, und ihnen einen Monarchen zu geben, der über sie herrschen und ihre Freyheit wider alle Angriffe vertheidigen könnte. Er beschloß endlich seinen Vortrag mit dem Anhange, daß ihm niemand zu Ausführung eines so weisen Entwurfes fähiger zu seyn schiene, als er selbst. Als ihm aber das Stillschweigen seiner Zuhörer ihr Misfallen zu er-

ken-

*) Brüe.

kennen gab, so faßte er den Schluß, durch Drohungen zu erzwingen, was er durch gütliche Vorstellungen nicht erhalten konnte, und fuhr demnach also zu reden fort. Ich erkläre hiermit, daß ich diejenigen, so sich meinem Willen widersetzen, eben so wie meine Feinde verfolgen und nicht eher nachlassen werde, bis ich sie meiner Rache aufgeopfert habe. Diese Rede kam allen, die sie anhöreten, so beleidigend vor, daß sie ihn auf der Stelle niedergemacht haben würden, wenn die Gegenwart seines Heeres ihre Wuth nicht zurück gehalten hätte. Sie waren also gezwungen ihn zum Nachtheil der Kinder des Prinzen, den der Kayser der Oualofs getödtet hatte, zu ihrem Beherrscher anzunehmen und in solcher Würde auszurufen.

Latir-fal war nicht so bald ausgerufen worden, als er schon von seiner Würde Besitz nahm, sich den Titel Damel beylegte und so gar bey der Krönung sich weigerte, der alten Gewohnheiten des Landes zu folgen. Weil ihm sein Stolz nicht verstattete, die gewöhnliche Staatslist unrechtmäßiger Thronbesitzer auszuüben und sich gegen seine neue Unterthanen gütig zu erweisen, so zwang er die Grossen, sich vor ihm nieder zu werfen und erlaubte nur allein den Marbuts, mit bedecktem Haupte zu erscheinen. Durch unaufhörliche Auflagen entzog er dem Volke so gar den nothdürftigsten Unterhalt, und da sein Geiz besonders die Reichen verfolgte, so sahen sich diese

zu Vermeidung eines gewissen Todes genöthiget. bey den benachbarten Fürsten Schutz zu suchen. Der Argwohn, der jederzeit von der Tyranney unzertrennlich ist, säumte nicht lange sein Gemüth zur Grausamkeit zu reitzen. Anklagen nahm er für Beweißthümer an, und der bloße Verdacht vertrat bey ihm die Stelle einer wirklichen Ueberzeugung. Kurz, Latir=fal war stolz, geizig, mißtrauisch und grausam; und wer in seinen Staaten dem Tode entgieng, mußte hingegen für Mangel und Elend umkommen. Dieser Prinz, von dem man nicht anders vermuthen konnte, als daß er den allerfeindseligsten Personen sein Vertrauen widmen würde, machte wirklich zween Männer zu seinen ersten Staatsräthen, die sich bey allen ihren Landsleuten verhaßt gemacht hatten und die nur alsdenn kein Verbrechen begiengen, wenn ihnen die Gelegenheit dazu fehlte. Da er sich wechselsweise das Jahr über in einem von seinen beyden Königreichen aufhielte, so überließ er diesen Leuten die Sorge, die Regierung in dem einen Staate während der Zeit zu verwalten, da er sich für seine Person in dem andern Reiche befinden würde.

Linghera, die Mutter dieses Barbaren, besaß alle natürliche gute Eigenschaften, die auch so gar öfters die Stelle der Erziehung bey ihr vertraten. Diese Prinzeßin seufzte über die Laster ihres Sohnes, und über das Unglück der Unterthanen. Sie hatte zum

sichern Beweise, daß die Tugend auch den verderbtesten Herzen Ehrfurcht einzuflößen vermag, eine so große Gewalt über das Gemüth des Königs, daß er sich niemals unterstand vor ihren Augen ungehorsam zu seyn, ja nicht einmal mit bedecktem Haupte vor ihr zu erscheinen. Weil sie ihm aber seine Verbrechen beständig vorrückte, so scheuete er eine so strenge Sittenrichterinn und hielte sie unter dem Vorwande vom Hofe entfernt, daß ihre Klugheit nöthig wäre, um verschiedene von seinen Unterthanen, deren Treue ihm verdächtig war, in den Schranken der Pflicht zu erhalten. Allein auch selbst aus dem Orte, wohin sie verbannt war, drang ihre warnende Stimme dem Sohn in die Ohren und suchte ihn zurück zu rufen, so oft sie glaubte, daß er ein neues Laster zu begehen im Begrif stünde. Als sie unter andern erfahren hatte, daß er aus einem bloßen Verdachte einen vornehmen Neger zum Tode verurtheilt hätte, so versäumte sie keinen Augenblick für ihn zu bitten und sie erhielte auch dem Anschein nach seine Begnadigung; allein der Damel gab den Handlangern seiner Grausamkeit den geheimen Befehl, diesem Unglücklichen Hände und Füße zu binden und ihn ins Wasser zu stürzen.

Dieser Prinz, welcher, so zu sagen, ein Feind des ganzen menschlichen Geschlechts war, hatte besonders der französischen Nation einen Haß geschworen. Ein französischer

Wund-

Wundarzt war nämlich so unbesonnen gewesen, eine von seinen Frauen, welcher er einige Arzeneymittel geben müssen, zu misbrauchen und hatte zwar das Glück gehabt, dem Zorne des beleidigten Fürsten zu entgehen; allein er setzte hingegen alle seine Landsleute der Rache des Damels aus, und Brüe, der eine traurige Erfahrung davon hatte, mußte alle Klugheit, deren er nur fähig war, anwenden, um der Grausamkeit dieses Barbaren auszuweichen. Dieser Ober-Vorsteher der französischen Handlungsgesellschaft zu Senegal langte im Jahre 1697 auf dem Fort Louis an, und so bald er von den Gesinnungen des Latirfals gegen seine Nation unterrichtet war, brauchte er die Vorsichtigkeit, ihm ansehnliche Geschenke zu machen, und ihm jederzeit mit vieler Ehrerbietung zu begegnen. Der Damel schien auch, dem äußerlichen nach, mit dem Achtungsvollen Betragen des Obervorstehers zufrieden zu seyn, und erwiederte solches mit allen möglichen Freundschaftsbezeugungen; allein diese Vertraulichkeit wurde gar bald durch die Haabsucht des Negers unterbrochen, indem derselbe einsmals eine so beträchtliche Menge von Waaren verlangte, daß Brüe, ohne der Kompagnie den größten Schaden zuzufügen, ihm solche nicht bewilligen konnte. Der Damel, den diese Weigerung verdroß, sagte mit knirschenden Zähnen, die Franzosen sollten bedenken, daß die Komtors, die sie zu Senegal und Goree hätten, von ihm

abhiengen und daß er sie aus beyden Orten verjagen könnte. Brüe aber erwiederte, daß der König von Frankreich mächtig genug wäre, seine Unterthanen zu rächen, wenn ihnen dergleichen Gewalt widerfahren sollte, und daß er seine Küsten dergestalt mit Forts bedecken könnte, daß die vereinigte Macht aller Afrikanischen Könige nichts dagegen ausrichten würde. Er beschloß seine Rede mit einem Geschenke von einigen Stücken Tuch, die er dem Damel überreichte, und das gute Vernehmen schien wieder zwischen ihnen hergestellet zu seyn; denn der Damel ließ den Brüe so gar durch seine vornehmsten Officiere, unter dem Schall von Trommeln und Trompeten, bis an das Ufer begleiten.

Bald darauf kündigte dieser Neger, weil er der Ruhe überdrüßig wurde, dem Bourba Oualof oder Könige der Oualofs den Krieg an, und ließ den französischen Gouverneur um einige **Laptos** oder freye Neger bitten, die mit dem Feuergewehr umzugehen wüßten. Sein Verlangen wurde ihm auch bewilliget, allein er brauchte diesen Beystand nicht. Die Prinzeßin Linghera hatte nicht so bald von seinem Vorhaben Nachricht erhalten, als sie die Ausführung desselben zu hintertreiben beschloß. Sie ließ ihm also sagen, daß da er auf seinem Zuge durch dürre Wüsten reisen müßte, wenn er den Feind erreichen wollte, er sich der Gefahr aussetzen würde, mit seinem Kriegsheere umzukommen; und da auch die

Großen

Großen diese Vorstellungen der Prinzeßin unterstützten, so ließ er sich bewegen, seinen Vorsatz zu ändern. Der Bourba Dualof, welcher bereits wußte, daß der Damel sich zum Kriege wieder ihn rüstete, hatte seine Völker schleunigst zusammen gezogen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und als er sahe, daß der Feind nicht zum Vorschein kam, so schickte er seinen Feldherrn mit einem Korps Truppen ab, und ließ die Staaten des Damels verheeren. Als man demselben von diesem Einfall Nachricht ertheilte, gab er zur Antwort, daß der Befehlshaber des feindlichen Heeres kein Monarch sey und daß er ihn also für unwürdig hielte sich mit ihm zu messen. Seine Unterthanen glaubten zwar, daß er mit dieser Pralerey nur blos seine Feigheit zu bemänteln suchte; allein sie irreten sich, und er hatte sich blos von seinem Mistrauen leiten lassen. Denn da ihm nicht unbekannt war, daß seine Unterthanen wider ihn misvergnügt wären, so besorgte er, daß sie ihn mitten im Handgemenge verlassen möchten, und diese Furcht hatte ihn mehr, als die Vorstellungen seiner Mutter und der Großen, zurück gehalten. Er durfte es auch auf der andern Seite nicht wagen, das Kommando über seine Völker einem andern anzuvertrauen, weil er fürchten mußte, daß man dieses Vertrauen misbrauchen und sich des Throns bemächtigen könnte. Als endlich sein Argwohn von Tage zu Tage zunahm, so begab er sich nach Sa-

zam, einem kleinen Orte im Königreiche Kayor, wo er ganz im Verborgenen lebte, und sich nur von einer geringen Anzahl Officiers und Sklaven bewachen ließ *).

Während seines Aufenthalts in dieser Einsamkeit empfieng Brüe eine ziemlich ansehnliche Menge von Waaren und ließ ihm sagen, daß er Sklaven in Bereitschaft halten möchte. Der Damel schickte demnach sofort einige von seinen Officieren in verschiedene Städte seines Reichs, die so viel Menschen, als sie finden würden, wegführen sollten, und als sie in kurzer Zeit eine Anzahl von drey hundert Sklaven zusammen gebracht hatten, so ließ er dem Brüe sagen, daß er sich zu Rufisko einfinden möchte, und daß sie daselbst mit einander handeln wollten. Allein es war schwer mit einem so haabsüchtigen Prinzen zu verkehren, ohne mit ihm in Streit zu gerathen. Er verlangte mehr Waaren, als er Sklaven liefern konnte, und als er sahe, daß sein Begehren ausgeschlagen wurde, so drohete er dem Obervorsteher, daß er alle Forts, die in seinen Staaten befindlich wären, zerstören lassen würde, worauf aber Brüe, der damals von dreyen Kriegesschiffen unterstützet wurde, zur Antwort gab, daß er das ganze Land verheeren würde, wenn er die geringste Feindseligkeit zu begehen sich unterfangen sollte, und weil der Damel wußte, daß Brüe diese Drohungen

*) Brüe.

hungen zu erfüllen im Stande wäre, so fand er für rathsam, seinen Zorn zu unterdrücken und eine günstigere Gelegenheit abzuwarten, ihn mit besserm Erfolge auslassen zu können.

Kurz nach diesem Zwiste fielen dem Brüe, der zu Goree war, wichtige Geschäfte vor, wehalb er sich nach Senegal begeben mußte, und weil das Meer damals gefährlich war, so entschloß er sich zu Lande zu reisen. Er war genöthigt, durch das Königreich Rufisko zu gehen, wo sich der Damel damals aufhielte, und er ließ ihn also um die Erlaubniß dazu ersuchen, worauf er von ihm zur Antwort erhielte, daß er ihm zu dieser Reise allen Beystand leisten und die nöthigen Bequemlichkeiten verschaffen wolle, jedoch unter der Bedingung, daß er einige Tage bey ihm zubringen möchte. Brüe nahm diesen Antrag an und begab sich auf den Weg. Als er zu Rufisko, der Hauptstadt des Landes, eingetroffen war, fand er den Alkaiden, oder Gouverneur, welcher ihm, nebst einem Mulattischen Frauenzimmer, Signora Katti genannt, die ebenfalls an der Regierung Theil hatte, entgegen gekommen war; worauf er, nebst seinem ganzen Gefolge, von beyden in eines der Häuser des Damels geführet wurde. Weil er sehr müde war, so legte er sich gleich nach seiner Ankunft nieder, und ob er gleich nur Matten anstatt des Bettes hatte, so genoß er doch die ganze Nacht über einer ungestörten Ruhe und wunderte sich beym Erwachen den Alkaiden,

der eben in dem Zimmer geschlafen hatte, und die Signora Katti an seiner Seite zu finden. Endlich langte er zu Makaya an, wohin sich der Damel, um ihn zu bewillkommen, begeben hatte.

Der Pallast zu Makaya wird für den prächtigsten in der ganzen Gegend von Senegal gehalten. Vor der ersten Pforte des Hofes sieht man einen großen und schönen Platz, auf welchem die Pferde des Damels zugeritten werden, und in dem Hofe haben die Grossen ihre Kombets oder Hütten, die gleichsam den Vortrab der königlichen Wohnung ausmachen *). Aus diesem ersten Hofe gelangt man durch eine lange Alee von Kalebassienbäumen in den Pallast, und auf beyden Seiten dieses Ganges sieht man die Behausungen der Officiere, deren jede mit Pallisaden umgeben ist. Die Hütten der Gemahlinnen des Prinzen stehen in einer entfernten Gegend, und jede Dame hat ihre eigene. Die Pforte des Gebäudes, welches der Damel bewohnt, wird von vierzig bis funfzig Negern bewachet, und da der Eingang sehr niedrig ist, so hatte Brüe wegen seiner ansehnlichen Größe viel Mühe durchzukommen. Nachdem man endlich durch eine Menge von Gemächern geführet worden, so kommt man in den Kaldee oder Audienzsaal, wo die Mauren Pallisaden sind, der Thron des Monarchen

*) Brüe, Moore, Barbot. Labat.

narchen aber aus einem Bettlager besteht, mit welchem ihn die französische Kompagnie beschenkt hat.

So bald der Brüe den Damel ansichtig wurde, stand er auf, reichte ihm die Hand und umarmte ihn, worauf ihm der Gouverneur im Namen der Kompagnie Geschenke überreichte und noch zwey Fässer Branntwein hinzufügte. Um dem Franzosen noch mehrere Achtung zu bezeigen, führte man ihn in die Wohnung des königlichen Frauenzimmers, wo er von den Damen mit aller möglichen Höflichkeit aufgenommen wurde, die so weit gieng, daß sie so gar für seine Mundbedürfnisse sorgen wollten. Der Damel wollte zwar zuweilen mit reden; allein er hatte zwey Fässer Branntwein, und war fast immer von Sinnen. Brüe, der das Interesse der Gesellschaft beständig vor Augen hatte, wollte sich diesen Aufenthalt bey Hofe zu Nutze machen und Sklaven kaufen. Er verlangte also dergleichen von dem Damel und trug ihm dagegen Waaren an. Allein, an statt der Antwort, gab der betrunkene Prinz den Befehl, seine Weiber zu hohlen, ließ sie tanzen, mischte sich zuweilen in ihren Reihen, und zwang den Brüe ein gleiches zu thun.

Dieser Neger, welcher zwey Königreiche besaß, hielte sich für den mächtigsten Monarchen auf den Erdboden. Er ließ an den Brüe viele Fragen wegen des Königs in Frankreich ergehen und erkundigte sich: wie er gekleidet

und

und wie stark seine Land- und See-Macht wäre, aus wie viel Mann seine Leibwache bestünde, wie viel Palläste er hätte, wie hoch sich seine Einkünfte beliefen, und ob die französischen Hofleute eben so gut gekleidet wären, als die seinigen? wogegen der Franzose alle Mühe hatte, ihn glauben zu machen, daß der König von Frankreich, sein Herr, eine beständige Leibgarde von zwölf tausend Mann hätte, daß er ein Heer von dreymal hundert tausend Mann zu Fuß und hundert tausend Mann zu Pferde ins Feld stellen, auch zu gleicher Zeit hundert tausend Matrosen halten und zwey hundert Kriegesschiffe, nebst vierzig Galeeren, in See schicken könne; imgleichen daß seine jährlichen Einkünfte, ohne die außerordentlichen Auflagen zu rechnen, noch über zwey hundert Millionen französischer Pfunde betrügen. Am meisten aber wunderte sich der Damel, als man ihn versicherte, daß dieser große König nicht mehr, als Eine Gemahlinn, hätte. Er fragte, wie er es denn machte, wenn sie schwanger oder krank wäre? Und als ihm der Obervorsteher sagte: Er wartet so lange, bis sie gesund ist; so antwortete der Damel: Ich glaube schwerlich, daß er so viel Gedult haben möchte.

Als dieser Negrische König von großen Schiffen reden hörte, so ward er begierig eines zu sehen, weil zu Rufisko nur bloße Barken und Schaluppen einzulaufen pflegen, indem der dasige Haven nicht Wasser genug hat,

große

große Schiffe zu tragen. Brüe hatte auch die Gefälligkeit, eine Korvette in ihrer völligen Rüstung mit ausgesteckten Wimpeln dorthin bringen zu lassen, und der Damel begab sich mit seinem ganzen Hofe an das Ufer, um sie in Augenschein zu nehmen. Man hatte geglaubt, daß er an Bord derselben steigen würde; er mochte aber vielleicht besorgen, daß man ihn gefangen nehmen möchte und wagte es also nicht, sich dieser Gefahr auszusetzen. Er erkundigte sich inzwischen, wie viel die andern Schiffe größer wären, als dieses, das er gesehen hätte, und man sagte ihm, daß er nur jemanden von seinen Leuten nach einem der Häven der Kompagnie schicken und das Maaß nehmen lassen möchte. Als man ihm darauf die Maaßschnur brachte und sie auseinander nahm, so rief er aus: Welch ein Boot! Was für kluge Köpfe sind die Weissen!

Die herrschende Religion des Landes ist die Mahometanische, die von den Arabern daselbst eingeführet worden. Latir-fal-saukabee glaubte zwar das Daseyn eines Paradieses und bekannte solches gegen den Brüe; allein er gestand ihm auch zugleich, daß er nicht hoffen dürfte hinein zu kommen, weil er jederzeit ein böses Leben geführet und keine Neigung hätte besser zu werden. Nach Mahomets Lehre ist die Vielweiberey erlaubt, die Blutschande aber verbothen. Dem ungeachtet befanden sich die beyden Schwestern

des

des Damels unter der Zahl seiner Gemahlinnen, deren er viere und dreyßig Beyschläferinnen hatte *), und wenn ihm die Marbuts darüber Vorstellungen machten, so antwortete er ihnen, daß das Gesetz nur für sie und für das Volk gemacht, er aber, als Fürst, über dasselbe erhaben wäre. Sein Seray war zu Embout, und bestaud in einem geräumigen und durch ein Gehäge von Pallisaden oder Rohr von dem Orte abgesondertem Gebäude, dessen Zugänge mit Palmbäumen besetzt waren. Der Sogona, oder Lieblings-Sultaninn, wurde mit mehrerer Achtung, als den andern, begegnet; allein der Damel, der keine Tugend und eben so wenig die Beständigkeit liebte, ward ihrer bald überdrüßig und schickte sie alsdenn an einen abgelegenen Ort, wo er ihr den nöthigen Unterhalt anweisen ließ.

Die Zahl der Kriegesvölker des Damels möchte ohngefähr dreyßig tausend Mann, sowohl an Reuterey als Fußvolk betragen. Die Waffen zum Angriffe sind der Säbel, nebst Bogen und Pfeilen, und zum Schutze bedieneten sie sich eines Panzers, der aus zwey Stücken Zeug nach Art eines Meßgewandes besteht, einen weissen, rothen oder blauen Grund hat, und mit arabischen Charakteren durchwürkt ist, die nach der Versicherung der Marbuts, die Tugend haben sollen, den

Fein-

*) Brüe, le Maire.

Feinden ein Schreckeu einzujagen und zugleich vor allen Wunden, nur die Verletzungen des Feuergewehrs ausgenommen, zu bewahren, weil dieses letztere, wie sie sagen, erst nach den Zeiten Mahomets erfunden worden. Brüe hatte die Neugier, die Kriegesübungen der Garde des Damels mit anzusehen, und sagt, daß ihre Bewegungen sehr unregelmäßig gewesen wären, und daß es sehr schwer seyn müßte, ihre Glieder wieder zu vereinigen, wenn sie von einander getrennet würden.

Weil er sich inzwischen fast beständig in dem Falle befand, mit einem so wilden Menschen, als der Damel war, in Streit zu gerathen, so fand er der Klugheit gemäß, mit der Mutter dieses Prinzen Freundschaft zu machen. Er legte zu dem Ende seinen Besuch bey ihr ab, und brachte einige Geschenke; und da sie, wie ich bereits gesagt habe, von einem sanften, gefälligen und großmüthigen Charakter war, so fiel es dem französischen Gouverneur, der viel Verstand besaß, gar nicht schwer, sich bey ihr in Gunst zu setzen. Sie schickte so gar einen jungen Neger, der ihr Verwandter war, nach Goree, damit ihn Brüe im Französischen unterrichten möchte, und weil es, wie sie sagte, nöthig wäre, eine vertraute Person zu Bestellung der Briefe zur Hand zu haben. Dieser junge Mensch hatte so viel Fähigkeit, daß er in wenigen Monathen französisch reden, le-

sen

sen und schreiben lernte, worauf ihn der Gouverneur prächtig kleiden ließ, und ihn der Königinn Mutter, nebst einigen Geschenken, die in Frauenzimmerputz bestunden, zurück schickte. So oft diese Prinzeßinn hernach durch ihren Vertrauten die Mißhelligkeiten, die zwischen ihrem Sohn und dem Gouverneur entstanden waren, vernahm, so äußerte sie eine Unruhe, die für beyde Theile fast gleich war, und sagte, daß, da sie alle beyde wie ihre Kinder liebte, sie herzlich wünschte, daß sie in gutem Vernehmen mit einander leben möchten. Sie ließ auch dem Brüe sagen, weil er der älteste wäre, so müsse er nicht so hitzig seyn, als der andere, und die Unbesonnenheit ihres Sohnes seiner Jugend zu gute halten.

Allein dieser Vorstellungen ungeachtet hatte sie bald wieder den Verdruß zu erfahren, daß sich ein neuer Streit zwischen dem Damel und dem Gouverneur erhoben hätte. Der erste verlangte nämlich, daß seine Häven allen Nationen, die sich der Handlung wegen in seinen Staaten einfinden würden, offen stehen sollten; Brüe hingegen, der wohl einsahe, wie schädlich solches der Kompagnie seyn würde, setzte sich dawider, ja er bemächtigte sich so gar eines Englischen Schiffes, das zu Portudal lag, und zog dessen Ladung ein, über welche Nachricht der Damel in Wuth gerieth und schwur, daß er sich dafür aufs grausamste an ihn rächen würde. Die Königinn

ginn Mutter ließ den Gouverneur sagen, daß er sich über den Artikel der Handlung gar nicht beunruhigen möchte und daß sie alles anwenden würde, ihren Sohn mit ihm auszusöhnen. Sie rief auch wirklich die Großen der Nation zusammen und trug ihnen auf, dem Damel vorzustellen, daß es sein eigener Vortheil erfordere, mit den Franzosen in gutem Vernehmen zu stehen, weil es ihnen jederzeit leicht seyn würde, die fremden Schiffe von seinen Häfen abzuhalten. Die Sultaninn Favoritinn trat diesen Vorstellungen der Königinn Mutter bey, und der Damel schickte darauf Abgeordnete an den Obervorsteher, die ihn versichern mußten, daß er inskünftige jederzeit in guter Freundschaft mit ihm leben wolle.

Brüe, der die unbeständige Gemüthsart dieses Negers kannte, verließ sich nicht sehr auf sein Wort und erfuhr auch bald hernach, daß er Recht hatte, indem die Engländer durch große Geschenke und Versprechungen die Erlaubniß erhielten, zu Portodali und Brigni Komtore anzulegen. Allein den Damel gereuete dieser von ihm begangene Fehler, und, um ihn gut zu machen, begieng er einen noch grössern. Unter dem Vorwande, daß er den Engländern den ausschließenden Handel in allen seinen Staaten bewilligen wollte, nahm er nehmlich Waaren von ihnen und wenn die Zeit zur Zahlung gekommen war, so wußte er immer Ursachen vorzuschützen, um seine Woh-

nung zu verändern. Die Engländer folgten ihm zwar; sie mußten aber Pferde und Fuhrwerke miethen und Geschenke machen, um Audienz zu erhalten. Kurz, er zog sie drey bis vier Monathe lang vergeblich auf und verboth zuletzt seinen Leuten, ihnen weiter das geringste abfolgen zu lassen, was sie zu diesen Reisen nöthig hätten; worauf die Engländer, da sie sahen, daß sie von diesem barbarischen Prinzen kein Recht zu hoffen hätten, seine Staaten verließen.

Da es ihm so leicht geglückt war, die Engländer zu hintergehen, so fieng er an Geschmack an Rauben zu finden und nahm sich vor, es mit den Franzosen eben so zu machen; allein die Ausführung dieses Entwurfes wurde eine Zeitlang aufgeschoben. Es geschahen nehmlich von allen den Mißvergnügten, die seinen Hof verlassen und sich zu dem Könige der Dualofs gewendet hatten, unaufhörliche Einfälle in seine Staaten, aus welchen sie eine unbeschreibliche Menge von Sklaven wegführeten. Der Damel erwachte endlich aus seinem bisherigen Schlummer, versammlete seine Völker, rückte in das feindliche Land, und als er keinen Widerstand antraf, so führte er alle Einwohner, die er habhaft werden konnte, hinweg, und verwandelte verschiedene Städte in Aschenhaufen.

Als Brüe vernommen hatte, daß sich Frankreich und England den Krieg angekündigt hätten, so beschloß er, einen neuen Traktat

mit dem Damel zu schließen. Er that auch wirklich den Antrag deshalb, welcher dem Anscheine nach sehr gut aufgenommen und ihm angedeutet wurde, daß er sich so geschwind, als möglich wäre, zu Rufisko einfinden möchte. Er wurde daselbst bey seiner Ankunft mit den größesten Freundschaftsbezeugungen aufgenommen; als er sich aber den sechsten Junius 1701 zu Feynir, einem Dorfe im Königreiche Kayor befand, so erschien der Kondi, oder General des Damels, mit einer Anzahl gewafneter Soldaten, und nahm ihn auf Befehl seines Herrn in Verhaft, wobey ihm so wohl, als den beyden Faktoren, die er bey sich hatte, das Gewehr abgenommen, und er in ein enges Gefängniß geführet wurde. Ein gleiches Schicksal wiederfuhr an eben dem Tage allen übrigen Franzosen, die sich zu Rufisko befanden, und es wurden ihnen alle ihre Waaren und Habseligkeiten weggenommen. Als Brüe darauf die Ursach dieser Gewaltthätigkeit zu wissen verlangte, so erhielte er zur Antwort, daß, da er sich der fremden Schiffe, die auf der dasigen Küste, um Handel zu treiben, gelandet wären, bemächtiget hätte, er dem Damel wegen des Schadens, den seine Unterthanen dadurch gelitten hätten, Genugthuung geben müsse.

Nach einigen Tagen ließ der Damel den Rath zusammen berufen, um zu überlegen, wie man sich ferner gegen den Gouverneur verhalten solle. Viele waren der Meynung, daß

man ihm den Kopf abschlagen müsse, die klügsten aber riethen, daß man glimpflicher verfahren und sich damit begnügen solle, den Gefangenen ein ansehnliches Lösegeld erlegen zu lassen. Der Damel gab diesem letztern Ausspruch um so viel lieber Beyfall, weil er seinen Geitz kützelte, und man war also mit den französischen Bedienten zu Goree in Unterhandlung, die alle sehr geneigt waren, den Statthalter mit Gewalt auf freyen Fuß zu setzen, wenn es ihnen durch gütliche Wege nicht gelingen sollte. Der Damel ließ anfänglich ganz übertriebene Bedingungen vorschlagen, und verlangte, daß man ihm alle Effecten, deren er sich bemächtigt hätte, imgleichen die sämmtlichen in dem Komtor zu Goree befindlichen Waaren, auch so gar ein nur erst aus Frankreich eingelaufenes Schif nicht ausgenommen, überlassen sollte. Endlich aber war er nach langem Wortwechsel mit den Effekten, die er in Händen hatte, und mit einem Geschenk an Waaren zufrieden, deren Werth, nach dem im Lande eingeführtem Tarif, auf zwanzig tausend sieben hundert neun und siebenzig Pfund, welches in Frankreich sieben tausend betrug, geschätzt wurde. Ausserdem wurde auch der Verlust, den der Gouverneur an Kleidern, Hausgeräthe, und dergleichen, erlitten hatte, noch auf sieben tausend Pfund gewürdiget. Als der Damel darauf vernahm, daß zwey französische Schiffe im Senegal angekommen wären, und daß

man noch verschiedene andere Fahrzeuge auf der Rhede zu Rufisko sähe, so gieng er den 17ten Junius beym Einbruch der Nacht aus diesem Hafen ab, und ließ den Befehl zurück, daß der Gefangene eher nicht, als zwo Stunden nach Mitternacht, auf freyen Fuß gesetzt werden sollte, welches auch geschahe. Brüe begab sich darauf alsbald zu Schiffe, und gieng nach Goree, wo seine Gegenwart viel Vergnügen verursachte. Während seiner vierzehntägigen Gefangenschaft war er von der Mutter und den Gemahlinnen des Kondi öfters besucht worden, die ihm auch jederzeit zu erkennen gegeben hatten, daß sie über sein Unglück sehr gerührt wären.

So bald auch die benachbarten Könige vernahmen, daß er wieder in Freyheit wäre, so ließen sie ihm ihre Glückwünsche darüber abstatten, daß es ihm gelungen wäre, den Händen eines so grausamen Menschen, wie der Damel, zu entrinnen. Die Prinzeßinn Linghera schickte ihren getreuen Neger an ihn ab, und ließ ihm sagen, daß sie die Aufführung ihres Sohnes äußerst verabscheue und alles anwenden würde, den Frieden unter ihnen herzustellen.

Damit sich Brüe inzwischen wegen der erlittenen Beleidigung rächen möchte, so ließ er alle Fischerbarken wegnehmen und zwang die an der Küste liegenden Dörfer, bey Strafe militärischer Execution, Wasser und Holz nach Goree zu liefern. Er ließ auch die Kü-

 sten

sten so gut bewachen, daß kein fremdes Schif daselbst anlanden und Handel treiben konnte. Da aber der Rache des Gouverneurs noch kein völliges Genüge geschehen war, so hatte er in Willens, den Tyrannen aufzuheben und nach Amerika zu schicken; allein er wurde von der Kompagnie nach Frankreich zurück berufen, um sich mit ihm wegen des Verfalls ihrer Angelegenheiten zu berathschlagen.

Brüe reisete demnach den ersten May des 1702ten Jahres ab, und der Damel starb einige Monathe darauf. Er hinterließ zween Söhne, die seine beyden Königreiche unter sich theilten. Der älteste, der sich **Mar-Issa-fal** nannte, erhielte das Königreich Kayor, nebst dem Titel eines Damel, und der jüngste, **Ove-Komba** genannt, wurde zum König von Baol ausgerufen und ihm der Titel eines **Tin** beygeleget.

Das Königreich Kayor hat einen Umfang von beynahe fünf und dreyßig Meilen längs der Küste, und von dreyßig Meilen auf der Landseite. Es wird gegen Mittag von dem Königreiche Baol, gegen Morgen von dem Lande der Dualofs, gegen Norden von dem Reiche Hoval, und gegen Abend von dem Meere umgränzet. Die vornehmsten Oerter darinnen sind: **Rufisko, Enduto, Endir, Sanieng, Mangor, Emboul** uud **Embar** *).

Rufisko

*) s. des Herrn Adanson Hauptcharte vom Senegal.

Rufisko ist das verfälschte Wort Riofresko, das ist, frischer Fluß; ein Name, den die Portugiesen dieser Stadt wegen des kleinen Flusses, der sie bewässert, gegeben haben *). Sie hat eine sehr anmuthige Lage, und ist auf allen Seiten mit einem großen Walde von allerhand Arten von Bäumen umgeben. Die Häuser, deren Zahl sich auf drey hundert beläuft, sind, nach Art der Neger, aus Rohr und Palmblättern gebauet, jedoch meistentheils viel größer und bequemer, als sie sonst zu seyn pflegen. Die Einwohner werden für die besten Sklaven in ganz Afrika gehalten. Ihre ganze Kleidung besteht in einem kleinen Stück Zeug, womit sie die Theile bedecken, die man nicht sehen lassen darf. Die Weiber binden ihre Haare auf dem Kopf zusammen, und befestigen kleine hölzerne Bretter daran, um die Sonnenhitze abzuhalten. Sie sind so geil, daß sie die Weissen so gar auf der Straße anfallen; denn die Neger zu Rufisko wissen nichts von Eifersucht, und geben ihre Weiber und Töchter für eine Kleinigkeit Preis; ja, sie bieten sie öfters wohl gar umsonst an. Die Vornehmsten des Königreichs haben ihren Aufenthalt zu Rufisko. Der Gouverneur oder der Alkayde, und der Commendant, den die Neger Jerafo nennen, sind dazu gesetzt, alle öffentliche Angelegenheiten zu verwalten und die königlichen

*) Barbot.

Gefälle einzunehmen. Man kann aber von ihrem Gerichte an das Tribunal des Kondi, oder, des Feldmarschalls über die sämmtlichen Kriegesvölker des Königreichs appelliren *).

Die vornehmste Nahrung der Einwohner zu Rufisko bestehet in Fischen. Sie werfen sie in den Sand und lassen sie verfaulen, weil sie solche nicht anders genießen, und diese Vorrathsörter voll verdorbener Fische verbreiten einen Gestank um sich her, der für die Europäer unausstehlich ist. Sonst wird in dieser Stadt ein ansehnlicher Handel mit Leder, Gummi, Elfenbein, Strausfedern, Indigo, und weiß auch blau gestreiften baumwollenen Zeugen, getrieben.

Enduto ist ein kleiner Ort, der nichts besonders hat. Die Statthalterstelle daselbst bleibt immer bey der ältesten Familie. **Sanyeng** wurde ehemals von den Portugiesen bewohnt, und man sieht allda noch zwey von ihren Häusern, die ziemlich gros sind. Vor jedem derselben steht ein Baum von außerordentlicher Größe. In diesem Städtchen befindet sich ein Brunnen, dessen Wasser so lieblich schmeckt, als wenn Honig darinnen wäre. **Mangor** ist einige Monathe über die Residenz des Damels. Die vornehmsten Sultaninnen haben ihr Seray zu **Emboul**, und es dürfen sich keine Mannspersonen über hundert Schritte von diesem Pallaste sehen lassen.

*) Barbot.

sen. Der nächste Kronerbe hat seine Residenz zu Embar.

Der Prinz, welcher im Jahre 1455 zu Kayor regierete, war von einer sehr leutseligen Gemüthsart: er liebte die Europäer und erwieß ihnen alle Dienste, die in seinem Vermögen stunden. Seine Gefälligkeit gegen den Cada Mosto, der im obbenannten Jahre dorthin gereiset war, gieng so weit, daß er ihn auch sogar mit sich in die Moschee nahm, als eben Betstunde gehalten wurde. Die Azanaghis oder Priester hatten den Befehl erhalten, sich daselbst zu versammlen. Als der Monarch in den Tempel getreten war, stand er gleich anfangs stille, richtete die Augen eine Zeitlang gen Himmel, gieng darauf weiter fort, sprach einige Worte, und warf sich so lang er war zur Erde, die er zu wiederholten malen küßte. Die Priester und königlichen Bedienten, die ihn begleiteten, folgten seinem Beyspiel nach. So bald aber diese Ceremonie vorbey war, wandte er sich zu dem Cada Mosto und fragte ihn, wie ihm dieser Gottesdienst gefiele, wobey er ihn bath, daß er ihm doch einigen Begrif von der christlichen Religion machen möchte; worauf derselbe, so gar in Gegenwart der Pfaffen, die Dreistigkeit hatte, dem Prinzen zu antworten, daß die Lehre Mahomets falsch, der Glaube der römischen Kirche hingegen die einzige wahre Religion wäre. Der Monarch lachte über dieses Bekenntniß, und, nachdem er ei-

nen Augenblick nachgedacht hatte, so erwiederte er: „Ich glaube, daß die Religion der „Europäer gut ist, weil ihnen kein anderer, „als Gott, so viel Reichthum und so viel Verstand gegeben haben kann. Allein der Mahometanische Glaube scheint mir auch kein „schlechter Glaube zu seyn, ja, ich halte dafür, „daß die Neger ihrer Seligkeit viel gewisser „sind, als die Christen. Denn Gott, der gerecht ist, läßt zu, daß die letztern ihr Paradieß schon in dieser Welt haben, und es ist „gewiß, daß er den erstern große Belohnungen in jener Welt vorbehalten haben muß, „weil sie hier an allem Mangel leiden.“ Er machte sich ein Vergnügen daraus, den Cada Mosto über die Grundsätze und Ceremonien seiner Religion öfters sprechen zu hören, und das Christenthum gefiel ihm so sehr, daß er es gewiß angenommen haben würde, wenn er nicht besorgt hätte, seinen Unterthanen zu misfallen; ein Umstand, den sein Neffe mehr als einmal gegen oftgedachten Verfasser geäußert hat.

Dieses Königreich wurde von dem Könige der Dualofs bezwungen, dessen Joch es aber bald abschüttelte. Kurz darauf bemächtigte sich der König von Baol desselben, und hinterließ es, wie wir bereits gesehen haben, einem seiner Söhne, nebst dem Titel eines Damels, der aber, nachdem er einen Krieg wider die Mohren angefangen hatte, im Jahre 1715. in einer Schlacht das Leben verlohr.

lohr *). Sein nächster Verwandter bestieg nach ihm den Thron, den er auch eine geraume Zeit besaß, und hinterließ einen Sohn in dem zartesten Alter, welcher zum Damel ausgerufen, die Regierung und Vormundschaft über den jungen Monarchen aber dem Bruder des verstorbenen Damels anvertrauet wurde. Dieser verschloß sein Ohr vor der Stimme der Natur und des Rechts. Er faßte den Schluß, selbst den Thron zu besteigen, und, um sich desselben zu versichern, ihn mit dem Blute seines Mündels zu färben. Er war auch bereits im Begrif, sein entsetzliches Vorhaben auszuführen, als das Mitleiden selbst in dem Busen derer rege ward, denen er diesen unnatürlichen Mord zu vollziehen aufgetragen hatte. Ihr Herz sagte ihnen, wie grausam es wäre, ein Kind hinzurichten, dessen Schwachheit sein ganzes Verbrechen und Seufzer seine einzige Vertheidigung wären; kurz, ihren König zu tödten! An statt also seine Henker zu seyn, wurden sie seine Erretter, und brachten ihn so gleich zu den Arabern, wo sie für seine Pflege und Erhaltung Sorge trugen. Kaum waren seine Kinderjahre vorbey, als man ihn von seinen gerechten Ansprüchen an den Thron von Kayor und von der Ungerechtigkeit seines Vaterbrudrrs unterrichtete, worauf er alsbald den Schluß faßte, sich seiner

*) Nachrichten, so von dem Herrn Adanson mitgetheilet worden.

ner Staaten wiederum zu bemächtigen und den Thronräuber zu strafen. Mit einer schönen Gestalt verband er eine richtige Urtheilskraft nebst einem beugsamen Charakter, und es gelung ihm, sich nicht nur die Liebe aller derer, die um ihn waren, sondern auch gar bald ihre Hochachtung zu erwerben. So bald er sich ihrer Neigung versichert hatte, entdeckte er ihnen sein Vorhaben, machte ihnen die schmeichelhaftesten Hofnungen, gab ihnen Waffen und rückte in das Königreich Kayor ein. Auf diese Nachricht versammlete sein Onkel seine Völker, gieng ihm entgegen, und lieferte ihm, so bald er auf ihm gestoßen war, ein Treffen. Die Soldaten, die durch die Wuth der beyden Feldherren erhitzt zu seyn schienen, stritten mit dem äußersten Grimme; allein der junge Prinz, von der Uebermacht der Feinde überwältiget, sahe sich endlich gezwungen, sein Heil in der Flucht zu suchen und sich im innersten der Wälder zu retten, wo er keine andere Nahrung, als Wurzeln, und keine andere Gesellschaft, als wilde Thiere, hatte. Jedoch die Beschwerlichkeiten vermehrten seine Kräfte und das Elend reizte seine Wuth. Voll Ungedult sich zu rächen erschien er plötzlich mitten unter den Arabern. Sie sahen in ihm nicht mehr den Jüngling, dessen Unglücksfälle Mitleiden erregten. In einem Alter von vier und zwanzig Jahren hatte er eine Länge von sechs Fuß und vier Zoll; seine Gestalt war majestätisch und er flößte allen,

die

die ihn sahen, eine Art von Ehrfurcht ein. Er brauchte gar nicht den Beystand der Beredsamkeit, die Krieger um sich her zu versammlen; alle bothen ihm freywillig ihren Arm dar und versprachen, ihr Leben für sein Recht aufzuopfern. Er rückte zum zweytenmal seinem Onkel entgegen, und wurde zum zweytenmal überwunden; doch Blut und Wunden dienten nur, die Wuth dieses Löwen anzufrischen. Er erschien plötzlich wieder auf dem Schlachtfelde, trug einige Vortheile davon, eroberte einen Theil des Königreichs, brachte verschiedene von seinen Unterthanen auf seine Seite und war im Begrif, den Feind mitten in seinen Staaten aufzusuchen; allein das gegenseitige Heer kam ihm, und zwar in keiner andern Absicht, entgegen, als um ihn zu ihrem Beherrscher auszurufen; denn der Thronräuber war von einem vornehmen Neger, den er umbringen wollen, getödtet worden.

Der junge Damel hatte aber noch nicht das Ziel seiner Widerwärtigkeiten erreichet. Denn, da sich der **Bourba = Oualof** oder **König der Oualofs** die schlechten Umstände, worinn die bürgerlichen Kriege das Königreich Kayor versetzt hatten, zu Nutze zu machen suchte, so rückte er an der Spitze eines mächtigen Heeres in dasselbe, und jagte den Damel gegen das Ende des 1758sten Jahres heraus. Dieser aber, blos von seiner Herzhaftigkeit geleitet, zog die wenigen Völker, die ihm treu geblieben waren, zusammen, gieng

in

in die Staaten des Bourba-Oualof, verwüstete solche und zwang das Volk, einen König von seiner Hand anzunehmen. Der Bourba begab sich alsbald in seine alten Reiche zurück, und wurde daselbst mit freudigem Zuruf empfangen, weil er die Würde eines Marbuts oder Priesters mit der königlichen vereinigte und sehr weise regierte. Er trieb so wohl den Damel, als auch denjenigen, den derselbe zum König eingesetzt hatte, aus seinen Ländern; da aber der junge Damel von einem viel zu wirksamen Geiste war, als daß er seine Zeit in einer schimpflichen Unthätigkeit zubringen sollen, so drang er abermal schleunigst in das Königreich Kayor, schlug den Bourba-Oualof, zerstreuete sein Heer und tödtete ihn; worauf er von seinen Unterthanen aufs neue für ihren Oberherrn erkannt wurde. Er soll auch noch jetzt in Ruhe und mit vieler Gerechtigkeitsliebe über sie herrschen.

Man findet in dem Königreiche Kayor viele Ochsen, Kühe und Schöpse, wie auch Esel, deren sich die Reisenden zu Fortschaffung ihrer Mundbedürfnisse bedienen, ob sie gleich langsamer sind, als die Europäischen, imgleichen Hüner, Tauben, Perlhüner, Papagoyen und Adler ꝛc. Es sind auch Schlangen von verschiedenen Arten, als Riesenschlangen, grüne, rothe, und dergleichen, daselbst vorhanden. Die Adler stellen ihnen nach und tödten sie in großer Menge, indem sie solche zwischen den

Klauen

Klauen fassen, sie darauf zerstücken und ihre Jungen damit nähren.

Das Kap Emanuel, wo sich das Königreich Kayor anfängt, hat den Namen von den Portugiesen, dem Könige Emanuel, als Nachfolgern Johannes des zweyten, zu Ehren, erhalten. Es besteht aus einem Berge, der einen flachen Gipfel hat, und, weil er überall voller Bäume ist, die beständig grünen, auf allen Seiten die Gestalt eines Amphitheaters vorstellet. Zwischen diesem Kap und dem grünen Vorgebürge trift man eine Menge kleiner Städte und Dörfer an.

Die Insel Goree liegt gerade vor dem Kap Emanuel und ist dem Könige von Kayor unterworfen. Ihre Lage ist im achtzehnten Grad dreyßig Minuten der Länge, und im vierzehnten, drey und vierzig Minuten, der Breite *). Sie hat den Namen von den Holländern nach einer Insel in Seeland erhalten, welcher sie ähnlich ist. Sie liegt nur eine Meile vom festen Lande, und ihr Umkreiß beträgt nicht mehr als eine viertel Meile **). Eine niedrige Erdzunge und ein kleiner sehr steiler Berg machen diese ganze Insel aus. Ihre Lage ist sehr angenehm; denn auf der Mittagsseite wird die Aussicht blos durch das Meer

*) Schriften der Akademie der Wissenschaften 7ter Theil, Bl. 447.

**) Le Maire. Adansons Reise nach Senegal von 1749.

Meer begränzet und gegen Norden entdeckt man das grüne Kap nebst allen übrigen Vorgebürgen der benachbarten Länder. Ob sie gleich in der heißen Zone liegt, so ist doch die Luft daselbst fast das ganze Jahr über frisch und gemäßigt, welches so wohl von der Gleichheit der Tage und Nächte, als auch von den Land- und Seewinden, die dort beständig wehen, herrühret. Ehemals war ihr Boden trocken und unfruchtbar; es fehlte daselbst an Wasser und an guten Festungswerken; allein der Herr von St. Jean, der im Jahre 1749 allda Direktor war, entdeckte verschiedene Wasserquellen, ließ gute Hülsenfrüchte säen, und pflanzte schöne Fruchtbäume; kurz, er verwandelte die Insel in einen reizenden Aufenthalt. Die Einwohner werden von gewissen Insekten, Vagvagues genannt, erbärmlich gequält. Sie sind eine Art von weißen Ameisen, beynahe so gros, als die unsrigen, allein an statt, wie diese, Pyramiden in die Höhe zu werfen, so bleiben sie in der Erde und entdecken sich blos durch kleine cylindrische Galerien, von der Größe einer Gänsefeder, die sie über alle Körper, so sie anfallen wollen, aufwerfen. Diese Gallerien sind alle aus Erde gemacht, die mit einer bewunderns würdigen Kunst cimentiret worden. Die Vagvaguen bedienen sich derselben als eines bedeckten Weges, um zu arbeiten ohne gesehen zu werden. Sie zernagen und verzehren in kurzer Zeit alle Sachen, woran sie sich hängen.

gen. Wenn sie zum Exempel ein Bette anfallen, so ist es fast unmöglich sie zu verjagen, und es hilft weder Salzwasser, noch Weineßig ꝛc. Wenn man des Abends ihre Galerien zerstöret, so haben sie solche, ehe die Nacht halb vorbey ist, schon wieder bis an den obern Theil des Bettes in die Höhe geführet, und wenn sie alsdenn die Betttücher nnd Matratzen zerfressen haben, so beißen sie diejenigen, so darinnen liegen, und verursachen ihnen die empfindlichsten Schmerzen.

Man sieht hier zu Lande eine ganz besondere Würkung der Natur, indem die Fische und Muscheln des Nachts einen Schein, gleich dem Leuchten des Phosphorus, von sich geben, so, daß man die Gestalt von jedem Fische und von jeder Muschel an dem Glanze, den sie von sich strahlen, erkennen kann; und wenn das Meer wütend ist, so scheinen sich die in die Höhe steigenden Wogen in feurige Berge zu verwandeln.

Die Holländer ließen sich 1617 auf dieser Insel nieder und wurden 1663 von den Engländern verjagt. Im folgenden Jahre nahmen sie solche wiederum ein, und wurden 1677 von den Franzosen abermals daraus vertrieben. In den letzten Kriegen wurde sie von den Engländern erobert und den Franzosen in dem Friedenstractat vom 10ten Febr. 1763 wieder gegeben.

Die Sereres, die in der umliegenden Gegend des grünen Vorgebürges zerstreut sind,

machen eine freye und unabhängige Nation aus, die niemals ein Oberhaupt über sich hat erkennen wollen. Ja, es scheint, daß sie sich auch so gar aller übrigen menschlichen Gesellschaft entziehen wollen, denn ihre Wohnungen sind mitten in den Wäldern und machen verschiedene Republicken aus. Da aber die ganze Nation überhaupt nur Ein Interesse hat, so vereinigen sich alle diese Republicken in Eine, um den Anfällen auswärtiger Feinde gemeinschaftlich zu widerstehen. Diese Völker haben keine andern Gesetze, als das Recht der Natur. Sie gehen nackend, sie haben nicht den geringsten Begrif von dem höchsten Wesen und glauben, daß die Seele mit dem Körper zugleich untergehe *). Zuweilen kommen sie aus ihren Winkeln hervor und lauren an den Landstraßen auf die Vorbeygehenden, um ihnen ihre Waffen abzunehmen. Sie werden von ihren Nachbaren für wilde und barbarische Leute gehalten, und ein Neger sieht es als eine Beschimpfung an, wenn man ihn einen Serere nennet. Inzwischen ist diese Nation doch sehr arbeitsam und weiß das Land sehr gut zu bauen. Sie besitzt Redlichkeit, Sanftmuth, Menschenliebe, und ist grosmüthig gegen Fremde. Als Brüe im Jahre 1697 durch ihr Land reisete, so wurde er, wie er sagt, sehr gütig von ihnen aufgenommen und mit Kuskus, Fischen, Bananes, und andern

*) Adanson. Brüe.

dern Nahrungsmitteln, die ihre Felder hervor bringen, bewirthet. Sie wissen nichts von starken Getränken. Sie begraben ihre Todten in runden Hütten, die eben so gut, als ihre eigenen Wohnungen, bedeckt sind, und, nachdem sie die Leiche in eine Art von Bette gelegt haben, so versperren sie den Eingang zur Hütte mit nasser Erde. Diese Begräbnißörter haben das Ansehen von Städten oder Dörfern, die stärker als die andern bevölkert sind, weil der Todten eine größere Anzahl ist, als der Lebendigen; und um die Gräber der Männer von der Frauen ihren zu unterscheiden, pflegen sie über die erstern Bogen und Pfeile, auf die letztern aber einen Mörser mit einem Stämpfel, zu setzen.

Das grüne Vorgebürge liegt fünf Meilen Nordwärts vom Kap Emanuel, im vierzehnten Grad, fünf und vierzig Minuten, nordlicher Breite *). Es hat den Namen von den vielen Bäumen und Wäldern, die beständig grün sind und einen reizenden Anblick geben. Ueber diesen Gebüschen sieht man zween runde Hügel, die von den Franzosen Brüste genannt werden, weil sie einige Aehnlichkeit mit einem weiblichen Busen haben. Die Breite des Kaps beträgt ohngefähr eine halbe Meile. Es erstreckt sich weit in das Meer hinein, und wird, nach dem Vorgebürge der guten Hofnung, für das

*) Cada Mosto, Fenner, le Maire, Labat.

größte Kap in Afrika gehalten. Ob es gleich nicht weit von der Republick der Sereres entfernt ist, so ist es doch dem Könige von Kayor unterworfen. Man findet auf diesem Kap, einige Meilen vom Meere, ein Gehölze, **Kramptane** genannt, welches voller Palmbäume ist, woraus zwo Arten von Palmwein gemacht werden *).

Da die Mündung des Nigers die Königreiche Kayor und Dualo gerade von einander theilet; so halte ich für billig, dem Leser hier einigen Begrif von diesem berühmten Flusse zu machen, wobey wir von seiner Mündung bis zu seiner Quelle fortschreiten wollen.

Die Lateiner nannten ihn **Niger**, wegen der Farbe der Völker, die seine Ufer bewohnen, und die Neuern haben diese Benennung, die in unserer Sprache so viel als der schwarze Fluß bedeutet, beybehalten. Fast alle Verfasser geben ihm heutiges Tages den Namen **Senegal**, unter welchem er viel bekannter ist; allein im Lande selbst wird er niemals anders, als **Ndar** genennet. Nach den Erdbeschreibern hat er seine Quelle in den Gebürgen des Königreichs **Gorham**, nicht weit von den Gränzen des obern Aethiopiens, er durchströmet darauf das ganze Nigritien, und, nachdem er verschiedene kleinere Flüsse an sich gezogen, so stürzt er sich, im dreyzehnten Grad nordlicher Breite und im neunzehnten der Länge,

*) Adansous Charte vom Senegal.

ge, in das große Weltmeer. Was zwischen den Wasserfällen von Gouina und der Quelle des Nigers befindlich ist, davon sind die nähern Nachrichten unbekannt. Die Einfarth in diesen Fluß ist sehr schwer und wird durch einen Wasserfall gehindert, der bey seiner Mündung daher entsteht, wenn sich verschiedene Wellen, indem sie über einen tiefen Grund laufen, bey zehn bis zwölf Fuß in die Höhe thürmen, alsdann aber wieder herunter stürzen und sich brechen. Man kann ihn hundert ja öfters hundert und funfzig Klaftern weit von der Küste bereits merken und er ist eben so gefährlich für große, als für kleine Schiffe. Man findet aber beständig einige Neger auf der Küste, die mit diesem Wasserfall so vertraut sind, daß sich selten Unglücksfälle eräugnen. Sie bedienen sich kleiner mit einem Verdeck versehener Fahrzeuge, von funfzig bis sechszig und manchmal noch mehrern Tonnen, die gemeiniglich nur mit Ballast geladen sind und alsdenn nicht mehr als vier bis fünf Fuß Wasser haben. Wenn man auf dem Wasserfall ist, so muß man ein tiefes Stillschweigen beobachten, um das Kommando nicht zu unterbrechen, und den Negern ihren Willen lassen, ohne ihnen den geringsten Rath zu geben.

Der Kanal des Nigers hat bey seiner Mündung eine Breite von ohngefähr dreyhundert Klaftern. Seine Richtung ist gegen Norden und Süden, in einer Weite von drey

Meilen, von seiner Mündung bis an die Insel Senegal. Das Erdreich besteht auf beyden Küsten aus einem beweglichen Sande. Das westliche Ufer formiret eine sehr niedrige fünf und zwanzig Meilen lange Erdzunge, die dem Fluß vom Meere absondert, und deren größte Breite nur hundert und funfzig Klaftern beträgt. Sie wird die Spitze der Barbarey genennet, weil das Land der Mohren, die wir mit dem Namen der Barbaren bezeichnen, über dieser Halbinsel den Anfang nimmt. Das Oestliche Ufer ist höher; beyde aber haben einen dürren Boden, und bringen nur magere Gewächse hervor. Auf dieser letztern Seite, zwo Meilen oberhalb des Wasserfalles, findet man einen Kanal, oder Arm eines Flusses, der zwo kleine Inseln formiret, davon die eine den Namen **Bokos** führet *). Die französische Kompagnie hatte daselbst ihr Komtor angelegt, sie verließ es aber, weil das Erdreich niedrig, ungesund und den Ueberschwemmungen unterworfen ist. Die andere Insel heißet **Moghera**; sie liegt aber wüste und ungebauet. Längs dem Ufer dieses Kanals trift man acht Salzgruben an, die nichts anders als große Teiche voll Salzwasser sind, in deren Grunde sich das Salz Klumpenweise bildet, und mit eisernen Haken von einander geschlagen wird. Ein jeder Teich hat seinen besondern Pächter; alle aber stehen unter der Herrschaft des Königs von Kayor. Das Salz

*) Brüe.

Salz ist fressend und viel schlechter, als das Europäische. Der Insel Bokos gegen Osten liegt die Insel Sor. Sie hat fünf bis sechs Meilen im Umfange und gehört zween Negern, deren jeder ein Dorf daselbst besitzt, davon das eine **Johann Barre** und das andere **Yansuck** genannt wird. Oberhalb dieser Insel findet man noch zwo andere, **Ghrogu** und **Doremur**, die ebenfalls ein Eigenthum zweener Neger sind. Ghrogu gegen Morgen liegt die kleine Insel, **Galet** oder der abgeschliffene Stein genannt, weil sie voll harter und ziemlich glatter Steine ist; und mitten im Flusse, der Insel Bokos gegen über, sieht man noch eine kleine Insel, die niedrig und morastig ist, und von den Franzosen die **Insel der Engländer** genannt worden.

Drey Meilen weiter hinauf liegt die Insel **Senegal** oder **St. Ludwig**. Sie ist nichts anders als eine Sandbank, die nur eine Länge von eilf hundert und funfzig, und eine Breite von zwey hundert Klaftern hat. Der Boden ist zwar sandig, jedoch so fruchtbar, daß viele Gewächse zweymal des Jahres Früchte tragen. Ja, wenn das Land ordentlich gebauet werden sollte, so würde man alles, was man haben wollte, daselbst erzeugen können. Es wird diese Insel von mehr als drey tausend Negern bewohnt, die alle bey den Weissen in Diensten stehen. Die Franzosen besaßen ehemals daselbst ein zieulich beträchtliches Fort, wo der Obervorsteher der französichen Kompagnie seinen gewöhnli-

chen Aufenthalt hatte; die Engländer haben sich aber desselben in dem letzten Kriege bemächtiget.

Die Insel Bifesche liegt eine Meile oberhalb der Insel Senegal, und hat etwa eine Länge von acht und zwanzig, und eine Breite von acht Meilen *). Der Fluß Sagheray, der ein Arm des Nigers ist, umgränzt sie gegen Osten; der Niger gegen Westen, und der kleine Fluß Jor, wie auch der Kora scheiden sie in drey Theile. Sie ist fruchtbar und sehr bevölkert. Man findet auf derselben weitläuftige Wiesen, die viel großes und kleines Vieh ernähren. Geflügel und Wildprett ist im Ueberfluß vorhanden und es giebt auch daselbst ausser den andern Gehölzen, große Wälder voll Palmbäume.

Der Insel Bifesche gegen Norden erblickt man die Insel Griel, welche die Franzosen wegen des vielen darauf vorhandenen Holzes die Holzinsel nennen. Das Erdreich wird sehr überschwemmt, und ist beständig morastig. Die Insel Bichon oder die Palmeninsel liegt neun Meilen von St. Louis und besteht aus einer sehr schmalen Erdzunge, die ohngefähr zwo Meilen lang ist. Beyde Inseln werden von Negern bewohnt, die ihre Dörfer auf Erhöhungen angelegt haben, um vor den jährlichen Ueberschwemmungen des Flusses sicher zu seyn. Der Niger, welcher jen-

*) Brüe.

jenseits beständig aus Norden gegen Süden läuft, fängt hier an von Osten gegen Westen hinunter zu fließen, nnd wenn man achtzehn bis zwanzig Meilen weiter hinauf kommt, so findet man den kleinen Fluß der Portugiesen, der aus dem Peipeul-See entspringt und nichts anders als ein Kanal ist, durch welchen die Gewässer des Nigers zur Zeit der Ueberschwemmungen laufen und sich in diesen See ergießen, der ohngefähr sechs Meilen lang und drey Meilen breit seyn möchte. So bald sich das Wasser zurück gezogen hat, trocknet er dergestalt aus, daß er besäet werden kann, und bringt alsdenn eine reichliche Aernte.

Etwas höher hinauf, Nordwärts, zieht der Niger den kleinen Fluß Kaer oder Kayor an sich. Er entspringt aus einem See gleiches Namens, der ebenfalls aus den Gewässern des Nigers entsteht, und dessen größter Theil während des Winters austrocknet und besäet wird. Jenseits kommt der Kanal des Nigers, indem er sich schlängelt, aus der **Morfil-** oder **Elfenbeininsel**, die eine Länge von vier Meilen hat, und vier bis fünf Meilen breit ist. Der Arm des Flusses, welcher sich gegen Norden erstreckt, behält den Namen des Nigers, der andere aber, so gegen Süden läuft, wird der **Elfenbeinfluß** genennet. An der westlichen Spitze dieser Insel liegt **Podor**, welcher Ort ehemals ein französisches Komtor war, dessen sich die Engländer ebenfalls im letzten Kriege bemächtiget

haben. Jenseits steigt der Niger beständig von Mittag gegen Norden hinan und formiret beynahe einen halben Zirkel. Ehe man an die Oestliche Spitze der Insel kommt, so sieht man eine Reihe von Felsen, **Platon de Donghel** genannt, wo das Wasser in der trocknen Zeit so niedrig ist, daß kaum die Boote sicher durchkommen können. Der Elfenbeininsel gegen Osten liegt die Insel **Biblas**, die von der erstern blos durch einen kleinen Arm des Nigers abgesondert wird. Sie hat auch, in Absicht ihres Bodens und ihrer Produkte, einige Aehnlichkeit mit jener; sie ist aber nicht so gros. Biblas gegen Norden fließt ein ziemlich großer Fluß in den Niger, der aus dem Sumpfe Goumel kommt, welcher letztere ebenfalls im Winter austrocknet und besäet wird *). Jenseits durchläuft dieser Fluß, indem er sich schlängelt, einen Raum von funfzig Meilen bis an den Bach **Konhel**, und einige Meilen oberhalb dieses Baches findet man den Fluß **Feleme**, der nahe bey einem englischen Komtor aus der Gambra entspringt, in den See **Nieri** läuft, und, nachdem er die Länder **Bondou** und **Galam** dreyßig Meilen weit durchströmet, sich auf der Mittagsseite in den Niger stürzet. Dieses ist der erste Ort, wo der Niger sich mit der Gambra vereiniget; wenn man diese beyden Flüsse hinauf fähret, und einige Meilen jenseits

*) Adansons Charte vom Senegal.

seits findet man noch einen andern Fluß, wo der Niger und die Gambra zum zweytenmal zusammen stoßen. Dieser Fluß kommt aus der Gambra nahe bey den Wasserfällen von **Gouingou** oder **Barakonda**, zwischen dem See Saper, worauf er durch die Länder **Makanna** und **Bambouk** läuft, sich mit dem Flusse Feleme vereinigt und sich nebst demselben in den Niger stürzet. Einige Meilen oberhalb gegen Norden sieht man die Mündung des rothen Flusses, dessen Quelle unbekannt ist. Auf der Mittagsseite laufen verschiedene kleine Flüsse, auf deren einem die Franzosen ehemals ein Komtor hatten, das aber jetzt den Engländern gehört. Einige Meilen oberhalb, gegen die Gränzen des Königreichs Bambouk, trift man die Wasserfälle von **Felou** an. Sie bestehen in einem Felsen, welcher den ganzen Fluß versperret, dessen Gewässer, nachdem sie einige Meilen lang in einem sehr engen Kanal zwischen Bergen gelaufen haben, von einer Höhe, die an dreyßig Klaftern beträgt, herunter fallen. Vierzig Meilen oberhalb dieser Katarakten liegen die Wasserfälle von **Gouina**. Das übrige vom Niger ist unbekannt, und ich halte es für rathsamer, hier stehen zu bleiben, als eine Beschreibung mitzutheilen, deren Zuverläßigkeit man mit nichts, als mit der Dreistigkeit einiger Erdbeschreiber, und mit Landcharten, die ohne einen sichern Führer und ohne

ne richtige Nachrichten heraus gegeben worden, unterstützen könnte.

Bey der Ebbe und Fluth läuft der Niger gemeiniglich funfzehn Meilen über seiner Mündung hinaus, ja zuweilen steigt er über dreyßig Meilen, welches aber selten geschieht. Uebrigens hat dieser Fluß eben die Wirkung in Afrika, die der Nil in Aegypten verursachet, indem er alle Jahre aus seinen Ufern tritt, und wenn er abläuft, einen Schlamm zurück läßt, der die Felder dünger und sehr fruchtbar machet.

Der Plan dieses Werkes erfordert nunmehro, daß ich die Beschreibung der verschiedenen Staaten, die man an den Ufern des Nigers antrift, fortsetzen muß. Dem Königreiche Kayor gegen Norden liegt das Königreich Oualo oder Joval, das längs der Küste einen Umfang von ohngefähr zwanzig, und von Osten gegen Westen von fünf und zwanzig Meilen hat. Seine Gränzen gegen Morgen sind das Königreich der Peuls oder Foulis, gegen Norden die Mohren, gegen Westen das Meer; und gegen Mittag die Staaten des Damels. Die Inseln Bifesche und Griel machen einen Theil von Oualo aus, und die vornehmsten Städte dieses Königreiches sind: Nguiangue, Maka, Kionk, Boukfar, Denoulo und Jngrin.

Nguiangue liegt am Ufer des See Peipeul, und ist die Hauptstadt des Königreichs. Maka macht die Spitze der Insel Bifesche

aus,

aus, und wird von einem vornehmen Neger regieret, dem der Titel Klein-Brak beygelegt wird. Derjenige, der diese Stelle im Jahre 1701 verwaltete, besaß ungeachtet seines hohen Alters einen edlen und majestätischen Anstand. Sein Gesicht war zwar mager und voller Runzeln, Bart und Haare waren grau; allein er hatte viel Lebhaftigkeit in den Augen, und eine angenehme Stimme. Ingrin liegt am linken Ufer des kleinen Flusses Kaer. Im Jahre 1714. hieß der dasige Statthalter **Riqvet**, der ein naher Verwandter des großen Braks war, und, ob er gleich fünf und siebenzig Jahre alt war, dennoch ein frisches soldatisches Ansehen hatte, Brüe sahe eine seiner Gemahlinnen, und sagt, daß sie wohl gewachsen gewesen wäre, eine angenehme Gesichtsbildung und Zähne von einer ausnehmenden Weisse gehabt hätte. Als er sie fragte, was sie für ein Mittel brauche, die Zähne so schön zu erhalten, antwortete sie, daß sie solche mit **Ghelele**, einer Art von Weidenholz, riebe, und gab ihm zugleich einige Stücke davon. Das Königreich Dualo war vor Zeiten ebenfalls eine Provinz des Reiches der Dualofs, allein der Statthalter empörte sich, gleich den andern Gouverneurs, und ließ sich unter dem Titel eines Braks zum Könige ausrufen.

Zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts fiengen die Völker zu Kayor, Dualo und Peul einen Aufstand an und riefen die Mohren

ren zu Hülfe. Es wurden verschiedene blutige Schlachten geliefert, in welchen Riquet seine Tapferkeit an den Tag legte; der Brak und der Damel wurden aber doch getödtet, wie wir bereits oben gesagt haben, und der König der Dualofs flohe in das Land Galam. Als die Völker sahen, daß sich die Araber ihrer Siege nur dazu bedienten, das Land zu plündern, so öfneten sie endlich die Augen, und riefen theils ihre Könige zurück, theils aber erwählten sie neue; da denn die Einwohner Dualo den Sohn des getödteten Prinzen auf den Thron setzten. Diese Fürsten richteten aus den Trümmern der drey Nationen ein Heer auf, und vertrieben alsdenn die Araber.

Im Jahre 1715 verwaltete einer, Namens **Fara Pinda**, die Würde eines Brak, dessen Vater **Fara Komba** in dem Kriege wider die Araber das Leben verloren hatte. Er war ein Mann von ohngefähr 46 Jahren, und hatte eine ansehnliche Länge, einen edlen Anstand und eine wohlklingende Stimme. Er war von Natur leutselig und vernünftig, allein er liebte die gebrannten Wasser in so hohen Grade, daß es fast nicht möglich war, ihn bey kalten Blute anzntreffen.

Der Pallast des Brak besteht aus vielen kleinen Hütten, die in einem großen Hofe, der mit Rohr verzäunet und mit vielen Schattenreichen Bäumen besetzt ist, eingeschlossen sind. Der Eingang zu diesem Hofe wird

von

von fünf bis sechs Negern, die mit Säbeln und Zagayen gewafnet sind, bewachet. Die Wohnung der Gemahlinnen, Töchter und Schwestern des Brak ist in eben diesem Bezirke eingeschlossen. Eine jede Dame hat eine gewisse Anzahl Sklaven zur Aufwartung, und ihre gewöhnliche Kleiduug besteht in zwey Pagnen oder Stücken Zeuges von schwarzer Farbe mit weißen Streifen, davon das eine zum Unterrocke dienet, das andere aber den Leib nach Art einer Schärpe bedecket und hinten in Gestalt einer langen Schleppe herunter fällt. Die obere Pagne ist ein Unterscheidungszeichen ihres hohen Standes, und ihr übriger Putz besteht in Halsbändern von Korallen mit Goldkörnern vermengt und in einer Menge Gewürznägelein, die in Bündeln zusammen gebunden auf den Busen herunter fallen. An jedem Arme tragen sie zwey Armbänder, eines von Gold und das andere von Silber, nebst Ketten von eben dem Metalle; an den Ohren aber haben sie goldene Ringe. Ihre Beine sind mit Muscheln und kleinen Schellen, die über den Fußknöcheln befestigt werden, ausgezieret. An den Füßen tragen sie Sohlen von rothen Leder, die den römischen Sandalen ähnlich sind; sie bedienen sich derselben aber nur bey solchen Gelegenheiten, da sie in völliger Galla zu erscheinen genöthiget sind, und außerdem gehen sie gemeiniglich mit bloßen Füßen. Ihre Haare fallen hinterwärts in zwo Locken herunter,

an

an deren Spitzen sie kleine Stückchen Gold oder Korallen hängen; auf dem Kopf werden sie in einem Büschel in die Höhe gebunden und an einer kleinen baumwollenen Mütze befestiget; an der Stirne hingegen pflegen sie solche, wie die Bäuerinnen in Frankreich, von einander zu theilen, übrigens aber die Augenbraunen schwarz, und die Nägel roth zu färben.

Der Brak war ehemals ein sehr mächtiger Fürst; allein zu jetzigen Zeiten ist er so arm, daß er oft nicht einmal so viel Hirse hat, als er zu seiner Nahrung bedarf. Seine Hunde siud sein einziger Trost; denn er hält achtzehn Windspiele, denen er vielmals das Korn zu fressen giebt, wovon er selbst leben sollte, und sich dagegen mit einer Pfeife Tobak und einigen Gläsern Branntwein, gleich den alten Matronen, behilft, die, wenn die Freuden der Jugend von ihnen gewichen sind, ihre Neigung auf alte Hunde werfen, die noch eckelhafter sind, als sie selbst.

Zuweilen sieht sich der Brak nothgedrungen, seiner Unthätigkeit zu entsagen, und alsdann versammlet er seine Hofleute und durchwandert mit ihnen alle Städte, die seiner Herrschaft unterworfen sind, wo er allen Vorrath, den er antrift, verzehret, das Vieh raubet und die Menschen verkauft, um Branntwein zu bekommen.

Das Reich der Oualofs oder Jalofs ist von Osten gegen Westen ohngefähr fünf

und

und dreyßig, und von Süden gegen Norden vierzig Meilen breit. Gegen Mittag wird es von den Königreichen Yani und Sal, gegen Osten von **Kombo** und **Galam**, gegen Norden von dem Lande der Peuls oder Foulis, und gegen Westen von Kayor und Oualo oder Hoval, umgränzet. Der König dieses Landes führt den Titel **Bourba Oualof**, welcher so viel als **großer König** bedeutet. In vorigen Zeiten war er einer der mächtigsten Monarchen in Afrika, denn er besaß zwischen dem Niger und der Gambra ein Gebiete von ohngefähr hundert Meilen ins Gevierte; weil er aber, wie bereits oben erwähnet worden, unter dem Gewichte seiner Macht erlag, so theilte er seine Staaten in gewisse Provinzen, und setzte über Sin, Baol, Kayor, Oualo und viele andere Länder, verschiedene Neger zu Statthaltern, die sich hernach in ihren Gouvernements zu Königen ausrufen ließen, und eben so viele Königreiche aufrichteten.

Das Königreich der **Peuls** oder **Foulis** erstreckt sich sechs und neunzig Meilen weit an den beyden Ufern des Nigers, das ist, von Osten gegen Westen; hingegen ist es von Norden gegen Süden viel schmahler, und nimmt daselbst nicht mehr als zwanzig Meilen ein. Galam begränzt es gegen Osten, das Land der Mohren gegen Norden, Oualo gegen Westen, und das Reich des Bourba Oualof gegen Mittag. Die Elfenbein- oder

Morfilinsel, nebst der Insel Bilbas, machen den größten Theil desselben aus. Es ist dieses Königreich sehr bevölkert, und man trift eine erstaunliche Menge von Städten darinnen an, worunter Agnam die Hauptstadt und Residenz des Königs ist.

Dieser Prinz, der den Titel Siratik führet, ist einer der mächtigsten Monarchen in dieser Gegend. Er zählet den Brak und alle Großen von Dualo unter seine Vasallen, die ihm alle vier Jahre einen Tribut erlegen müssen, der in drey und vierzig Sklaven und in einer Anzahl Ochsen besteht. Er hat ein ansehnliches Heer und seine Reuterey ist gut beritten, weil ihm die Mohren so viel Pferde liefern, als er haben will. Die Großen, denen er die Statthalterschaften in seinen Provinzen anvertrauet, müssen ihm ein jeder die Anzahl Kriegesvölker, die er verlangt, zuschicken, und zu Ersetzung der Kosten haben sie das Recht, alle Neger, die sie in dem ganzen Umfange ihres Gouvernements oder ihrer Herrschaft antreffen, zu Sklaven zu machen; eine Freyheit, deren der Siratik selbst nicht einmal, als nur in Absicht solcher Personen, die eines Verbrechens überführet worden, genießet. Die Waffen seiner Soldaten sind der Bogen und der Säbel.

Der Pallast dieses Monarchen besteht aus einer Anzahl Hütten, die mit einem Zaun von geflochtenem Rohr umgeben sind, und außerdem noch durch eine lebendige Hecke von

schwarzen Dornen beschützet werden, die so eng zusammen stehen, daß die wilden Thiere unmöglich durchkommen können.

Im Jahre 1697 war der Siratik ein Mann von ohngefähr sechs und funfzig Jahren, und nannte sich Siree. Er hatte eine mittelmäßige Länge, einen weissen Bart und dergleichen Haupthaare. Nach der Farbe der Haut glich er vielmehr einem Mulatten, als einem Neger. Seine Augen waren klein, aber lebhaft. Er hatte eine wohlgebildete Adlernase, einen kleinen Mund, sehr weisse Zähne, und überhaupt eine ziemlich schöne Gesichtsbildung. Er trug ein Hemde und eine Mütze von schwarzer Baumwolle und Halbstiefeln von Spanischen Leder. Ueber seinem Bauche hieng ein Sack von rothen Sammte, worinn er den Koran hatte *).

Nach den Gesetzen, die in den meisten Negrischen Staaten angenommen worden, kommt die Krone der Peuls nicht vom Vater auf den Sohn, sondern sie wird dem Bruder, oder in Ermangelung dessen, dem Neffen des Königs, und zwar dem Schwestersohne zu Theil, weil die weibliche Linie für die sicherste gehalten wird.

Dem ungeachtet nahm sich der obbenannte Siratik vor, seinen Sohn mit Hindansetzung der Gesetze, auf den Thron steigen zu lassen. In dieser Absicht ertheilte er ihm die Würde

*) Brüe.

eines Kamalingo, die dem vermuthlichen Kronerben zukommt, und beraubte seinen Neffen, den Prinzen Sambaboa, derselben. Dieser, der mit einer schönen Gestalt einen sanften und freygebigen Charakter, edle Gesinnungen und eine Herzhaftigkeit, die er schon öfters im Kriege an den Tag gelegt hatte, verband, wurde von dem Adel und dem Volke geliebt und bereits als ihr Beherrscher angesehen. Sie riethen ihm, daß er die Waffen ergreifen und sein Recht vertheidigen möchte; allein er war so grosmüthig, diesen Antrag abzulehnen, weil er, wie er sagte, sein Vaterland den traurigen Folgen eines innerlichen Krieges nicht aussetzen wollte. Selbst seine Tugenden brachten den Siratik wider ihn auf, und er suchte ihn mehrmals zu vergiften. Dennoch verließ den Sambaboa sein sanftmüthiger Charakter nicht; er flohe vielmehr den Barbaren und begab sich nach der Gränze des Königreichs, wo sich bald die Großen nebst verschiedenen von der Nation, deren Neigung gegen seine Person zugleich mit seinen Unglücksfällen zugenommen hatte, bey ihm einfanden. Der Siratik wurde über diese Art von Aufstand dergestalt erbittert, daß er ein zahlreiches Heer versammlete und im Begrif war, ihn aufzusuchen, um ihn und seine Anhänger zu strafen. Allein die Zärtlichkeit des Sambaboa gegen seinen ungerechten Onkel, den er stets seinen Vater genannt hatte, hieß in diesem Augenblicke seinen Muth

schweigen. Er besorgte, daß dem Siratik ein Unglück in der Schlacht begegnen möchte, und zog sich mit seinem Gefolge uoch weiter zurück. Sein Nebenbuhler, der Sohn des Siratik, der dem Sambaboa, es möchte kosten was es wollte, den Untergang geschworen hatte, brachte ein Heer von Mohren zusammen und rückte wider ihn aus, in der Absicht, ihn zu verfolgen und überall, wo er ihn finden würde, anzugreifen. Allein Sambaboa, der gegen den Sohn nach ganz andern Bewegungsgründen, als gegen den Vater, verfahren konnte, gieng ihm entgegen, grif ihn an und schlug ihn aufs Haupt. Sein Sieg versicherte ihm den Besitz der Krone; allein er erhob sich zum zweytenmal über allen Stolz und faßte den Schluß, sich noch weiter von seinem Vaterlande zu entfernen, um seinen Onkle, der bereits alt und grau zu werden anfieng, sein Leben in Friede beschließen zu lassen.

Mit dem Körper wurde auch der Geist des Siratiks schwächer, und er bekam plötzlich einen so heftigen Anfall von übertriebener Frömmigkeit, der ihn bewog, die Regierung an seinen Sohn abzutreten. Er begab sich darauf unter die Marbuts, um sich, wie er sagte, in dem mahomedanischen Glauben vollkommener zu machen. Er ließ den Koran, nebst der Auslegung, in einen großen Folianten binden, den er beständig am Halse trug, und, ob ihm die Hofleute gleich öfters vorstelleten, daß die schwere Last dieses ungeheuren Buches

über seine Kräfte wäre, so wollte er sich solche doch niemals erleichtern lassen. Er überhäufte die Pfaffen mit Wohlthaten, die, unter dem Deckmantel der Gottesfurcht, einen freyen Zutritt zu ihm hatten. Man durfte nur eine Reise nach Mekka gethan haben, um in seinen Augen ein Heiliger zu seyn, und im Jahre 1701 ließ er einen Marbut aus dem Königreiche Kayor hohlen, von dem man ihm außerordentliche Dinge gesagt hatte.

Als der Prinz Sambaboa von dem Zustande seines Onkels Nachricht erhielte, so besorgte er, daß sich die Mohren seine Schwachheit zu Nutze machen und des Königreichs bemächtigen möchten. Er verließ also seinen bisherigen Aufenthalt und rückte nach und nach dem Erbtheil immer näher, von welchem man ihn hatte ausschließen wollen. Er nahm einen Strich Landes von ohngefähr dreyßig Meilen längs dem Niger in Besitz, und als der Siratik im Jahr 1702 gestorben war, so wurde er durch einmüthige Stimmen zum Throne berufen.

Er fieng seine Regierung damit an, daß er die Mohren, die sich in einigen Gegenden des Reichs niedergelassen hatten, verjagte und verschiedene Misbräuche abschafte, die sich in den letzten Jahren der Regierung seines Onkels eingeschlichen hatten. Ueberhaupt war seine Absicht, sein Volk glücklich zu machen, weil er glaubte, daß er durch die Wohlfart der Unterthanen seine eigene befördern würde.

Als

Als er sich noch in seinen unglücklichen Umständen befand, war ihm von Seiten der Franzosen eine zwiefache Ursache zum Mißvergnügen gegeben worden. Er hatte nehmlich seinen Schatz, welcher in tausend Thalern bestand, einem Faktor anvertrauet, der ihn hernach niemals wieder heraus geben wollen. Nächstdem hatte ihm Chamboneau, der Vorsteher der französischen Handlung, kurz nachher eine seiner Gemahlinnen, Deragha genannt, eine Schwester des großen Brak, entführet und sie zu ihrem Bruder bringen lassen, weil sie sich über die Kaltsinnigkeit ihres Gemahls beschwerte, der seine Zärtlichkeit einem andern Frauenzimmer geschenkt hatte. Brüe, der wohl einsahe, was sein Unwillen für Folgen haben könnte, wenn er den Thron bestiegen haben würde, säumte also nicht ein Entschuldigungsschreiben an ihn ergehen zu lassen, und solches mit Geschenken zu begleiten. Er meldete ihm, daß die Kompagnie keinen Theil an der Betrügerey des Faktors gehabt hätte, und daß derselbe durch die Flucht der Strafe entgangen wäre; man würde ihn aber, wenn er noch anzutreffen seyn sollte, in seine Hände überliefern. Außerdem gestand er ihm, daß der Herr Chamboneau ein wenig zu leichtgläubig gewesen wäre; allein der Brak selbst hätte versichert, daß der Prinz Sambaboa heimlich in die Entfernung seiner Schwester gewilligt hätte, und übrigens erboth sich Brüe, sie ihrem Gemahl zu-

rück zu liefern, wenn er sie wieder annehmen wollte. Der Prinz nahm diese Entschuldigungen sehr gütig auf und antwortete, er hielte es für sein Glück, daß er ein Frauenzimmer los geworden, die ihm so wenig ergeben gewesen, und der Kompagnie müsse er ebenfalls Glück wünschen, daß sie von einem Schelm befreyet worden, der sie entehret hätte; wobey er noch hinzu fügte, daß er das Vergangene vergäße und bereit wäre, der Kompagnie allen möglichen Beystand zu leisten, wenn er den Thron bestiegen haben würde.

Allein Sambaboa hatte nicht Zeit, alle die weisen Entwürfe, die er gemacht hatte, auszuführen; denn er regierte nicht einmal volle fünf Jahre, und starb im April 1707, eben so sehr von seinen Unterthanen als von seinen Nachbaren bedauret. Sein Nachfolger war **Samba-Dondee**, der von seinem eigenen Bruder, **Bubaka-Siree**, in einem Treffen geschlagen und umgebracht wurde. Dieser genoß aber nicht lange die Früchte seines Verbrechens; denn **Gelonghaya**, den er zu seinem Komalingo erwählt hatte, empörte sich wider ihn, uud zwang ihn, vor einem ganzen Heere von Rebellen zu fliehen, worauf er sich seiner Staaten bemächtigte und solche noch im Jahre 1720 ruhig beherrschte.

Die Gemahlinnen des Siratik, und überhaupt alle Damen, die den Negrischen Prinzen in dieser Gegend zugehören, behaupten

ihren hohen Rang mit vieler Majestät; sie halten den Kopf so steif, daß sie ihn auch sogar niemals umdrehen, um auf das, was neben ihnen vorgeht, Acht zu geben. Wenn sie aber mit den Europäern umgehen, so verwandelt sich dieser Stolz in Vertraulichkeit. Als Brüe im Jahre 1697 bey den Gemahlinnen und Töchtern des Siratik zur Audienz geführet wurde, so begegneten sie ihm mit aller möglichen Höflichkeit und ließen viele Fragen wegen der Gebräuche in Frankreich an ihn ergehen. Eine der Königinnen, die wahrgenommen hatte, daß er, während der Audienz beym Siratik, eine junge Prinzeßinn von siebenzehn Jahren, die ihre Tochter war, mit großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, glaubte, daß er in sie verliebt geworden wäre und that ihm also den Antrag, sie zu heirathen. Weil aber Brüe antwortete, daß er bereits verheirathet wäre, und, nach seiner Religion nicht zwo Gemahlinnen haben dürfte, so wunderten sich die Negrischen Damen darüber und schienen den Europäerinnen ihr Glück zu beneiden. Sie fragten ihn, wie er so lange ohne seine Frau leben könnte, und was diese von seiner Treue dächte, wenn er eine so geraume Zeit abwesend wäre? — Einige Tage darauf besuchte er den Kamalinzo, der ihn ebenfalls seinem Frauenzimmer vorstellete. Brüe beobachtete, daß sich diese Damen das Gesicht vor ihm bedeckten, so lange ihr Gemahl gegenwärtig war, und daß

sie sich in seiner Abwesenheit ohne Schleyer sehen ließen.

Die in diesem Gebiete wohnenden Peuls haben keine so schöne schwarze Haut, als die andern Neger, und sind fast alle Mulatten. Man hält dafür, daß diese Farbe von ihren häufigen Verbindungen mit den Mohren, die ihrem Lande gegen Norden wohnen, herrühren soll. Sie sind von einer mittelmäßigen Länge, aber ziemlich wohl gewachsen, und ob sie gleich zärtlich aussehen, so haben sie doch starke und gesunde Leibeskräfte. Sie sind arbeitsam und bauen ihre Felder mit großer Sorgfalt. Diejenigen unter ihnen, so die Jagd lieben, wissen sehr geschickt mit dem Bogen umzugehen. Sie sind, wie alle Neger, große Freunde der Musik und des Tanzes. In ihrer Kleidung sind sie sorgfältiger, als die Schwarzen gemeiniglich zu seyn pflegen, und das Gelbe ist ihre Leibfarbe. Die Weibspersonen sind klein, aber zärtlich, schön und wohl gemacht. Die Musik, das Tanzen, der Putz, sind ihre stärksten Leidenschaften, und in der Wahl der Zeuge sind sie so ekel, daß sie ihnen selten schön genug zu seyn dünken. Sie schmücken ihre Haare mit gelben Agat und gläsernen Korallen von gleicher Farbe. Sie haben gemeiniglich einen lebhaften Verstand und anständige Sitten.

Der Siratik hält das Gericht in einem dazu bestimmten Saale seines Pallastes. Er hat gemeiniglich zwölf Greise bey sich, welche

die

die Partenyen besonders verhören, und dem Monarchen davon Bericht abstatten, worauf der Prinz, nach dem Gutachten der Räthe, das Urtheil spricht, welches alsdenn auf der Stelle vollzogen wird. Bey diesen Verhören ist weder ein Sachwalter noch Anwald zugegen, weil ein jeder seine Sache selbst vorträgt. In bürgerlichen Sachen nimmt der König den dritten Theil der Strafgelder. Mord und Verrätherey sind die einzigen Verbrechen, die mit dem Tode bestraft werden, und was den Diebstahl, imgleichen das Nothzüchtigen ꝛc. betrift, so verkauft der König den Schuldigen an die Kompagnie und bemächtigt sich seiner Güter. Ein Schuldner, der nicht bezahlen kann, wird ebenfalls mit seiner ganzen Familie verkauft, und der Gläubiger davon befriediget; der König aber zieht den dritten Theil der Kaufgelder. Die Begräbnisse geschehen hier zu Lande fast auf eben die Art, wie sie in den übrigen Gegenden des obern Guinea gebräuchlich sind.

Das Königreich **Galam** oder **Sarakolez** liegt zwey hundert und zwey und vierzig Meilen von der Mündung des Nigers. Von Osten gegen Westen hat es einen Umfang von ohngefähr fünf und vierzig Meilen; wie weit es sich aber von Mittag gegen Norden erstreckt ist unbekannt. Seine Gränzen gegen Osten sind das Königreich **Kasson**, gegen Norden und Nordost die Wüste **Sarra**, gegen Westen das Königreich der Peuls, gegen

Mit-

Mittag Kombo und die Republiken Bondou und Bambouk. Dieses Reich ist ziemlich bevölkert und voller Städte, darunter Lanel die Hauptstadt ist, und am rechten Ufer des Nigers lieget. Die Franzosen hatten ehemals an eben dem Ufer, vier Meilen oberhalb ein Komtor. Der König von Galam führet den Titel Tonka. Um das Jahr 1698 wurde Mouka abgesetzt und Boukari ausgerufen. Mouka flüchtete mit seinen Anhängern in ein Dorf am Ufer des Nigers. Brüe, der das Königreich Galam kennen lernen wollte, langte kurz nach der Absetzung dieses Monarchen an, und besuchte ihn. Der verstoßene König nahm ihn sehr höflich auf und zwang sich, ihm nichts von seinem Unfall zu sagen; allein den andern Tag schickte er seinen Sohn zu ihm, und ließ die Abgaben von ihm fordern, die ihm als Oberherrn gebühreten, wobey der junge Neger hinzu fügte, daß man die Rebellen, die sich seiner Herrschaft entzogen hätten, bald wieder zu Paaren treiben würde, und daß er den Franzosen riethe, seinen Vater ja nicht zu erzürnen, widrigefalls er ihre Handlung stören, und ihm den Rückweg auf dem Flusse abschneiden würde. Brüe, den diese Drohung verdroß, antwortete ihm, daß er nichts bezahlen sondern nach seinem Gefallen Handlung treiben würde, und wenn sein Vater ihm die geringste Beleidigung zufügen sollte, so würde er ihm seine Stadt anzünden, ihn selbst, aber nach Amerika in die

Skla-

Sklaverey schicken. Diese Entschlossenheit bewog den jungen Prinzen, gelindere Saiten aufzuziehen und ihm zu versichern, daß sein Vater die Franzosen jederzeit geliebt und gar nicht die Absicht hätte, mit ihnen in Streit zu gerathen, mit welchen Worten er wieder zurück reisete und seinem Vater die Antwort des Brüe überbrachte. Weil aber dieser Prinz blos in der Hofnung, das, was er verlangte, zu erhalten, einige Mäßigung bewiesen hatte, so entschloß er sich nunmehro Gewalt zu brauchen, und warb zu dem Ende in der Geschwindigkeit ein Heer, mit welchem er gegen Dramanet rückte, um die Franzosen, so daselbst ihren Handelsplatz hatten, anzugreifen; allein die Einwohner dieser Stadt vereinigten sich mit verschiedenen dazu gehörigen Dorfschaften, und ergriffen die Waffen, um den Franzosen Beystand zu leisten; worauf sich Mouka, so bald er solches erfuhr, noch geschwinder zurück zog, als er gekommen war.

Die Einwohner dieses Kantons machen eine Art von Republick aus, die von dem Könige zu Galam unabhängig ist, und deren Hauptstadt Conyur heisset. Die Häuser darinnen sind steinern und mit Ziegeln gedeckt. Das Volk hat den Mahometanischen Glauben angenommen und ist seinen Nachbaren fürchterlich, weil es viele Marbuts unter sich hat, die es mit einer unzählichen Menge Grigris und abergläubischen Verwahrungsmitteln versorgen.

Wie Brüe sagt, so wäre der Tonka Boukari in so armseligen Umständen gewesen, daß er kaum zu leben gehabt hätte. Sein Pallast wäre von den andern Häusern im Lande gar nicht nnterschieden gewesen, ausgenommen, daß er ein Fundament von großen Quadersteinen von rothen, jedoch unpolirten, Marmor gehabt hätte, und daß er auch mit Marmor gepflastert gewesen. Da er ein Mahometaner wäre, so hätte er keinen Wein getrunken und kein Schweinefleisch gegessen; beym Anblick des Branteweins aber wären alle Gewissenszweifel verschwunden, und er hätte ihn allemal zu sich genommen, so oft man ihm welchen vorgesetzt hätte.

Das Volk besteht aus zwo Nationen, den **Sarakolen** und den **Mandingos**. Die Sarakolen sind unruhige, aufrührische und träge Leute; die Mandingos aber leutselig, höflich, arbeitsam und dem Handel sehr ergeben.

Wenn ein Vater seinen Sohn zu verheirathen beschlossen hat, so sucht er ihm ein Mägdchen aus, das sich für ihn schickt, bietet darauf dem Vater der Dirne eine gewisse Summe, und wenn derselbe damit zufriedeu ist, so begeben sich die beyden Väter zu einem Marbut, entdecken ihm ihren Vertrag, und die Heirath wird alsdenn für geschlossen angesehen. Die junge Frau muß drey Jahre lang, selbst in Gegenwart ihres Mannes, einen

Schleyer tragen *). Nach dem Mahometanischen Gesetze ist die Vielweiberey erlaubt, und damit die Männer ihre Frauen nicht gegen einander eifersüchtig machen, so theilen sie die Zeit zu gleichen Theilen unter sie ein, und treiben die Ordnung in diesem Stücke so weit, daß sie auch so gar alsdenn, wenn eine Frau in den Wochen liegt, alle die Nächte, die ihr zugehören, in dem Zimmer derselben allein zubringen. Ein Mann kann seine Frau verstoßen, er muß ihr aber das Geld lassen, was er ihr bey der Verheirathung gegeben hat, und sie kann nichts destoweniger bald wieder einen Mann bekommen. Wenn aber die Frau den Mann verläßt, so muß sie ihm die empfangene Summe heraus geben, und sie geräth hernach in solche Verachtung, daß sie zu keiner zweyten Ehe schreiten kann.

Im Jahre 1730 kauften die Engländer einen Sklaven, der aus dem hiesigen Lande gebürtig war, und dessen Geschichte interessant genug ist, um hier eine Stelle zu verdienen. Er nannte sich Job Ben Salomon, und war seiner Herkunft nach ein Dualof. Sein Grosvater hatte sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts in dem Königreiche Galam niedergelassen und die Stadt Bunda daselbst angelegt, die ihm der König zu seinem Eigenthum überließ und ihm den Titel eines Oberpriesters beylegte. Sein Sohn folgte ihm in

*) Moore.

in dieser Würde, und Job wurde im funfzehnten Jahre zum Inkan oder Unterpriester erwählet. Dieser junge Mensch war so gut unterwiesen, als ein Neger nur immer seyn kann, und sein Vater liebte ihn mit der äußersten Zärtlichkeit; allein er hatte das Unglück, auf einige Zeit von ihm getrennet zu werden. Job suchte nehmlich seine Kenntnisse zu erweitern und bath seinen Vater, daß er ihm zu reisen erlauben möchte. Eines Tages, als die Hitze außerordentlich gros war, verweilte er sich in einem Walde, und hieng seine Waffen an einen Baum. Ein Trupp Räuber, der ihn hier antraf, überfiel ihn, belegte ihn mit Fesseln, uud verkaufte ihn an einen Englischen Kaufmann, der ihn nach Amerika brachte, wo ihm die Aufsicht über eine Heerde Vieh anvertrauet wurde. Allein sein sanftes Wesen und seine edlen Sitten verriethen seine Geburt, und da er überdem einsmals mit einem alten Neger von seiner Nation gesprochen hatte, so entdeckte dieser seinem Herrn, wer er wäre, welcher darauf, von Mitleiden gerührt, alles was in seinen Kräften stand anwendete, ihm die Sklaverey erträglich zu machen, und ihn so gar antrieb, daß er an seinen Vater schreiben mußte. Dieser Brief, welcher in arabischer Sprache abgefaßt war, kam nach London, und gerieth in die Hände des berühmten Aglethorps, der ihn auf der Universität zu Oxford überfetzen ließ. Er war so empfindlich über das Unglück des Job, daß

er

er ihn loskaufte, und nach London bringen ließ, wo er im April 1733 anlangte und von allen angesehenen Leuten aufs freundlichste bewillkommet wurde *). Job hatte eine Länge von fünf Fuß zehn Zoll. Er war ein wohlgewachsener gesunder Mensch, allein das Fasten, das er bis zur Gewissenhaftigkeit beobachtete, verursachte, daß er mager und schwach zu seyn schien; seine Gesichtsbildung war aber nichts desto weniger angenehm. Er hatte schwarze, lange und lockigte Haare. Seine Begriffe waren deutlich und er urtheilte gründlich. Er konnte so leicht etwas fassen, daß er in kurzer Zeit Englisch lernte, und sein Gedächtniß war so vortreflich, daß er von dem Koran, den er im fuufzehnten Jahre gelernt hatte, drey Kopeyen in England machte, ohne eine andere Urkunde vor sich zu haben, als die er in seinem Kopf hatte. Seine Gemüthsart bestand aus einem glücklichen Gemische von Ernst und Munterkeit, und seine Sanftmuth hatte den gehörigen Zusatz von Lebhaftigkeit.

Sein Abscheu vor Gemählden gieng so weit, daß man viel Mühe hatte, ihn dahin zu bringen; daß er sich abschildern ließ.

Seine Religion war die Mahometanische, allein er verwarf die Begriffe von einem sinnlichen Paradiese. Sein Glaube hatte die Einigkeit Gottes zum Grunde und er wollte nichts von der Dreyeinigkeit hören. Man

gab

*) Brüe.

gab ihm ein neues Testament in seiner Sprache, und nachdem er es gelesen hatte, so sagte er, daß er den Inhalt desselben reiflich untersucht, jedoch nichts angetroffen hätte, woraus man beweisen könnte, daß drey Götter wären. Er wurde dem Könige und der Königinn vorgestellet, die ihm sehr gnädig begegneten. Der Herzog von Montagu erzeigte sich jederzeit sehr freundschaftlich gegen ihn und machte ihm ansehnliche Geschenke. Nachdem er sich endlich vierzehn Monate in London aufgehalten hatte, so gieng er im Julius 1734 zu Schiffe, um nach Afrika zurück zu reisen, wo er im September anlangte. Er dankte dem Mahomet unabläßig, daß er ihm das Glück verliehen hätte, die Engländer kennen zu lernen, deren Sanftmuth und Höflichkeit er den Afrikanern anprieß und ihnen das Vorurtheil benahm, nach welchem sie bisher geglaubt hatten, daß die Sklaven in Europa getödtet und gefressen würden.

Um die Beschreibung dieser Gegend fortzusetzen, wollen wir mit dem Königreiche Kombo anfangen, welches dem Königreiche Galam gegen Westen, dem Lande der Peuls gegen Mittag, den Dualofs gegen Osten und dem Obern Yani gegen Norden liegt *). Es hat von Morgen gegen Abend ohngefähr dreyßig, und von Mittag gegen Norden acht und zwanzig Meilen im Umfange. Man hat aber

*) s. Die Charte des Herrn Adanson.

aber keine umständliche Nachrichten von diesem Königreiche; denn die Europäer besuchen es sehr selten, weil es vom Flusse entlegen ist.

Das Königreich **Kasson** liegt auf einer Halbinsel, die von zween Armen des Nigers formiret wird und ohngefähr sechszig Meilen lang und zehn Meilen breit ist *). Seine Gränzen sind gegen Mittag die Republick **Jaka** und das Königreich **Tamboura**, gegen Südwest die Repnblick **Bambouk**, gegen Nordwest Galam und die Peuls. Gegen Norden aber sind die Gränzen desselben unbekannt. Es hat fruchtbare und wohl gebauete Felder. Die Anzahl der Einwohner, die zu der Nation der Peuls gehören, ist sehr ansehnlich und es wird daselbst ein weitläuftiger Handel getrieben. Es sollen in diesem Lande so reiche Gold- Silber- und Kupfergruben vorhanden seyn, daß man das Metal fast von aussen sehen kann; dergestalt, daß man, wenn man die Erde in einem Gefäße anfeuchtet und hernach das Wasser behutsam abgießet, das reine Metal auf dem Boden finden soll. Das auf solche Art herausgezogene Metal wird gewaschen Gold 2c. genennet.

Der König von **Kasson** führet den Titel **Sagedova** und ist so mächtig, daß der Siratik, imgleichen der König von Galam, und

*) Brüe. Charte von Adanson.

verschiedene andere Fürsten, ihm Tribut erlegen müssen.

Die Republick **Bondou** hat von Mittag gegen Norden ohngefähr vierzig und von Morgen gegen Abend fünf und zwanzig Meilen im Umfange. Ihre Gränzen gegen Osten sind Galam und Bambou, gegen Norden ebenfalls Galam, gegen Westen Kombo und Yani, und gegen Mittag Sanlick. Wir haben aber keine nähere Beschreibung von diesem Lande.

Der freye Staat **Bambouk** nimmt von Mittag gegen Mitternacht ohngefähr vier und zwanzig, und von Morgen gegen Abend siebenzehn Meilen ein. Er wird gegen Süden von den Königreichen **Tamboura** und **Makana**, gegen Südost von dem Königreiche **Sanlik**, gegen Osten von Bondou und gegen Norden von Galam umgränzet. Dieses Land ist ausserordentlich volkreich und hat eine erstaunliche Menge von kleinen Städten. Die Regimentsform ist aristokratisch. Ein jeder Ort hat sein Oberhaupt, dem der Titel **Farim** beygelegt wird, und ob diese Benennung gleich nicht so prächtig ist, als der Name Damel, Siratik, und dergleichen, so haben doch diejenigen, die so heissen, eben dieselbe Gewalt über ihre Unterthanen. Die **Farims** sind von einander unabhängig, allein sie vereinigen sich zusammen zur Vertheidigung des Landes. Die Eingebohrnen von **Bambouk** nennen sich **Malinkops**. Sie haben

ben die Mandingos unter sich aufgenommen, und sich dergestalt mit ihnen vermischet, daß sie heutiges Tages nur eine Nation ausmachen.

Da das hiesige Land trocken und dürre ist, so trägt es weder Hirse, noch Reis, noch auch Hülsenfrüchte; ja es fehlt so gar an Stroh, die Häuser zu decken. Man findet aber doch daselbst eine Art von Erbsen, die etwas besonderes hat. Die äußere Hülse derselben ist rund und hat ohngefähr zween Zoll im Durchschnitt. Der Stengel kriecht weit umher und die Blätter gleichen dem Klee, sie sind aber sechs Zoll lang. Die Körner sind rund, grau marmorirt und von der Größe einer Musketenkugel, davon sechzehn auf ein Pfund gehen *). Da sie von sich selbst aufwachsen und den Negern keine Arbeit kosten, so ziehen sie solche allen andern Arten von Erbsen vor, ob sie gleich sehr hart sind und nicht eher kochen, als bis sie vorher eilf bis zwölf Stunden lang in heißem Wasser eingeweichet worden.

Die **Ambretten-** oder **Bisambirne**, sonst auch **Abel-Mosch** genannt, wächst hier zu Lande, ohne gebauet zu werden. Die Negerinnen bedienen sich derselben aber gar nicht, ob sie sonst gleich wohlriechende Sachen und besonders die Gewürznäglein lieben, von wel-

*) Compagnon.

chen letztern sie ganze Bündel um den Hals tragen.

Unter die natürlichen Merkwürdigkeiten des Landes gehört auch eine Art von Butter, welche die Einwohner Bataule nennen. Ein Baum von mittelmäßiger Größe bringt solche hervor, und man findet sie in der Frucht desselben, die rund und gros wie eine Nuß, auch mit einer Schaale bedeckt ist, die eine kleine trockene und glänzende Haut hat. Wenn man diese dünne Haut abgemacht hat, so trift man, an statt des Fleisches, eine Art von Fett an, das sehr dem Hammeltalche gleichet. Die Neger brauchen es statt Butter oder Speck und thun es an ihre Zugemüse. Die Weissen, die von diesem Schmalze gegessen haben, sagen, daß es gar nicht vom Speck unterschieden sey, ausgenommen, daß es eine kleine Säure habe, die aber gar nicht unangenehm sey. Dieses Fett soll übrigens, wie man sagt, sehr gut wider die Schmerzen der Nerven seyn.

Es giebt im Lande Bambouk eine Art von Affen, die viel weisser, als die weissen Kaninchen in Europa sind. Sie haben rothe Augen, und lassen sich bald zahm machen; weil sie aber sehr weichlich sind, so können sie nicht aus dem Lande geführet werden.

Der weisse Fuchs ist dort ebenfalls gemein. Er liebt das Federvieh so gut, als der Europäische. Die Neger essen sein Fleisch, und verkaufen den Balg an die Europäer.

Man

Man findet hier ein ausserordentliches Thier, Ghiamala genannt. Es ist viel höher, als der Elephant, aber bey weitem nicht so stark. Seine Gestalt gleicht dem Kameel; jedoch hat es zween Buckel auf dem Rücken, wie der Dromedar. Es hat Beine von einer ungewöhnlichen Länge und kann sehr schnell laufen. Auf dem Kopfe führet es sieben kleine Hörner, die zween Fuß lang und alle sehr gerade sind. Die Neger finden sein Fleisch vortreflich.

Weil das Land sehr dürre ist, so werden daselbst keine Heerden Vieh gehalten. Die Tauben zu Bambouk sind gänzlich grün, weshalb sie oft für Papagoyen angesehen werden.

Ob man gleich eine weisse Amsel für ein Hirngespinst hält, so versichert Compagnon dennoch, dergleichen zu Bambouk gesehen zu haben.

Weil Brüe sehr viel von den reichhaltigen Metallgruben in Bambouk gehöret hatte, so wagte er alle mögliche Versuche, eine unmittelbare Handlung mit den dasigen Einwohnern aufzurichten. In dieser Absicht schlug er verschiedenen Faktoren der Kompagnie vor, daß sie dorthin gehen möchten, und fügte diesem Antrage die vortheilhaftesten Versprechungen hinzu. Der Herr Compagnon, den man hernach als Baumeister in Paris gekannt hat, war der einzige, der diese Unternehmung wagte. Er versahe sich zu dem Ende mit allen den Arten von Waaren, die er

dort vor nöthig hielte, und begab sich nach dem Fort St. Joseph, das im Lande Galam liegt, von dort aber nach dem Fort St. Peter, am Flusse Felemee, nahe bey den Wasserfällen von Felou. Er suchte sich zuvörderst das Vertrauen des Farims von Kaygnure durch Geschenke und Liebkosungen zu erwerben, welcher ihn auch durch seinen Sohn bis nach Sambanura führen ließ. Da die Einwohner daselbst sehr eifersüchtig auf ihr Gold sind, so würden sie ihn auch gewiß umgebracht haben, wenn nicht der Sohn des Farims von Kaygnure sein Begleiter gewesen wäre, und dieser wußte den Farim von Sambanura dergestalt zum Vortheil des Europäers einzunehmen, daß sich derselbe so gar selbst die Mühe nahm, seine Unterthanen zu überreden, daß der Weisse in keiner andern Absicht in ihr Land gekommen sey, als um ihnen einen vortheilhaften Handel anzutragen, vermittelst dessen sie von ihm die auserlesensten Waaren und zwar für einen bessern Preis, als von den Mohrischen oder Negrischen Kaufleuten, denen sie in ihr Land zu kommen verstatten, erhalten könnten. Diese Gründe, mit einigen Geschenken begleitet, die zu rechter Zeit unter die vornehmsten Einwohner des Orts ausgetheilet wurden, verwandelten das Mistrauen in Zuneigung und das Volk versammlete sich haufenweise um ihn herum, und bewunderte seine Kleidung und seine Waffen. Allein diese Schwierigkeit, die er auf solche Art über-

wun-

wunden hatte, war nur ein Schattenbild der Widerwärtigkeiten, mit denen er noch ferner kämpfen mußte. An dem einen Orte bildete man sich ein, er käme nur, um das Gold zu rauben, und in einer andern Gegend glaubte man, daß er das Land auskundschaften wolle, um seine Landesleute hinein zu führen und es zu erobern; allein seine Geschenke, seine Klugheit und seine Standhaftigkeit gewannen ihm stufenweise die Achtung und Freundschaft so wohl der Farims, als auch der Unterthanen selbst, dergestalt, daß man ihm nicht nur Erde aus den Metallgruben brachte, sondern ihm auch erlaubte, selbst welche aus den Minen zu hohlen. Ein jeder war nächstdem beschäftiget, ihm goldene Kassots, welches Pfeifenköpfe sind, zu bringen, und nachdem endlich der Herr Compagnon achtzehn Monathe abwesend gewesen war, so reisete er nach der Insel Senegal zurück, wohin er Proben aus allen Metallgruben nebst einer erstaunlichen Menge von Kassots, überbrachte.

Die Anzahl der Goldminen im Königreiche Bambouk beläuft sich auf sechse: 1. Furkarane, so zwey Meilen Nordwärts vom Flusse Felemee gelegen ist. 2. Sambanura, fünf Meilen Ostwärts von gedachtem Flusse, und fünf und zwanzig Meilen von der Gegend, wo er sich mit dem Niger vereiniget. 3. Segalla, fünf hundert Schritte vom rechten Ufer des Felemee. 4. Ghinghi-Faranna, so fünf Meilen oberhalb liegt. Das

ganze Land in diesem Bezirk scheint voller Gold zu seyn; denn als Compagnon die Erlaubniß von dem Farim erhalten hatte, sich so viel Erde zu hohlen, als er nur wollte, so nahm er welche wo er sie fand, wusch sie in einem Gefäße, und fand allemal auf dem Grund einen großen Vorrath reinen Goldes. So gar die Marigots oder Bäche in den umliegenden Gegenden führen so viel Goldsand bey sich, daß die benachbarten Neger eine erstaunliche Menge dieses Metalls heraus ziehen; ja sie würden dadurch reich werden können, wenn sie nicht so träge wären. 5. **Sahanna**, am Flusse Sunnon, nahe bey **Turetkanda**, ist die erste Grube, so dort zu Lande entdecket worden. 6. **Nettoko**, liegt dreyßig Meilen Ostwärts vom Flusse Felemee, und ist der reichste unter allen im Königreiche Bambouk befindlichen Goldschachten. Man findet auch noch außer diesen Goldminen, Silber- Zinn- Kupfer- Bley- und Eisengruben.

Es stehet den Negern nicht frey, die Gruben nach ihrem Gefallen zu öfnen und Gold zu suchen, sondern sie müssen warten, bis die Farims die Erlaubniß dazu öffentlich bekannt machen lassen, welches aber niemals eher geschieht, als bis sie für sich selbst Gold nöthig haben. Ein jeder begiebt sich alsdenn an den bestimmten Ort, da denn einige in die Erde graben, andere aber solche fortschaffen, und noch andere sie waschen und das Metall davon absondern, welches darauf dem Farim

mit aller Sorgfalt überbracht wird. Wenn die Arbeit geendigt ist, so geht die Theilung vor sich, und der Farim behält die Hälfte des Goldes nebst allen den Körnern, die eine gewisse bestimmte Größe übersteigen, das übrige aber wird unter die andern Neger zu gleichen Theilen ausgegeben.

Das Königreich Sanlik hat gegen Osten Bambouk und **Makanna**, gegen Südost **Tinda**, gegen Südwest **Volli**, gegen Westen das obere Yani und Komba, und gegen Norden Bondou, zu Gränzen. Von Süden gegen Norden beträgt sein Umfang ohngefähr sechs und zwanzig bis sieben und zwanzig Meilen, und vom Morgen gegen Abend funfzehn Meilen. Es fehlt aber an nähern Nachrichten von diesem Lande.

Von **Tamboura** und **Makanna** weiß man eben so wenig. So viel aber ist bekannt, daß beyde Staaten den Königreichen Kassson und Bambouk gegen Mittag liegen, und durch den Bach Kasak, der den Niger mit der Gambra vereiniget, von einander abgesondert werden.

Das Land **Jaka** liegt Kassson und Tamboura gegen Mittag, und Bambarena gegen Norden; man weiß aber nicht, wie weit es sich gegen Osten erstreckt. Alles, was von diesem Lande bekannt ist, besteht darinn, daß die Regierungsform republikanisch, und daß es das Vaterland der Mandingos ist, indem alle diejenigen von dieser Nation, die sich in

ver-

verschiedenen Gegenden von Afrika ausgebreitet haben, von dort herstammen. Es ist noch jetzt sehr volkreich, weil die dasigen Weiber außerordentlich fruchtbar sind, und weil niemand daselbst, wie in den benachbarten Ländern, zum Sklaven gemacht wird. Die Anzahl der Einwohner pflegt noch jetzt zuweilen so stark anzuwachsen, daß ganze Kolonien heraus wandern, und sich in verschiedenen Kantons, besonders in solchen, wo der Handel blühet, niederlassen.

Das Reich Bambarena liegt Jaka und Tamboura gegen Mittag, und Tinda gegen Abend. Man kennt aber diesen Staat nicht genugsam, um dessen Gränzen gegen Morgen zu bestimmen. Man weiß nur so viel, daß es auf dieser Seite von großem Umfange ist. Aus diesem Lande hohlen die Mandingos die Sklaven, die sie unter dem Namen Bambaras zu Galam und an der Gambra verkaufen *).

§. 2.

Völker, so diese Gegend bewohnen.

Die Neger in diesem Gebiete bestehen aus drey verschiedenen Nationen, den Oualofs **), den Peuls und den Mandingos.

Die

*) s. die Charte des Herrn Adanson.

**) Ich habe sie zu Anfange dieses Bandes Jalofs und Foulis genennet, weil ihnen dieser Name von den

Die Oualofs bewohnen die am Ufer des Meeres gelegenen Länder; die Peuls aber haben ihren Aufenthalt weiter gegen Osten, und die Mandingos leben in einer Gegend, die den letztern gegen Mittag und gegen Morgen liegt. Wir haben von den Mandingos bereits oben gehan-

den Verfassern der Reisen und von den Erdbeschreibern, die sich nach den erstern gerichtet haben, beygelegt worden. Seitdem mir aber die Reisebeschreibung des Herrn Adansons nach Senegal, zu Händen gekommen, so habe ich bemerkt, daß er diese Völker mit dem Namen Oualofs und Peuls bezeichnet. Man findet, auch noch außer dieser Veränderung der Namen, einen sehr großen Unterschied zwischen der geographischen Beschreibung, die er uns von dieser Afrikanischen Gegend mitgetheilet hat, und zwischen derjenigen, die wir vorher gehabt hatten. Weil ich demnach dafür hielte, daß die Glaubwürdigkeit eines Gelehrten, der selbst an diesen Oertern gewesen, aller andern Autorität vorzuziehen sey, so ließ ich mit dem Drucke dieses Bandes einhalten, und nahm mir die Freyheit, mich bey dem Herrn Adanson persönlich Raths zu erhohlen. Ich wurde von ihm mit einer Leutseligkeit aufgenommen, die jederzeit von dem wahren Verdienste unzertrennlich ist, und unter seiner Anleitung habe ich die Fortsetzung meines Werkes noch einmal vorgenommen und verbessert. Er nahm sich die gefällige Mühe, das was ich abgefaßt hatte, durchzulesen und sagte mir, daß die Namen Jalofs und Foulis schlechterdings im Lande unbekannt wären, und daß er von verschiedenen Negern, die er gefragt, ob sie nicht Jalofs wären, zur Antwort erhalten hätte: Ich Oualof, nicht Jalof ꝛc.

gehandelt, wohin wir den Leser verweisen, und hier wollen wir die Dualofs und Peuls beschreiben.

Die Dualofs sind durchgehends gros, wohlgemacht, stark und gesetzt; sie haben ziemlich regelmäßige Gesichtszüge und eine sehr schöne schwarze Farbe. Ihre Haare sind schwarz, kraus, wolligt und ausnehmend fein *). Ihre gewöhnliche Kleidung besteht in einem kleinen Stück Leinwand, das zwischen den Schenkeln durchgeht, und davon die beyden Enden in die Höhe genommen und in Falten gelegt werden, so, daß sie eine Art von Beinkleidern vorstellen, die vorn mit einer Schnur zugebunden werden. Zuweilen tragen sie ein Stück von baumwollenen Zeuge, in der Gestalt eines großen Tellertuches, das sie nachläßig auf die eine Schulter werfen und den einen Zipfel davon bis auf die Kniee herunter flattern lassen. Sie sind überhaupt von einem geselligen, sanften und verbindlichen Charakter; hingegen verwandelt sich ihre Sanftmuth in Wuth, so bald sie glauben, daß man ihre Freyheit antasten will. Sie besitzen eine außerordentliche Trägheit, welches der gewaltigen Hitze des Klima zuzuschreiben ist, und für die Weissen hegen sie eine große Hochachtung, weil sie glauben, daß ihre Natur weit über die ihrige erhaben sey.

Die

*) Moore. Villaut. Le Maire. Labat. Adanson.

Die Weibspersonen sind ebenfalls gros und wohl gewachsen. Sie haben schwarze, lebhafte und wohlgespaltene Augen. Ihre Haut ist von einer schönen Schwärze, und ausnehmend fein und sanft. Sie besitzen sehr viel Munterkeit; allein die Schaamhaftigkeit ist hier zu Lande eine ganz unbekannte Tugend. Um sich zu decken, bedienen sie sich zweyer Stücke baumwollenen Zeuges. Das eine davon geht um die Lenden, fällt auf die Kniee herunter, und vertritt die Stelle eines Rockes; das andre hingegen bedeckt die beyden Schultern, und zuweilen auch den Kopf. Gemeiniglich aber tragen sie nur das eine Stück, das sie um die Lenden schlagen.

Die Kinder von beyderley Geschlechte gehen bis ins zehnte Jahr, da die Zeichen der Mannbarkeit hervor zu kommen anfangen, ganz nackend. Die Mägdchen schlagen sich zur Zierde die Wirbelbeine vom Rückgrad des Hayen, oder Muscheln, die wie Rosenkränze an einander gereihet sind, um die Lenden. Die Mütter tragen ihre Kinder bis in den sechsten Monat auf den Schultern, hernach aber werden sie ihrem eigenen Instinkt überlassen, und es ist kurzweilig anzusehen, wie diese schwache Creaturen auf allen Vieren, wie die kleinen Affen, im Sande herum kriechen, um sich an der Sonne zu wärmen, und sie mit einer Art von Zufriedenheit einige Worte murmeln zu hören.

Die Dörfer oder Städte in dieser Gegend sind ein unregelmäßiger Haufen von Häusern und Hütten und von immer grünen Bäumen. Die Einfalt dieser Wohnplätze, ihre ländliche Lage, imgleichen die Tracht und müßige Lebensart der Einwohner, die man immerfort unter schattichten Bäumen gelagert sieht, stellen ein anmuthiges Schauspiel dar. Die Natur von aller Kunst entblößt, ruft hier das Bild der ersten Aeltern in unser Gedächtniß zurück und wir glauben die Welt noch in ihrer Wiege zu sehen.

Die Noth, die alle Menschen zum Bösen verleitet, hat auch diese Neger gleichsam gelehrt, sich das Stehlen anzugewöhnen. Die Weissen müssen daher ihre Waaren fleißig in Acht nehmen, und dennoch wird ihnen vieles entwendet. Ja, die Könige mißbrauchen so gar ihrer Macht, und rauben mit Gewalt was ihnen gutdünket. So mußte ein Franzose, den Dancourt an einen dieser Monarchen abgefertigt hatte, sich gefallen lassen, daß ihm seine Strümpfe und Schuh, sein Hut und eine reiche Weste weggenommen wurden.

Die Dualofs haben eine Art von Edelleuten unter sich, die sie **Sahibobos** nennen, und die Prinzen vom königlichen Geblüte werden mit dem Titel **Tenhalas** beehret. Die Könige haben ihre Staatsminister, die ihnen in der Verwaltung und Vollstreckung der Justitz an die Hand gehen. Der **Kondi** ist der oberste Befehlshaber über das Kriegesheer,

und sein Ansehen geht eben so weit, als die Macht des Connetable in Frankreich. Der Gros-Jerafo ist das Oberhaupt der Justiz im ganzen Umfange des Königreiches. Er muß von Zeit zu Zeit die Provinzen bereisen, um die Klagen zu hören und die Streitigkeiten zu entscheiden. Außerdem haben auch alle Oerter ihren eigenen Jerafo, der von dem Ober-Jerafo abhänget.

Das Urthel wird gleich vollzogen, so bald es gesprochen worden. Einer, der des Diebstals überwiesen ist, wird mit der Sklaverey bestraft. Ein Dualof aber, der zwar angeklagt aber nicht überführet worden, muß dreymal ein glüendes Eisen mit der Zunge berühren, und wenn er diese Probe aushält, so wird er für unschuldig erkläret.

Die Anzahl der Soldaten steigt niemals, selbst bey den mächtigsten Monarchen von dieser Nation, über funfzehn hundert Mann, worunter sich zwey hundert Reuter befinden. Die Waffen der letztern sind, die Zagaye, nebst Wurfspießen, der Säbel und ein Schild, der aus einem sehr dicken Leder gemacht ist; das Fußvolk hingegen ist mit einem Säbel, einer kurzen Picke und einem Köcher mit funfzig bis sechszig vergifteten Pfeilen, ausgerüstet. Der Bogen besteht aus einem sehr harten Rohre und die Sehne aus einer andern Art von Holze. Die Soldaten tragen niemals ihre Mundbedürfnisse, sondern sie werden auf dem Marsche von den Weibern mit

Lebensmitteln versorget. So bald ein Heer den Feind vor sich hat, so giebt die Infanterie eine Salve mit ihren Pfeilen und die Kavallerie schleudert ihre Wurfspieße; alsdenn wird die Zagaye ergriffen. Inzwischen sucht man doch immer die Feinde zu schonen, in der Hofnung, eine desto größere Anzahl von Sklaven zu machen. Wenn der erste Angrif den Sieg noch nicht entschieden hat, so geht der Streit von frischem an, und dauret manchmal viele Tage. So bald aber beyde Theile vom Kampf ermüdet sind, so läßt man durch die Marbuts Friedensvorschläge thun, und wenn man sie angenommen hat, so werden die Artikel entworfen und man schwört auf den Koran, daß man sie beobachten will. Wegen der Gefangenen wird kein Vergleich gemacht, sondern sie bleiben Sklaven desjenigen, dem sie zuerst in die Hände gefallen sind.

Die Peuls sind nicht so wohl gestaltet, als die Dualofs, und ihre Haut hat keine so schöne Schwärze. Sie haben auch viel längere und nicht so krause Haare. Ihre Weiber hingegen sind wenigstens eben so schön, als der Dualofs ihre.

Die Sitten dieser Nation haben viel ähnliches mit den Gebräuchen der Araber. Fast alle Peuls führen, nebst ihrem Vieh, ein herumschweifendes Leben. Wenn sie irgendwo eine gute Weide antreffen, so lassen sie sich daselbst nieder und bleiben allda so lange, bis alles Gras verzehret worden. Sie bauen

zwar nur die umliegenden Gegenden ihrer Städte oder ihrer Feldläger; da sie aber sehr arbeitsam sind, so gewinnen sie jederzeit mehr Korn, als sie zu ihrem Unterhalt brauchen, und verkaufen den Ueberschuß an ihre Nachbaren. Ochsen und Kühe sind bey ihnen sehr wohlfeil, und ihre Weiber verkaufen Milch und Butter, die eben so gut ist, als die Europäische. Sie schütten sie in ausgehöhlte Kürbisse, die sehr reinlich sind, und würden es für eine Schande halten, wenn man das geringste Haar darinn antreffen sollte. Man giebt ihnen dagegen gläserne Knöpfchen, schlechte Messer und Salz. Da sie eben so abergläubisch sind, als alle übrige Neger, so bitten sie allemal die Käufer, ihre Milch nicht kochen zu lassen, weil sie der Wirkung des Feuers eine gewisse entfernte Eigenschaft zuschreiben, wovon das Vieh sterben soll.

Es scheint, daß die Peuls dazu gebohren sind, das unglücklichste Volk in ganz Afrika zu seyn. Sie sind den ganzen Tag mit ihrer Arbeit beschäftigt, und des Nachts müssen sie ihre Heerden wider die wilden Thiere schützen. Ihre natürliche Sanftmuth macht, daß sie von allen ihren Nachbaren geliebt werden, und diejenigen verunehren sich selbst, die ihnen zu nahe kommen. Bey ihnen darf niemand Mangel leiden; sondern sie lassen allen alten und unvermögenden Leuten den liebreichsten Beystand angedeyen, und sie wissen so wenig von Zänkereyen, daß man in vielen Jahren

nicht hört, daß ein Peul den andern beleidiget haben sollte. Inzwischen rührt diese Sanftmuth gar nicht von einem Mangel der Herzhaftigkeit her; denn es giebt wenig Völker in Afrika die ihnen an Tapferkeit beykommen. Ihre Waffen sind die Lanze, die Zagaye, Bogen nebst Pfeilen, kurze Messer und die Flinte, mit der sie sehr geschickt umzugehen wissen. Ihre Religion, so wie der Dialofs und Mandingos ihre, ist der mahometanische Glaube, dem sie so strenge ergeben sind, daß sie weder Wein noch Branntewein trinken, sondern sich blos mit Wasser, das mit Zucker versüßt worden, behelfen.

Zu eben der Zeit, da diese Neger die mahometanische Lehre annahmen, verließen sie zugleich ihre Fetischen; sie haben aber dennoch eine Art von Ehrfurcht gegen die Schlangen beybehalten, die sie in ihren Hütten aufwachsen und sich vermehren lassen. Diese Thiere werden daher so gemein, daß sie auch öfters bey ihnen schlafen.

Der Haase ist hier zu Lande ein sehr bekanntes Wild; allein er ist etwas von dem Europäischen unterschieden. In Absicht der Farbe gleicht er sehr den Kaninchen, und sein Fleisch ist nicht nur weiß, sondern auch vorzüglich wohlschmeckend. Man findet daselbst eine Menge Elephanten, wilde Schweine, Wölfe, Tiger und Löwen. Der Herr Adanson hat bemerkt, daß der Wolf und der Löwe öfters zusammen gehen sollen, und daß der erstere

stere niemals von dem letztern angefallen würde, vermuthlich, weil der Löwe eben nicht in Versuchung geräth, das Wolfsfleisch zu kosten. Als sich die beyden Löwen, fügt er hinzu, die mitten im Dorfe Senegal auferzogen worden, losgerissen hatten, so thaten sie den Hunden, die ihnen in den Weg kamen, nicht den geringsten Schaden, hingegen fielen sie das erste Pferd, imgleichen das erste Kind an, das ihnen begegnete. Die wilden Ziegen sind in dieser Gegend sehr gemein; es giebt auch daselbst Affen von allerhand Arten und Farben. Als Brüe, wie er sagt, durch das Dorf **Tuabo** im Königreiche Galam reisete, so sahe er Affen von so lebhafter rother Farbe, daß man sie für ein künstliches Gemählde hätte halten sollen. Seine Gefährten tödteten einen davon mit vielen Flintenschüssen, worauf die andern Affen ein fürchterliches Geschrey machten, sich Steine suchten und solche nach ihren Feinden warfen, darauf aber die Flucht nahmen. Da diese Thiere durchgehends die Pflanzörter verwüsten und auch öfters in die Hütten kommen, wo sie alles, was sie antreffen, verderben, so wundern sich die Neger, die ihnen beständig nachstellen, daß sie die Europäer kaufen; und weil sie gesehen haben, daß dergleichen Geschöpfe, die zu nichts taugen, als Schaden anzurichten, so hoch gehalten werden, so haben sie öfters so gar Ratzen in die Faktoreyen zum Verkauf gebracht, in der Meynung, daß dieß Ungeziefer von nicht ge-

ringern Werthe seyn müßte, weil es eben so schädlich wäre.

Es giebt wenig Länder in der Welt, wo das Federvieh so häufig ist, als in dieser Gegend. Man zieht hier kalekutische Hähne, Perlhüner, Gänse, Enten und Hüner. Tauben sind in größtem Ueberflusse vorhanden, und zwar von einem ausnehmend zartem Geschmacke; imgleichen Rebhüner, Schnepfen von allerhand Arten, Lerchen, Drosseln, gelbe Bachstelzen und kleine Wasserhüner ꝛc. Die Strausse sind dort zu Lande ebenfalls sehr gemein. Sie lassen sich leicht zahm machen, und die Neger brauchen sie zuweilen zum Reiten und Ziehen. Es giebt hier auch eine Menge Vögel, die von den Franzosen Grosaugen genannt werden, und wirklich so große Augen haben, die gegen die Größe des Kopfs gar nicht proportionirlich sind. Die Gestalt ihrer Leiber und Füsse, an welchen sie drey Krallen haben, macht sie den Trappen sehr ähnlich. Sie sind so gros, wie ein Huhn und haben aschgraue mit weiß vermischte Federn. Ihr Fleisch ist zart und ziemlich gut. Die Senegalische Holzscheere sieht überaus schön aus. Sie hat unter dem Bauche ein blasblaues und auf dem Rücken ein falbes Gefieder. Ihre Flügel sind von himmelblauer Farbe, und ihr Schwanz ist mit zwo Federn geschmückt, die so lang sind, als der übrige Leib, und ein eben so schönes Blau haben, als die Flügel. Sie ist ein Zugvogel und hält sich

einige

einige Monate lang in den südlichen Europäischen Ländern auf, hernach aber kehrt sie zurück und bringt die übrige Jahreszeit in Senegal zu. Es giebt einen sehr reizenden Anblick, wenn man das Lasurblau der Holzscheere neben der lebhaften Feuerfarbe des Sperlings, der **Kardinal** genannt, betrachtet.

Man trift auch zu Senegal Europäische Schwalben an, welches beweiset, daß diese Vöge! übers Meer ziehen, um in den warmen Ländern zu überwintern. Man hat dabey angemerkt, daß sie im Senegalischen keine Nester bauen, und daß sie im Sande am Ufer des Meeres übernachten, selten aber in das Innere des Landes kommen.

Die Senegalischen Neger hegen eine besondere Ehrfurcht gegen zwo Arten von Vögel, die sie für heilig halten und so gar in der Zahl ihrer Marbuts aufnehmen. Der eine heisset der **Fischerfalke**. Er hat die Größe einer Ganß und einen braunen Leib, da hingegen der Kopf, der Hals, die Brust und der Schwanz weiß sind. Sein Schnabel ist krumm und eben so stark, als ein Adlerschnabel. Er setzt sich gemeiniglich auf die Bäume, die am Wasser stehen, und wenn er einen Fisch sich nähern sieht, so stößt er auf ihn herunter, und ergreift ihn zwischen den Klauen. Der andere wird von den Negern **Guinar** genannt. Er gleicht dem kalekutischen Hahn in Absicht der Größe und des Gefieders, und trägt auf dem Kopfe einen schwarzen und hoh-

len Helm, von der Größe und Gestalt, wie die Tolle des Kasuars. Ueber dem Halse hat er eine lange Platte, die dem Pergamente gleichet. Herr Adanson tödtete zween derselben, weshalb ihn die Einwohner für einen Zauberer ansahen, weil sie die Gvinars für unverletzlich halten; ja man prophezeyete ihm so gar, daß er noch an demselben Tage sterben würde, weil er ein so großes Verbrechen begangen hätte. Die Wasserraben und Tauchenten ꝛc. werden hier zu Lande ebenfalls häufig angetroffen.

Der Hippopotamus, oder das Seepferd, wird nur allein in den süßen Gewässern der Afrikanischen Flüsse gefunden, denn in den andern Welttheilen hat man noch keine gesehen. Der Niger ist ganz davon angefüllet. Es ist das größte unter allen Amphibien, und gleicht ziemlich einem Ochsen; es hat aber kürzere Beine und einen Kopf von übermäßiger Größe. Die Kinnbacken desselben sind mit vier großen Zähnen bewafnet, mit welchen es die Wurzeln von den Bäumen ablöset, die ihm zur Nahrung dienen. In Absicht der Größe übertrift es allein der Elephant und der Rhinoceros. Weil es nicht lange unter dem Wasser dauren kann, ohne Luft zu schöpfen, so pflegt es, wie der Krokodill, von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe hervor zu kommen. Es wiehert fast eben so, wie ein gewöhnliches Pferd, jedoch so stark, daß man es eine viertel Meile weit hören kann.

Der Niger ist eben so voller Krokodille, wie die andern Afrikanischen Flüsse, und das Land wimmelt überall von Schlangen, weil die Einwohner, wie ich bereits gesagt habe, viel Ehrfurcht gegen dieselben hegen, und keine davon umbringen. In den Gesträuchen hält sich eine Menge von Kameleons auf, die, so bald sie angerührt werden, ihre grüne Farbe in schwarz verwandeln, und sich von Heuschrecken und Schmetterlingen nähren, ob man gleich ehemals glaubte, daß sie gar keine Nahrung zu sich nähmen.

Man wird hier zu Lande von einer Art von Würmern, Vagvagues genannt, wie schon oben erwähnet worden, gar sehr geplagt, imgleichen von den Mücken, die hier Maringouinen genannt werden. Die Bienen sind ebenfalls sehr beschwerlich. Sie sind von den Europäischen nur darinn unterschieden, daß sie kleiner sind. Ihr Honig wird niemals so fest und dicke, wie der Europäische, sondern bleibt immer flüßig und gleicht einem Syrup, der eine braune Farbe hat. Er wird aber dennoch, in Absicht des Geschmacks und der Zartheit, dem besten Honig in den südlichen Europäischen Provinzen vorgezogen.

Die Heuschrecken, diese fürchterlichen Geißeln in den heißen Ländern, sind in Senegal so häufig, daß man öfters dicke Wolken von diesem Ungeziefer sieht, welche die Luft verfinstern. Sie verheeren alles, wo sie hin fallen, und wenn sie das Gras, imgleichen die

Früchte und Blätter der Bäume verzehret haben, so machen sie sich an die Knospen und so gar an die Baumrinden; ja sie verschonen nicht einmal das trockene Rohr, womit die Hütten bedeckt sind. Sie sind von brauner Farbe und einen Finger lang und dicke. Sie haben zween Kinnbacken, die mit Zähnen versehen und ziemlich stark sind. Ein besonderer Umstand ist es, daß verschiedene Nationen des hiesigen Landes dieses eckelhafte Thier zu ihrer Speise erwählen. Einige stampfen sie, und machen mit Milch einen Brey davon, andere aber lassen sie blos auf Kohlen rösten, und essen sie mit großer Begierde.

Der Kakrelat ist eben so beschwerlich, als er im Senegal gemein ist. Ob er gleich kaum die Größe eines Fingers hat, so richtet er doch schreckliche Verwüstungen an, und zernaget das Linnen, das Holz, das Papier, und überhaupt alles, was er antrift. Er greift so gar die Aloe an, die sonst alle andere Insecten durch ihre Bitterkeit von sich entfernet, und, nächst dieser Gefräßigkeit, giebt er auch einen unerträglichen Gestank von sich. Er kommt nur des Nachts hervor, und flattert von einer Seite der Gemächer zur andern mit einem Geräusche, das viel ähnliches mit dem Lärm hat, den man in einem mit Vögeln angefüllten Vogelhause höret. Der Kakrelat vermehret sich so außerordentlich stark, daß er eine erschreckliche Geißel seyn würde, wenn er nicht eine große Anzahl von Feinden hätte,

worun-

worunter er die Spinne und den Schleicher, eine Art von Eidexen, die giftig seyn sollen, am meisten fürchtet. Beyde nisten sich in den Gemächern ein, um dem Kakrelat nachzustellen, und machen dadurch, daß diejenigen, die solche bewohnen, sicher darinnen seyn können.

Eine andere Plage sind die Sandflöhe, die darum so genannt werden, weil sie sich in den Hütten, die bewohnt sind, im Sande aufhalten, wo man sie in solcher Menge antrift, daß der Fuß, so bald man hinein tritt, ganz davon bedeckt wird. Sie sind so klein, daß sie ihr Daseyn blos durch ihre Anzahl verrathen. Ihre Stiche sind zwar nicht heftig, aber sehr beschwerlich, denn wenn sie verfältiget werden, so verursachen sie ein Stechen oder Jücken, das sehr verdrieslich ist. Dieses Insekt springt niemals und kommt nicht über drey bis vier Zoll in die Höhe, dergestalt, daß, wenn man nur darauf bedacht ist, sich einen halben Fuß über der Erde zu halten, man nichts von demselben zu befürchten hat.

Der Wallfisch ist auf dieser Küste häufig vorhanden. Man findet auch daselbst einen ganz besondern Fisch, welcher die Galeere genannt wird, und einer mit Luft angefüllten Blase gleichet. Man hat Mühe weiter etwas daran zu erkennen, als eine Franze auf dem Rücken und acht kleine Streifen unter dem Bauche, die sich herunter senken, um gleichsam der Blase, die außer dem Wasser schwebt und vom Winde hin und her getrie-

ben wird, zum Ballast zu dienen. Dieses unförmliche Thier ist kaustisch und verursachet denen, die es anrühren, einen Schmerz, der eben so empfindlich ist, als wenn man sich gebrannt hat; ja wenn man mit der Hand, womit man es berühret hat, einen oder den andern zarten Theil des Körpers, als etwa das Gesicht, und besonders die Augenlieder betastet, so fühlt man an diesen Gliedern eben dieselben Schmerzen. Die übrigen Arten von Fischen sind mit denen, die man auf der Küste von Guinea antrift, fast einerley. Der fliegende Fisch ist auf der Senegalischen Küste gar nicht selten. Er ist beynahe eben so gros, als der Schellfisch und hat zwo Floßfedern, die fast eben so lang sind, als sein Leib, und ihm statt der Flügel dienen; weil er sich aber nicht länger in der Luft halten kann, als so lange sie feucht sind, so ist sein Flug von kurzer Dauer. Die Dorados und Boniten fressen alle, die sie ertappen können, mit großer Begierde.

Wenn die kleinern Fische von den großen verfolgt werden, so pflegen sie sich Haufenweise an einander zu schließen und sich dem Ufer zu nähern, wo sie aber öfters ihren Tod finden. Herr Adanson sagt, daß er einen solchen vereinigten Haufen von Fischen gesehen, der einen Raum von mehr als funfzig Klaftern ins Gevierte eingenommen hätte. Die Fische hätten sich so dicht zusammen gedrungen, daß sie sich über einander gewälzet, ohne schwimmen zu können. So bald die Neger

ein

ein solches Heer von Fischen ohnweit dem Lande gewahr werden, so werfen sie sich ins Wasser, halten in der einen Hand einen Korb, dessen sie sich zum Fischen bedienen, und rudern mit der andern. Wenn sie mitten unter dem Haufen sind, so fahren sie mit dem Korbe nach der Tiefe, ziehen ihn darauf in die Höhe, und gehen mit einer Menge Fische beladen nach Hause.

Diese Küste hat einen eben so groſsen Ueberfluß an Muscheln als an Fischen. Die Pfirschenmuschel ist die gröſste, so man hier antrift, und das darinn befindliche Thier wiegt an die sechs Pfund. Die Neger dörren es, und ob es gleich ein unschmackhaftes und zähes Fleisch hat, so kommt es ihnen doch zur Zeit der Hungersnoth sehr zu statten. Man findet auch daselbst viele so genannte Seetonnen, und zweyschaalichte Conchilien, besonders aber diejenige, so die zugespitzte Muschel *) genannt wird, imgleichen die Rollen oder Cylinder, die Purpurmuscheln, die Meersterne, die Neriten, die Sinnmuscheln ꝛc. Unter allen Arten von Schaalenfischen aber ist keine in gröſsern Ueberfluß vorhanden, als die Austern, von welchen man ganze Lagen oder Bänke voll antrift, die sich weiter als eine halbe Meile erstrecken. Es scheint, daß diese Austerbänke von Natur entstanden sind, indem sich die Austern, die sich über den Wurzeln der Manglebäume ungemein vermehren,

über

*) Concha mucronata.

über einander gehäufet haben, und die See, wenn sie sich nach und nach von dort weggezogen, dergleichen Haufen von Muscheln zu acht bis zehn Fuß hoch über der Fläche zurück gelassen haben muß.

Außer den Citronen- Pomeranzen- und Limonienbäumen wachsen hier auch die Kalebaßienbäume, die auch Affenbrod genannt werden. Sie haben zwar nur eine Höhe von ohngefähr sechszig Fuß; allein ihr Umkreiß beträgt eben so viel. Ihr Stamm treibt verschiedene Zweige heraus, davon sich einige horizontal ausbreiten und mit ihren äußersten Spitzen die Erde berühren. Ein jeder dieser Aeste würde in Europa einen ungeheuren Baum ausmachen. Die Wurzeln sind dick und Verhältnißmäßig lang. Es ist zu vermuthen, daß diese Bäume sehr lange dauren. Herr Adanson hat im Jahre 1749 viele gesehen, die noch sehr weit von der Größe entfernt waren, zu welcher sie gelangen konnten. Sie führeten Europäische Namen, die sehr tief in die Rinde eingegraben waren, und einige davon waren mit Jahrzahlen aus dem funfzehnten Jahrhunderte bezeichnet. Man sieht auch hier zu Lande sehr schön gewachsene Tamarindenbäume, imgleichen rothe Gummibäume, und verschiedene Arten von stachelichter Akacia, deren Holz sehr hart ist, und an der Farbe wie auch in Absicht der Schönheit der Adern demjenigen beykommt, dessen wir uns bey der eingelegten Arbeit bedienen. Eine

Art

Art von Knopfholze, die von der Amerikanischen unterschieden ist, wächst hier ebenfalls sehr häufig. Es hat eine gelbe Farbe und läßt sich leicht bearbeiten, weßhalb es zu Verfertigung hölzerner Geräthe allen andern Holzarten vorgezogen wird. Die Weide, so am Niger wächst, ist von der Europäischen unterschieden. Sie ist zwar eben so fett, und hat auch eben solchen Stamm; allein ihre Blätter sind sehr kurz und an den äußersten Enden rund. Die Neger halten sehr viel auf diese Bäume, und die Weiber pflegen Zahnstocher daraus zu verfertigen.

Der Benten übertrift alle andere Bäume im Senegalischen an Höhe, so wie der Kalebassienbaum alle andern an Stärke übertrift. Es giebt einige, die hundert und zehn bis zwanzig Fuß hoch sind; hingegen haben sie höchstens zehn Fuß im Durchschnitt. Sie sind ausserordentlich gerade, und haben öfters einen Raum von sechzig Fuß zwischen der Wurzel und den Zweigen. Oben sind sie wohl gerundet und haben eine schöne Krone. Die Neger bauen aus diesem Baum ihre Pirogven oder Schiffe, weil er ein weiches dichtes und sehr leichtes Holz hat. Der Farobier ist ebenfalls ein großer Baum und eben so gemein, als der Benten; er wird aber nicht zum Schifbau gebraucht, weil sein Holz hart und schwer ist. Er trägt eine Frucht, welche die Neger sehr hoch achten, nehmlich eine Art von Schoten, die den Hülsen der welschen Bohnen gleichen,

aber

aber noch über einen Fuß lang sind, und schwarze breite Saamenkörner enthalten, die wie große Linsen aussehen und mit einem gelben mehlichten Fleische umgeben sind, welches sehr nahrhaft ist, und wie kandirter Honigkuchen schmecket.

Der hiesige Feigenbaum hat eine außerordentliche Größe. Er ist ohngefähr funfzehn Fuß hoch und zehn Fuß dick. Die Zweige sind voller Blätter und geben einen angenehmen Schatten. Unter diesen Bäumen halten die Neger gemeiniglich ihre Versammlungen und berathschlagen sich daselbst wegen der öffentlichen Angelegenheiten.

Unter den Stauden im Senegalischen ist diejenige, so den Pfeffer trägt, die merkwürdigste. Sie ist drey bis vier Fuß hoch und ihre Zweige sind schlang, dünne und voll länglichrunder Blätter, die spitzig zugehen, auch ziemlich gros sind und den Blättern der Rainweide gleichen. Ihr Saame hat die Gestalt und Größe des Kohlsaamens, ist ziemlich hart, gleicht dem Pfeffer am Geschmack und kützelt auf eine angenehme Art die Zunge.

Die Dornen- und Tapiassträuche werden hier zu Lande ebenfalls sehr häufig angetroffen.

Alle Europäische Hülsenfrüchte wachsen daselbst vortreflich, und die Batates vermehren sich ungemein. Ihre Wurzeln übertreffen an Güte und zarten Geschmacke unsre besten Maronen.

Uebri-

Uebrigens kann man die Naturgeschichte dieses Landes in der Beschreibung der Reise des Herrn Adanson nach Senegal mit mehrerm abgehandelt finden.

Achtes Hauptstück.

Nigritien.

Nigritien liegt zwischen dem zehnten und zwanzigsten Grad der mitternächtlichen Breite, und zwischen dem funfzehnten und sechs und vierzigsten der Länge. Es ist eines der weitläuftigsten Länder in Afrika und hat gegen Mittag Guinea, gegen Morgen Nubien und Abessinien, gegen Norden aber die Wüste Zara, oder die Wüste der Barbarey, zu Gränzen. Es hat den Namen von der Farbe der Einwohner. Der Niger durchströmt es von Morgen gegen Abend, und macht die Gegenden, die er berühret, ziemlich fruchtbar.

Um dem Endzweck, den man sich bey diesem Werke vorgesetzt hat, ein Gnüge zu leisten, habe ich alle Schriftsteller, die von diesem Welttheile gehandelt haben, zu Rathe gezogen, bey keinem aber bessere Nachrichten angetroffen, als in dem Werke Leons des Afrikaners, weshalb ich ihn zu meinem Führer erwählen werde. Dieser Verfasser hatte

einen Theil von Afrika selbst gesehen *), und außerdem alle mögliche Untersuchungen angestellet, um auch die andern Gegenden, die er nicht bereiset hatte, kennen zu lernen.

Weil dieses Land durch dürre Wüsten und steile Gebürge von andern Gegenden abgesondert ist, so ist es bis 1002 unbekannt geblieben. Als aber damals ein Mahometaner von ohngefähr nach der Barbarey gekommen war, so nahm er sich vor, alle Theile von Afrika kennen zu lernen. Seine Neugier von seinem Muth unterstützt, half ihm alle Hindernisse überwinden, wodurch sich andere Reisende hatten abschrecken lassen. Er wanderte durch die Wüsten, stieg über die Gebürge, und kam in Nigritien an. Die Einwohner, deren Anzahl unglaublich war, lebten wie die unvernünftigen Thiere; sie kannten weder Gesetze noch Religion; man fand unter ihnen weder Könige noch Fürsten, und alle waren einander gleich. Weil sie sich mit den Landesprodukten begnügten, so suchten sie keine Eroberun-

*) Narrabimus de iis locis tamen, quae inhabitauimus ipsi etc. „Wir wollen von denen Oertern reden, die wir selbst bewohnt haben, und „uns aus langer Erfahrung sattsam bekannt sind, „nächstdem aber auch von denen Gegenden, aus „welchen Kaufleute in die Städte, wo ich mich „damals aufhielte, gekommen sind, weshalb ich „auch von ihren Sitten vollkommen unterrichtet „bin.“ Ioannis Leonis Africani Africae descriptio Lib. I. p. 11. Lugd. Batav. apud Elzevir.

oberungen zu machen, und wußten nichts von der Kriegeskunst. Einige baueten das Land, und andere weideten die Heerden. Ihre Kleider und Betten waren Häute von verschiedenen Thieren. Zehn bis zwölf Männer und Weiber brachten die Nacht in einer Hütte zu, und ein jeder gesellete sich zu der, die ihm gefiel, weil alle Weiber unter ihnen gemein waren. Einige verehrten die Sonne, und andere das Feuer.

Joseph, der Stifter von Marokko, trieb seine Eroberungen bis in dieses Land und überwand es kurz darauf, als man es entdeckt hatte. Hernach bemächtigten sich die Lybier desselben, und führeten ihre Künste, ihre Gesetze und ihre Religion, welches die Mahometanische war, daselbst ein; die Barbaren, oder Mohren aber fiengen an Handel zu treiben und die Mohrische Sprache auszubreiten. Die Neger hingegen wurden der Herrschaft der Lybier bald überdrüßig, und entschlossen sich, ihr Joch bey der ersten Gelegenheit abzuschütteln, die sich auch bald darauf in dem Lande Tombutum eräugnete. Der König war nehmlich daselbst mit Hinterlassung unmündiger Kinder gestorben, und Abubaer-Izchia begab sich alsbald in den Pallast, unter dem Vorwande, den jungen Prinzen zu huldigen, in der That aber um sie zu ermorden, worauf er seine Landsleute versammlete, und ihnen den Dolch zeigte, der noch mit dem Blute derer, die sie nicht länger für ihre Be-

herrscher erkennen wollten, gefärbt war. Abubaers Verbrechen ward in ihren Augen eine Heldenthat; sie riefen ihn zum König aus, und verjagten unter seiner Anführung die Lybier. Alle übrige Provinzen Nigritiens folgten diesem Beyspiel, und alle Thronen in diesen Gegenden wurden von lauter Negern besetzt. Jedoch Abubaer war ehrgeizig; er wollte allein über seine Landsleute herrschen, seine Unterthanen liebten ihn, und, weil sie bereit waren ihm zu folgen, so führte er sie aus einem Reiche in das andere, brachte funfzehn Jahre mit ihnen unter den Waffen zu, und bemächtigte sich eines Landstriches von einem unermeßlichen Umfange. Endlich hieß ihm die Andacht seine Waffen niederlegen, worauf er eine Reise nach Mecha vornahm und den Ueberrest seiner Tage in Ruhe vollbrachte.

Eintheilung Nigritiens.

Man kann Nigritien in zwanzig Königreiche eintheilen, welche, von Süden gegen Norden und von Osten gegen Westen zu rechnen, folgende sind: 1. **Bito.** 2. **Tenuamia.** 3. **Dauma.** 4. **Medera** und 5. **Gorania.** Die Könige in diesen fünf Reichen sind sehr mächtig, und ihre Unterthanen arbeitsam und reich. Sie werden für leutselig und treu gehalten; indessen giebt es doch einige unter diesen Völkern, die, wie das Vieh, ohne Gesetze und Religion leben. Die funfzehn andern

Königreiche heißen: 6. Nube oder Nubien, 7. Gaoga, 8. Burnum, 9. Guangara, 10. Zanfara, 11. Zegzeg, 12. Kasena, 13. Gano, 14. Agades, 15. Guber, 16. Gago, 17. Tumbutum, 18. Nelli, 19. Ginea, 20. Gualata.

§. 1.

Das Königreich Nube oder Nubien.

Dieses Königreich wird gegen Mittag durch die Goranische Wüste, gegen Morgen vom Niger, durch welchen man in dieser Gegend fahren oder gehen kann, gegen Mitternacht von Aegypten, und gegen Abend von dem Königreiche Gaoga, umgränzet. Die Hauptstadt Dangala, ist sehr volkreich, und man zählt bey zehen tausend Familien darinnen. Fast alle Häuser sind von Kreide gebauet und mit Stroh gedeckt. Die Einwohner sind reich und treiben einen beträchtlichen Handel mit den Aegyptiern. Die übrigen Oerter in Nubien sind weiter nichts als Flecken uud Dörfer, die längs dem Nil hin und wieder liegen. Dieses Land bringt viel Getraide und Zuckerrohr; das letztere wird aber gar nicht gebraucht. Das Holz ist daselbst ziemlich gemein und das Elfenbein um wohlfeilen Preis zu haben. Man findet hier einen so gewaltsamen Gift, daß wenn man einen Menschen nur ein Körnchen davon reichet, derselbe auf der Stelle des Todes ist, ja wenn

man es auch unter zehen Personen vertheilet, alle in weniger als vier Stunden ohnfehlbar sterben müssen. Er wird nur an Fremde verkauft, und diese müssen schwören, daß sie ihn im Königreiche nicht brauchen wollen. Ueberdem werden sie auch angehalten, eine gleiche Summe an den König zu erlegen, als sie an den Verkäufer bezahlt haben, und wenn ein Neger überwiesen wird, daß er dergleichen Gift ohne Wissen des Monarchen verkauft hat, so wird ihm der Kopf abgeschlagen. Diese Völker führen übrigens fast beständige Kriege mit den Nationen, welche die Wüste bewohnen.

§. 2.

Das Königreich Gaoga.

Die Gränzen des Königreichs Gaoga sind gegen Mittag eine Wüste, die am Ufer des Nils liegt, gegen Morgen Nubien, gegen Norden noch eine andere Wüste, die an Aegypten stößt, und gegen Abend das Königreich Burnum. Es hat von Osten gegen Westen ohngefähr fünf hundert Schritte, und eben so viel von Süden gegen Norden. Die Gaoganer sind rohe ungesittete Leute, und besonders diejenigen, die in den Gebürgen wohnen. Sie gehen ganz nackend und bedecken nichts weiter, als die schaamhaften Theile, mit Thierhäuten. Ihre Häuser sind aus Aesten und Blättern der Bäume geflochten,

und folglich dem Feuer sehr ausgesetzt; ihre Heerden sind zahlreich und sie warten sie mit vieler Sorgfalt. Dieß Volk lebte lange Zeit in Freyheit; es wurde aber von einem seiner Landsleute unter das Joch gebracht. Dieser Mensch gieng bey einem sehr reichen Kaufmann in Diensten und als er einstens in einer Nacht, da er nicht weit von seinem Vaterlande entfernt war, bey ihm schlief, so ermordete er ihn, nahm alles was er habhaft werden konnte und begab sich wieder nach Hause. Die Reichthümer, die er durch sein Verbrechen erworben hatte, erweckten seinen Ehrgeiz: er kaufte Pferde, brachte eine Menge Banditen zusammen, und, nachdem er sich an ihre Spitze gestellet hatte, so fiel er in die Länder der benachbarten Völker, von dannen er, weil er nur mit ohnmächtigen Feinden, die weder Waffen noch Erfahrung besaßen, zu kämpfen hatte, beständig mit reicher Beute zurück kam und eine erstaunliche Menge von Sklaven mit brachte, die er an die Aegyptischen Kaufleute für Pferde vertauschte. Ein jeder wollte seine Reichthümer mit ihm theilen und da sich so viele zu ihm schlugen, so ward die Anzahl seiner Soldaten zuletzt so ansehnlich, daß ihm die Einwohner von Gaoga nicht länger widerstehen konnten, und ihn für ihren Beherrscher erkannten. Sein Sohn erbte von ihm seine Macht und seinen Muth. Er regierete vierzig Jahre und hinterließ den Thron seinem Bruder Moses, dessen Nachfol-

ger Homar war. Dieser verband die Staatsklugheit mit der Herzhaftigkeit. Er erweiterte sein Königreich, und stiftete eine so genaue Freundschaft mit dem Sultan von Aegypten, daß sie sich öfters einander gegenseitige Geschenke machten. Auch die Aegyptischen Kaufleute, besonders diejenigen, so aus Kairo kamen, überbrachten ihm die kostbarsten Sachen, wofür sie von ihm jederzeit doppelt so viel an Werthe zurück empfiengen. Er liebte die Gelehrten, und bezeugte viel Ehrfurcht gegen diejenigen, die für Abkömmlinge Mahomets gehalten wurden. Leo der Afrikaner sagt, daß er einsmals mit einem Vornehmen aus Damiata an den Hof dieses Monarchen gekommen sey, und daß sein Gefährte dem Prinzen ein sehr schönes Pferd, einen Degen, ein Panzerhemde, und verschiedene andere Sachen, die er zu Kairo für hundert und funfzig Pfund Goldes gekauft, überreichet, dagegen aber von Homarn fünf Sklaven, fünf Kameele, fünf hundert Elephantenzähne von ungeheurer Größe, und fünf hundert Pfuud Goldes, erhalten hätte.

§. 3.

Das Königreich Burnum.

Burnum oder Bournum hat gegen Süden die Wüste Seth, gegen Osten aber den Niger zu Gränzen, und erstreckt sich an die hundert und funfzig Meilen jenseits der Quelle

le dieses Flusses. Gegen Norden stößt es noch an eine andere Wüste, und gegen Westen an das Königreich Guangara. Ein Theil dieses Staats ist voller Gebürge und der andere besteht aus ebenen Feldern, auf welchen viele Dörfer stehen, die von sehr reichen Kaufleuten bewohnt werden und Korn im Ueberfluß hervor bringen. Auf den Gebürgen wachsen Früchte von allerhand Arten, sie wimmeln von Viehheerden und die Einwohner sind fast lauter Hirten. Diese letztern gehen den Sommer über ganz nackend ausgenommen, daß sie sich vorn mit einem Stück Fell bedecken; im Winter aber tragen sie Häute, auf welchen sie auch schlafen. Sie kennen weder Gesetze noch Religion. Weiber und Kindee sind unter ihnen gemein. Die eigenthümlichen Benennungen sind ihnen unbekannt, und die Namen, die man ihnen beylegt, werden von ihrer Größe, von ihrer Dicke und überhaupt von ihrer Gestalt her genommen.

Der König von Bournum wohnt in einem großen auf der Ebene gelegenem Dorfe, und stammt aus einer Landschaft in Lybien her, die **Bardoa** genannt wird. Er hält gemeiniglich über drey tausend Reuter, sein Fußvolk aber hat keine bestimmte Zahl, weil alle seine Unterthanen Soldaten sind, die so bald er es befiehlt die Waffen ergreifen und mit ihm zu Felde ziehen müssen. Seine Einkünfte bestehen in dem Zehnten, den er von der

Aerndte bekommt, und in dem Raube, den er den Feinden abnimmt; denn er ist mit einem gewissen Volke, das jenseits der Wüste Seth wohnet, in einem immerwährenden Kriege verwickelt, und diese Feindschaft rührt daher, weil diese Nation ehemals durch die Wüste gegangen ist und seine Staaten verwüstet, auch einen Theil seiner Unterthanen getödtet hat. Er ließ einsmals den Kaufleuten aus der Barbarey sagen, daß sie ihm so viel Pferde als sie nur schaffen könnten, liefern sollten, und daß er ihnen für jedes Pferd funfzehn Sklaven geben wollte. Sie brachten ihm also ungesäumt eine beträchtliche Anzahl derselben, als sie aber die versprochene Belohnung erhalten sollten, so musten sie so lange warten, bis der König von seinem Feldzuge zurück gekommen war. Seitdem ist es zur Gewohnheit geworden, die Pferde mit Sklaven zu bezahlen und die Kaufleute sehen sich genöthiget, auf die letztern drey Monathe lang zu warten, und so lange auf Kosten des Monarchen zu zehren. Es fügt sich auch zuweilen, daß sie noch länger, ja manchmal ganze Jahre lang, sich gedulden müssen, weil der König bey seiner Zurückkunft aus dem Kriege nicht immer so viel Sklaven mitbringt, als zur völligen Befriedigung der Kaufleute erfordert werden. Dieser Monarch besitzt inzwischen unermeßliche Reichthümer. Seine Steigbügel, seine Sporen, seine Zäume, seine Lanzen, seine Schüsseln und sein Geschirr,

ja so gar die Ketten, woran seine Jagdhunde gelegt werden, sind von lautern Golde; er ist aber dem ohngeachtet so geizig, daß er alles, was er kauft, nicht anders als mit Sklaven bezahlet.

§. 4.

Das Königreich Gnangara.

Gnangara hat gegen Mittag eine Kette von Bergen, gegen Osten und Norden den Niger, und gegen Westen ebenfalls ein Gebürge zu Gränzen. Man findet in diesem Lande lauter kleine Dörfer, die schlecht gebaut sind; nur eins darunter ist ziemlich gros und hat gute Häuser. Die Einwohner sind sehr reich. Sie trieben ehemals einen starken Handel mit ihren Nachbaren, welcher aber seyd einiger Zeit unterbrochen worden, weil sie von allen Seiten mit unversöhnlichen Feinden umgeben sind. Gegen Westen werden sie von dem Könige zu Tumbutum unaufhörlich angefallen nnd vor dem Könige von Burnum, der ihnen gegen Morgen wohnt, dürfen sie die Waffen nicht aus den Händen legen. Um das Jahr 1500 brachte Abraham, König von Burnum, ein mächtiges Heer zusammen und rückte mit demselben in das Königreich Gnangara, in der Absicht, den Monarchen von dort zu verjagen; als er aber vernahm, daß Homar, König von Gaoga, in seine eigene Staaten mit gewaf-

neter

neter Hand eingefallen sey, so ließ er sein Vorhaben fahren, um sich wider diesen neuen Feind zu vertheidigen.

Recht gegen Mittag von Gnangara liegt ein Strich Landes, wo man viel Gold antrift; weil aber die Kameele auf den Wegen, die dahin führen, nicht fortkommen können, so muß man die Waaren, die man daselbst vertauschen will, durch Sklaven tragen lassen. Diese elenden Geschöpfe können des Tages zehn bis zwölf Meilen gehen, wenn sie auch gleich fast über ihre Kräfte beladen sind; ja es giebt einige, die den Weg zwischen Morgen und Abend zweymal zurück legen. Allein, die Grausamkeit, mit welcher man ihnen begegnet, wird durch ihren Fleiß nur noch mehr gereizet, und man zwingt sie, ausser den Waaren, auch noch die Lebensmittel für ihre Herren und für die Soldaten, die sie begleiten, zu tragen.

Der König von Gnangara ist mächtig. Seine Einkünfte sind ansehnlich und er hält eine Leibwacht, die aus sieben tausend Mann zu Fuß und aus fünf hundert Reutern besteht.

§. 5.

Das Königreich Zanfara.

Dieser Staat liegt Zegzeg gegen Morgen, und hat rohe Einwohner, die weder Gesetze noch Religion haben und wie das Vieh leben. Sie sind gros, stark und ansehnlich; ihre

Haut

Haut ist von einer schönen Schwärze und ihr Gesicht breit und platt. Sie hatten ehemals einen König; allein Ischia, Beherrscher von Tumbutum, räumte ihn mit Gift aus dem Wege, und brachte Zanfara unter seine Bothmäßigkeit, so daß es seitdem einen Theil seiner Staaten ausmacht. Dieses Land bringt viel Getraide, Reis, Hirse und Baumwolle hervor.

§. 6.

Das Königreich Zegzeg.

Zegzeg liegt Gnangara gegen Westen. Der Niger umgränzt es gegen Norden, und Kasena gegen Abend. Ein Theil dieses Landes ist mit Bergen angefüllt, wo es sehr kalt ist, und der andere Theil besteht aus einer Ebene, wo sich eine sehr heiße Luft verbreitet. Die Einwohner der Gebürge machen mitten in ihren Hütten ein sehr helles Feuer, und setzen glüende Kohlen unter ihre Betten, die deshalb hoch über der Erde stehen. Ihre Felder werden von verschiedenen Bächen benetzet und tragen alle Arten von Früchten. Sie treiben Handel mit ihren sämmtlichen Nachbaren, und sind ziemlich reich. Ischia, König von Tumbutum, ließ den Fürsten dieses Staats ein gleiches Schicksal, wie dem Könige von Zanfara, wiederfahren und bemächtigte sich darauf seines Reiches, welches ihm von der Zeit an beständig unterworfen gewesen ist.

§. 7.

§. 7.

Das Königreich Kasena.

Kasena liegt Zegzeg gegen Abend, und hat Einwohner von einer sehr schwarzen Farbe, dicken Nasen und sehr aufgeschwollenen Lefzen, Sie besitzen einen niederträchtigen Charakter, der mit einer ausserordentlichen Trägheit vergesellschaftet ist. Ihre Dörfer sind fast gar nicht bewohnt und an statt der Häuser haben sie elende Hütten. Das Erdreich ist bergicht und dürre; es bringt aber doch Gerste und Hirse hervor. Uebrigens gehört dieß Königreich ebenfalls dem Könige von Tumbutum, nachdem er dem Regenten desselben vom Leben geholfen hatte.

§. 8.

Das Königreich Kano.

Dieß Land ist auf der Seite gegen Morgen funfzig Meilen vom Niger entfernt. In der Mitte desselben trift man eine Stadt an, die eben denselben Namen führet. Ihre Mauren und Häuser sind aus Kreide gebauet, und sie wird von Kaufleuten bewohnt, die von sanfter und höflicher Gemüthsart sind. Der gröβte Theil der Unterthanen von Kano lebt in Flecken und Dörfern, die übrigen aber halten sich hin und wieder auf den Feldern auf, wo sie die Heerden weiden und das Feld bauen. Der König, der diesen Staat beherrscht,

herrscht, war ehemals sehr mächtig und hielte eine große Anzahl von Reutern; allein er wurde mit der Zeit gezwungen, den Königen von Kasena und Zegzeg, die sich wider ihn verbunden hatten, Tribut zu erlegen. Kurz darauf stellte sich der König von Tumbutum, als wenn er sich mit diesen beyden Prinzen in ein Freundschaftsbündniß einlassen wollte, und gewann ihr Vertrauen, dessen er sich aber zu ihrem Verderben bediente. Er vergab sie mit Gift und bemächtigte sich, wie wir vorher gesehen haben, ihrer Staaten, worauf er seine Waffen wider den König von Kano kehrte und ihn überwand, nachdem er ihn in verschiedenen Treffen geschlagen hatte. Ohne jedoch seinem Ehrgeize Schranken zu setzen, hörte er auf in Betrachtung seiner grausam zu seyn und gab ihm seine Krone wieder, jedoch mit der Bedingung, daß dieser Prinz sich mit einer von seinen Töchtern vermählen, ihm aber den dritten Theil seiner Einkünfte überlassen sollte, und seit dieser Zeit hält er beständig Gevollmächtigte am Hofe zu Kano, die diesen Tribut empfangen müssen.

Der Boden ist ziemlich fruchtbar, und bringt viel Korn, Reis und Baumwolle hervor. Es giebt aber auch viele Wüsteneyen, Gebürge und Wälder im Lande, in welchen man eine ungeheure Menge von wilden Citronen und Limonien antrift, die von denen, so man durch Kunst gezogen hat, wenig unterschieden sind.

§. 9.

§. 9.

Das Königreich Agades.

Agades liegt der Wüste Sara gegen Mittag. Fast alle Einwohner dieses Reiches sind Hirten, die sich unter Hütten, so von Blättern gemacht worden, aufhalten, und ein unstätes Leben, wie die Araber, führen. Die Hauptstadt wird ebenfalls Agades genannt. Sie ist mit Mauern umgeben, und wird von fremden Kaufleuten und Künstlern, imgleichen von den Soldaten des Fürsten, bewohnt. Die Kaufleute halten sich Sklaven, die sie begleiten müssen, wenn sie von Kano nach Bournum reisen, weil sie auf dieser Landstraße, die immer voll Räuber ist, großer Gefahr ausgesetzt sind. Der Pallast des Königs steht mitten in der Stadt, und dieser Monarch pflegt mit den Unterthanen, die in der Wüste leben, sehr gelinde umzugehen, theils, weil er selbst von daher stammet, theils aber auch, weil sie schon öfters einen König abgesetzt und einen andern an seine Stelle erwählet haben, ohne daß man es gewagt hat, sich ihnen zu widersetzen. Der Zoll, den er auf die fremden Waaren gelegt hat, ist sehr beträchtlich und macht den größten Theil seiner Einkünfte aus, er ist aber gehalten, dem Könige von Tombutum hundert und funfzig tausend Pfund Goldes abzugeben.

§. 10.

§. 10.

Das Königreich Guber.

Guber liegt Gago gegen Abend, und ist ohngefähr drey hundert Meilen davon entfernt. Diese beyden Länder werden durch eine dürre Wüste von einander abgesondert. Das erstere ist mit sehr hohen Bergen umgeben und voller Dörfer, die von Hirten bewohnt werden, deren Ochsen, Kühe, Schöpse ꝛc. aber viel kleiner sind, als sie sonst in den übrigen Landschaften Nigritiens zu seyn pflegen. Ausser den Hirten trift man auch noch daselbst Künstler, Weber und Schuster an, welche letztere solche Schuhe machen, wie sie von den Römern im mittlern Alter getragen wurden. Der Hauptort ist ein großes Dorf, das ohngefähr sechs tausend Familien enthält und von allerhand Kaufleuten bewohnt wird. Der König hatte ehemals sein Hoflager daselbst, allein der Fürst von Tombutum grif ihn an, schlug sein Heer, brachte ihn um, ließ seine noch unmündigen Kinder verstümmeln, und nahm sie an seinen Hof, wo sie die Dienste der Verschnittenen verrichten mußten. Er ließ auch darauf den größten Theil der Einwohner von Guber wegführen, und schickte Statthalter dahin, welche diejenigen, die er noch zurück gelassen hatte, durch ihre Erpressungen vollends zu Grunde richteten.

§. 11.

Das Königreich Gago.

Das Königreich Gago hat seinen Namen von einer Stadt, die unter dem sechsten Grad, dreyßig Minuten, der Länge gelegen ist. Sie hat keine Mauren und ihre Häuser sind bloße Hütten. Der königliche Pallast ist durch eine Mauer von den andern Wohnungen abgesondert, und ehe man hinein tritt, so kommt man in einen großen Hof, wo der Monarch die Rechtssachen schlichtet. Diese Stadt ist gleichsam der Versammlungsort aller Afrikanischen Kaufleute. Man findet daselbst an den Markttagen Waaren von allerhand Arten, Tücher aus der Barbarey und aus Europa, Sklaven von jedem Alter und Geschlechte, Pferde, Degen, Spornen, Zäume ꝛc. und das Gold ist allda so gemein, daß alle Waaren noch viermal so hoch, als in Europa, verkauft werden. Dieser Ort ist der einzige im Königreiche, den man eine Stadt nennen kann; die andern sind bloße Flecken oder Dörfer, so von Hirten und Arbeitsleuten bewohnt werden, die im Sommer nur blos die Theile bedecken, die man verbergen muß, im Winter aber Häute um sich schlagen. Einige tragen auch Schuhe von Kameelleder. Sie befinden sich wegen der Erpressungen der Großen in den elendesten Umständen. Das Land bringt übrigens Getraide, Reis, Citronen und Melonen hervor. Das Fleisch ist

daselbst auch genugsam zu haben; allein der Palmwein, das Obst und das Salz sind sehr seltene Waaren. Man trift hier Brunnen an, deren Wasser sehr gut ist.

§. 12.

Das Königreich Tumbutum.

Tumbutum ist eines der mächtigsten Königreiche in Nigritien. Die Hauptstadt, so eben den Namen führt, ist zwölf tausend Schritte von einem Arme des Nigers entfernt, der sich zur Linken dieses Flusses gegen den 19ten Grad 15 Minuten nordlicher Breite und gegen den 18ten Grad der Länge ergießet. Sie wurde im Jahr 1232 der christlichen Zeitrechnung und im 622sten der Hegire, von einem gewissen Solimann in Monathsfrist erbauet. Die Häuser sind von Kreide aufgeführet und mit Stroh gedeckt; man findet aber doch daselbst einen Tempel von einer ziemlich guten Bauart, dessen Mauren von Stein und Kalk aufgeführet worden, und der Pallast des Königs ist ebenfalls ein ziemlich schönes Gebäude. Es halten sich in dieser Stadt viel Kaufleute, Handwerker und Fabrikanten auf, die baumwollene Zeuge verfertigen, es werden auch Europäische Tücher dorthin gebracht, und sehr theuer verkauft; kurz, es wird hier ein so beträchtlicher Handel getrieben, daß alle Einwohner durchgehends sehr reich sind, und zu

den Zeiten Leons des Afrikaners befanden sich zween allda, die so große Schätze besaßen, daß so gar der König kein Bedenken trug, ihnen seine Töchter zur Ehe zu geben. Die Männer sind von einem sanften und friedfertigen Naturell: sie lieben das Tanzen so sehr, daß sie öfters einen Theil der Nacht damit zubringen, und jeder hält eine gewisse Anzahl Sklaven von beyden Geschlechtern. Die Weiber sind beständig geschleiert, ausgenommen die Mägde und diejenigen, so Eßwaaren auf den Märkten verkaufen. Dieser Ort ist den Feuersbrünsten sehr ausgesetzt und schon öfters ganz abgebrannt. Uebrigens findet man daselbst weder Früchte noch Gärten.

Ausser dieser Stadt giebt es noch verschiedene Flecken in dem Königreiche Tumbutum, wohin unter andern Kabra gehört, welcher Ort zwölf Meilen von der Hauptstadt am Niger liegt, und eben solche Häuser und Einwohner, wie Tumbutum, hat. Alle Neger, die im Lande Handel treiben, pflegen daselbst auf Schiffen anzukommen. Der König hat auch allda einen Richter verordnet, um denen, die eine Rechtssache haben, die Mühe zu ersparen, nach Hofe zu reisen. Es herrschen im Lande häufige Krankheiten, wovon die Ursache einer gewissen Speise, die daselbst sehr gewöhnlich ist, und in einem Gemische von Fischen, Milch, Butter und Fleisch besteht, zugeschrieben wird.

Der

Der König von Tumbutum ist der mächtigste Monarch in ganz Nigritien. Fast alle seine Nachbaren sind ihm zinsbar; man meynt aber, daß er selbst ein Vasall von Marokko seyn soll. Er hat unermeßliche Reichthümer in seinem Schatze, und sein Hof ist prächtig. Wenn er eine Reise vornimmt, oder in den Krieg zieht, so besteigt er ein Kameel, das von den vornehmsten Großen des Reichs geführet wird. Er hält drey tausend Reuter, die Anzahl des Fußvolks ist zwar nicht bestimmt, jedoch allemal sehr ansehnlich. Seine Unterthaneu erscheinen niemals vor ihm, ohne sich zur Erde zu werfen, und die Fremden, ja so gar die Gesandten selbst, sind von dieser Demüthigung nicht ausgenommen. Er leidet keinen Juden in seinen Staaten und sein Haß gegen diese Nation geht so weit, daß er einem Unterthan, der mit einem Juden Verkehr treibt, so bald es verrathen wird, alle seine Güther einziehen läßt. Die vornehmsten Personen des Königreichs sind die Richter, die Doktoren, und die Priester, welche sämmtlich auf Kosten des Königs versorgt und unterhalten werden. Die Mohren bringen eine unbeschreibliche Menge Bücher und Handschriften dorthin, die viel theurer, als andere Waaren, bezahlt werden.

Die gangbare Münze in Tumbutum besteht in Muscheln, die aus Persien gebracht werden, und davon vierzig einen Goldgran ausmachen. Ein solcher Goldgran, welches

die schwerste Münze ist, wiegt noch nicht völlig eine Unze. Man findet zu Tumbutum Getraide, Vieh, Milch und Butter; das Salz aber ist daselbst sehr beynöthig. Die dasigen Pferde sind sehr klein; es werden aber viele aus der Barbarey geholet, und so bald der König erfährt, daß die Kaufleute dergleichen gebracht haben, so läßt er die schönsten aussuchen und bezahlt dafür sehr reichlich. Es giebt übrigens auch viele Goldgruben in diesem Königreiche.

§. 13.

Das Königreich Melli.

Melli hat einen Umfang von dreyhundert Meilen und liegt am Ufer eines kleinen Flusses, der aus dem Niger kommt. Es wird gegen Norden von dem Königreiche Ginea, gegen Abend von weitläuftigen Wäldern, gegen Mittag von Wüsteneyen und Gebürgen, und gegen Morgen von dem Königreiche Gago umgränzet. Der Hauptort ist ein großer Flecken, der ebenfalls Melli genannt wird, und über sechs tausend Familien enthält, die aus sehr reichen Kaufleuten und Künstlern bestehen, welche für die leutseligsten und redlichsten in ganz Nigritien gehalten werden. Die Fremden werden daselbst durchgehends sehr gut aufgenommen. Es giebt allda viele Tempel, wie auch viel Priester und Lehrer, welche letztern, da sie kein Schulhaus haben,

in den Tempeln ihre Stunden halten. Die Einwohner von Melli sind die ersten Neger, die den mahometanischen Glauben angenommen haben, den sie von einem Onkel des Königs Josephs von Marokko empfiengen, als sich derselbe des Königreichs Melli, das er hernach seinen Abkömmlingen hinterließ, bemächtigt hatte. Ischia, der sich, wie wir gesehen haben, viele Königreiche unterwarf, griff den König von Melli an, schlug und zwang ihn, einen so starken Tribut zu erlegen, daß er kaum etwas zum Unterhalte seines Hauses übrig behielte.

In einem Briefe, den Moore seinen Reisen in die innern Afrikanischen Länder vorgesetzt hat, theilt er die Nachricht mit, daß ein Morokkanischer Gesandter zu London gesagt hätte, die Königreiche Tumbutum, Melli und Gago wären von dem Könige von Marokko erobert worden, und würden jetzt durch Bassen regieret.

Uebrigens findet man in Melli Gold, Datteln, Senesblätter, Strausfedern und Sklaven in großer Menge *).

§. 14.

Das Königreich Ginea.

Dieß Königreich wird von den Arabischen Kaufleuten Gheneoa, von den Negern Geni,

*) Brüe.

ni, und von den Europäern Ginea genennet. Es hat gegen Morgen Tombutum, gegen Norden Gualata, gegen Abend die Wüste und gegen Süden Melli, zu Gränzen. Es erstreckt sich auf fünf hundert Schritte längs dem Niger. Man findet in diesem Königreiche weder Städte noch Zelter, sondern nur ein Dorf, das von dem Könige, den Priestern, den Lehrern, den Adelichen und den Kaufleuten, bewohnt wird. Die Häuser sind Hütten von Kreide und mit Stroh gedeckt. Die Einwohner tragen eine Art von schwarzen oder blauen baumwollenen Röcken, und der Priester, wie auch der Lehrer ihre, sind von weisser Farbe. Zur Zeit der Ueberschwemmungen des Nigers ist das ganze Land mit Wasser umgeben, und formiret gleichsam eine Insel, zu welcher man nicht anders, als auf Booten, gelangen kann.

Vor Zeiten war Ginea den Libyern unterworfen; hernach wurde es von dem Könige Tombutum erobert, der den König von Ginea wegführte, und ihn bis an seinen Tod in der Gefangenschaft schmachten ließ. Man trift in Ginea verschiedene Arten von Getraide und Baumwolle an. Das Land bringt nichts als Datteln hervor, und andere Früchte sind daselbst gänzlich unbekannt. Die Münze, deren man sich allda bedient, ist von Eisen und von Golde, jedoch mit keinem Stempel bezeichnet.

§. 15.

Das Königreich Gualata.

Gualata ist das kleinste Königreich in ganz Nigritien. Es sind nur drey Flecken, nebst einigen kleinen Dörfern, darinnen, und das Land, welches von schwachen Umfange ist, bringt nichts als Datteln hervor. Es wird gegen Mittag von dem Königreiche Nun, gegen Morgen von dem Flusse, gegen Norden von Tombutum, und gegen Abend von der Wüste, umgränzet. Ehemals lag eine grosse Stadt daselbst, wo ein ansehnlicher Markt gehalten wurde, sie ist aber seit einiger Zeit von den Kaufleuten verlassen worden, die sich nunmehro nach Tumbutum und Gago begeben, wodurch Gualata in große Armuth gerathen ist. Die Einwohner haben alle eine sehr schöne schwarze Farbe.

Der König von Gualata wurde von dem Monarchen von Tombutum angegriffen, geschlagen und in die Wüste zu fliehen gezwungen. Weil der letztere aber besorgte, daß der vertriebene König die daselbst wohnenden Araber und Mohren auf seine Seite bringen, und ihn gemeinschaftlich mit diesen Völkern angreifen möchte, so ließ er ihm antragen, daß er seine Staaten gegen einen jährlich zu erlegenden ansehnlichen Tribut wieder in Besitz nehmen sollte.

Die Manns- und Weibspersonen bedecken sich den Kopf und das Gesicht. Gesetze

und Justiz sind dort unbekannt; alle Menschen sind daselbst einander gleich und die Noth ist allgemein. Es fehlt den Einwohnern an allen Arten von Zuchtvieh; hingegen gewinnen sie Honig und Hülsenfrüchte.

Neuntes Hauptstück.

Die Wüste Sara.

Sie erstreckt sich vom sechszehnten Grad der nordlichen Breite bis an den fünf und vierzigsten, und wird gegen Mitternacht von der eigentlich so genannten Barbarey, gegen Morgen von Aegypten und Nubien, gegen Mittag von Nigritien, und gegen Abend von dem Weltmeere ümgränzet. Dieser Umfang enthält von Osten gegen Westen über acht hundert, und von Süden gegen Norden drey hundert und funfzig gemeine französische Meilen. Die Lateiner nannten sie die Lybische Wüste; die Araber aber nennen sie schlechtweg die Wüste, welches Wort in ihrer Sprache Sara heisset, woraus die Europäer einen eigenthümlichen Namen gemacht haben. Dieses ganze Land ist flach, sandig und unfruchtbar. Die Karavanen, die solches durchwandern, wenn sie nach Nigritien reisen, müssen sich nach der Magnetnadel richten, sie kommen aber öfters aus Mangel des Wassers um

um und viele sind im Sande begraben worden.

Die Küste, die sich von dem gegen Mittag liegenden Maringoischen Bache bis an das Kap Agulon gegen Norden erstreckt, vertieft sich je mehr und mehr gegen Osten. Sie wird in verschiedene Vorgebürge eingetheilet, darunter das Kap Nirik, das weisse Kap, das Kap da Ouro, das Kap Bojador, und das Kap Nun, die vornehmsten sind. Seit einiger Zeit liegt sie ganz wüste; man findet aber noch daselbst die Trümmern von den beyden Festungen, welche die Europäer allda, und zwar die eine zu Port-Addi oder, nach der verfälschten Aussprache, zu Portandik, die andere aber zu Arguin angelegt hatten.

Portandik, von den Mohren Goura oder Jura genannt, ist eine Bay, die im achtzehnten Grad sechs Minuten nordlicher Breite liegt. Zwo große Sandbanken, die nur zwo bis drey Klaftern Wasser haben, und auf beyden Seiten mit dem festen Lande zusammen hängen, dienen derselben zu einer natürlichen Schutzwehr, und machen in der Mitte einen Kanal, der ohngefähr achtzig Klafter breit ist. Das Wasser ist daselbst fünf bis sieben Klafter tief. Wenn man nahe an Portandik kommt, so muß man die Vorsichtigkeit brauchen, das Senkbley beständig zur Hand zu haben, und eine Barke voran schiffen zu lassen, so lange bis man den Kanal gefunden

und

und ihn ganz durchgeschift hat. Als die Holländer im Jahr 1721 von den Franzosen aus der Insel Arguin waren verjagt worden, so ließen sie sich zu Portandik nieder, und legten daselbst ein hölzern Fort an; allein die Franzosen bemächtigten sich im Jahre 1724 desselben, und richteten allda ein Komtor auf, welches der Faktorey zu Arguin untergeordnet wurde.

Einige funfzig Meilen von Portandik sieht man eine Bay, die ohngefähr zwölf Meilen breit ist, und in deren Mitte drey Inselu liegen. Die größte davon wird von den Arabern Ghir, und vrn den Europäern Argouin genennet. Sie ist anderhalb Meilen lang, und eine Meile breit. Die andern beyden sind viel kleiner, und ebenfalls unfruchtbar. Man kann auf der erstern nicht anders, als mit Schaluppen landen, und die beste Gegend zum Aussteigen ist auf der Mittagsseite, an einem flachen Ufer. Sie wurde im Jahre 1444 von den Portugiesen entdeckt, welche 1455 ein Fort daselbst zu erbauen anfiengen, das aber erst 1492 fertig wurde. Die Holländer machten sich 1638 Meister davon, und behielten sie bis 1665, da sie von den Engländern daraus vertrieben wurden; sie nahmen sie aber nach kurzer Zeit wiederum ein, verbesserten die Festungswerke und nöthigten eine Anzahl Mohren sich daselbst nieder zu lassen. Im Jahre 1678 bemächtigten sich die Franzosen derselben und der Besitz davon

von wurde ihnen im Nimwegischen Frieden zugestanden. Die Holländer fanden aber dennoch Mittel, eine neue Niederlassung daselbst anzulegen, dergestalt, daß diese Insel wechselsweise beyden Nationen zugehöret hat. Sie ist von den Franzosen, die sie im Jahre 1724 zum letzten mahl einnahmen, vor einiger Zeit verlassen worden.

Das weisse Kap liegt achtzehn Meilen Nordwärts von der Insel Arguin gegen den zwanzigsten Grad dreyßig Minuten mitternächtlicher Breite *). Es hat den Namen von dem weissen Sande, den man daselbst antrift, und auf welchem weder Bäume noch Stauden wachsen. Die Gestalt desselben ist dreyeckigt, und eine jede der drey Spitzen liegt eine Meile von der andern. Auf der Mittagsseite findet man eine tiefe Bay, und in derselben eine Menge natürlicher Häven und kleiner Flüsse. Sie hat einen Umfang von zwölf Meilen, einen ungleichen Grund und ihre Küsten sind dürre, unfruchtbar und gänzlich wüste.

Im innern Lande, sechs Tagereisen vom Ufer, liegt eine Stadt, **Hoden** genannt, die keine Mauren hat, und der gewöhnliche Sammelplatz der nach Tombutum gehenden Karavanen ist. Die Lebensmittel, so man daselbst antrift, sind Datteln und Gerstenbrod; das Wasser hingegen ist so selten, daß man sich statt

*) Brüe.

statt allen andern Getränkes der Milch von Kameelen bedienen muß. Es können in diesem dürren Lande weder Ochsen, Kühe noch Schöpse gezogen werden.

Gegen Morgen, und zwar sechs Tagereisen von Hoden, liegt noch eine Stadt, **Teggaza** genannt, welches einen güldenen Kasten bedeutet. Aus diesem Orte wird alle Jahre eine Menge Steinsalz gehohlt, und mit Kameelen nach Tumbutum und Melli verführet.

§. 1.

Eintheilung der Wüste Sara.

Die Erdbeschreiber theilen die Wüste Sara in fünf Theile, die nach verschiedenen Stämmen, die solche bewohnen, genannt werden. Wir wollen den Weg, dem wir in diesem Werke beständig gefolgt sind, auch hier erwählen, und von Osten anfangen, bey Westen aber stehen bleiben. Der erste Theil von Sara wird demnach die **Wüste Berdoa**, der zweyte die **Wüste Lemta**, der dritte die **Wüste Terga**, der vierte die **Wüste Zuenziga** und der fünfte die **Wüste Lanhaga** genennet.

1. **Berdoa** stößt gegen Morgen an Aegypten und Arabien, gegen Norden an das Königreich Faisan und an den Staat von Tripoli, gegen Mittag aber an eine Reihe von Bergen, die für das Gebürge Girgeri, dessen

dessen Ptolomäus erwähnt, gehalten, jetzt aber **Tantanah** genennet werden. Diese Wüste hat so wohl von Morgen gegen Abend, als auch von Mittag gegen Mitternacht, einen Umfang von zwey hundert Meilen, und einen dürren trockenen Boden.

2. **Lemta** liegt Berdoa gegen Abend. Sie wird gegen Südwesten von einem Gebürge umgränzet und erstreckt sich von Süden gegen Norden auf zwey hundert und vierzig Meilen.

3. **Terga** ist der vorigen Wüste gegen Südwesten gelegen und nimmt von Mittag gegen Norden ohngefähr hundert und vierzig, und von Morgen gegen Abend hundert und zehn Meilen ein. Sie hat Brunnen, die ziemlich gutes Wasser geben. Ihr mittäglicher Theil ist nicht so dürre, als die andern Gegenden, und bringt gutes Gras hervor.

4. Die Wüste **Tuenziga**, zwischen Terga und Zanhaga, davon die erstere ihr gegen Südost, und die letztere gegen Südwest liegt. Ihr östlicher Theil ist unbewohnt, und in dem südlichen liegen die Königreiche Soutra und Chinqvela, wie auch die Stadt **Tagazis** oder **Tesset** *). Sie ist mit steinernen Mauren umgeben; allein es ist daselbst weder Gewerbe noch Polizey, und die Weiber haben allda das meiste Ansehen. Der Kayser von Marokko hält dort einen Statt-

*) Dom Vaissete, historische Geographie, 11ter Theil.

Statthalter und eine Besatzung. Die Einwohner sind sehr arm. Das Land bringt etwas Hirse, Datteln und Oliven hervor.

5. Zanhaga liegt in dem Theil der Wüste Sara, der sich am meisten gegen Abend erstreckt, und nimmt von Mittag gegen Norden einen Raum von ohngefähr vier hundert, und von Morgen gegen Abend drey hundert Meilen ein. Sie hat gegen Süden den Niger, gegen Osten Zuenziga, gegen Norden das Königreich Sus nebst dem Kayserthum Marokko, und gegen Westen das Meer zu Gränzen. In dieser Wüste liegen eigentlich die Forts Portandik and Arguin, imgleichen die Städte Teggazza und Hoden, deren wir vorher erwähnet haben.

Zanhaga gegen Mittag, sechs Meilen über dem Niger, und in der Gegend des Sees Kaer, findet man drey Wälder, die ohngefähr zehn Meilen lang, und sechs Meilen breit sind. Sie bestehen aus Bäumen, die das Senegalische Gummi tragen, und liegen zehn Meilen von einander. Der eine, so am meisten gegen Mittag liegt, wird Alfatok, der andere Lebiar, und der dritte Sahel genennet. Ein solcher Gummibaum ist eine Art von Akacia, ziemlich klein und beständig grün. Er hat so häufigen Saft, daß er durch die Rinde dringet, da er alsdenn von der Sonne verdicket, und das Gummi

daraus

daraus zubereitet wird *). Dieses letztere wird des Jahres zweymal, im März und im December gesammlet; die letzte Aernte ist aber die beste. Es werden demselben viele vortrefliche Eigenschaften zugeschrieben. Es soll nehmlich die Kolik vertreiben, wenn man es in Milch zergehen lässet, und warm zu sich nimmt, imgleichen soll es das Geblüt erfrischen, die wässerigten Feuchtigkeiten verdicken und verhindern, daß sie nicht ins Blut übergehen. Man braucht dieß Harz auch in Wollen- und Seidenmanufakturen, die Färber pflegen sich desselben ebenfalls sehr stark zu bedienen, und es wird überhaupt eben so hoch gehalten, als das Arabische Gummi.

Die Mohren verkaufen dieses Gummi. Sie bringen es nach einer Gegend, die einige Meilen über dem Niger liegt und warten daselbst, bis die Europäer kommen, und es von ihnen erhandeln. So bald diese letztern von ihrer Ankunft Nachricht erhalten haben, so begeben sie sich unverzüglich mit ihren Waaren an den Ort wo der Markt gehalten wird, welcher gemeiniglich im April angehet.

Auf diesem Markte pflegen die Europäer, nach einer seit vielen Jahren eingeführten Gewohnheit, die Araber mit Lebensmitteln zu versorgen, welches den erstern viel unnütze Kosten verursachet, weil sich unter dem Vorwande, Handel zu treiben, viele Räuber von die-

*) Brüe.

dieser Nation daselbst einfinden, die alle nur die Absicht haben, sich frey halten zu lassen und zu stehlen. Brüe, dessen Einsicht und Entschlossenheit man nicht gnugsam bewundern kann, fand aber bald ein Mittel, diesem Misbrauch abzuhelfen. Er ließ nehmlich um seine Waarenhäuser einen sechs Fuß breiten und eben so tiefen Graben aufwerfen, solchen mit einer Dornenhecke umzäunen, den Eingang aber befestigen und von zween wohlbewafneten Laptos oder freyen Negern bewachen, auch über diesem Eingang zwo kleine Kanonen stellen, demnächst aber bekannt machen, daß sonst niemand, als nur diejenigen, die Gummi brächten, und zwar nach dem Verhältniß dessen, was sie bringen würden, bekostiget werden sollten. Dem zu folge wurde jede Portion auf zwey Pfund Rindfleisch und eben so viel Kuskus fest gesetzt, und ein Verkäufer mußte wenigstens einen Centner Gummi bey sich haben, wenn ihm eine solche Portion gereichet werden sollte. Durch dieses Mittel gelang es ihm, den Markt von Dieben und müßigem Gesindel zu reinigen.

Die Waaren, die den Mohren für das Gummi gegeben werden, sind: blau oder roth wollen Tuch, kleine Spiegel, hölzerne Kämme, Schlösser, Messer, silberne Perlen, Börnstein, Korallen, Eisen in Stangen, Gewürznäglein, Papier, kupferne Kessel und Becken, Glasknöpfchen von rother und anderer Farbe ꝛc.

§. 2.

§. 2.

Völker, so diese Wüsteneyen bewohnen.

Die Nationen, so in der Wüste Sara zerstreut sind, bestehen aus einem Gemische von Mohren und Arabern. Die erstern stammen aus der Barbarey, die letztern aber sind Abkömmlinge der Araber, die ehemals Afrika zu den Zeiten der Kalifen erobert haben.

Weil die Mohren eine viel stärkere Anzahl ausmachen, als die Araber, so werden beyde Völker überhaupt mit dem Namen der erstern bezeichnet. Diejenigen, so in dem östlichen Theile der Wüste wohnen, sind gänzlich unbekannt; wir können also nur von denen reden, die sich in der westlichen Gegend aufhalten. Diese werden in drey Stämme, **Torga, Zuenziga und Zanhaga**, eingetheilet. Sie erkennen niemanden für ihren Beherrscher, sondern ein jeder Stamm macht eine kleine Republick aus, die von einem Oberhaupte regieret wird, welches gemeiniglich der Reichste des ganzen Stammes ist. Derjenige, so dem Stamm Terga im Jahre 1715 vorstund, hieß Addi. Er war von mittelmäßiger Größe, aber wohl gewachsen, und stark von Gliedern. Er hatte eine Adlersnase, große und lebhafte Augen, einen kleinen Mund, schöne Zähne, einen langen Bart, kurze Haupthaare, und eine ziemlich sanfte Gemüthsart. Seine Kleidung bestand in ei-

ner Art von weissem Hemde, das sich über den Beinkleidern erweiterte, ingleichen in einem Gürtel von Nesseltuch, woran ein Messer in Gestalt eines Dolches hieng, und sein Oberkleid war ein weiter Rock von weissem Zeuge mit einer Kappe; denn ob er gleich ein Mahometaner war, so trug er doch keinen Turban. Er bediente sich gemeiniglich der Kameele zum Reiten, weil er, wie alle Araber, seine Pferde schonte, und sie nur in den Feldzügen brauchte. Er kam auf den Gummimarkt, besuchte den Herrn Brüe, und unterredete sich vermittelst eines Dollmetschers eine lange Zeit mit ihm. Wenig Tage darauf erschien auch die Mutter und die Gemahlinn des Prinzen auf dem Markte. Eine große Anzahl gewafneter Soldaten, die theils auf Kameelen, theils auf Pferden ritten, zog vor ihnen her. Hierauf folgten acht bis zehn Kameele, die auf ihren Rücken einige mit blauen Tuche beschlagene Stühle trugen, und alsdann sahe man einen noch viel größern Kameel, der ebenfalls mit einem großen offenen jedoch mit einem Sonnenschirm versehenem Stuhle beladen war, auf welchem zwo Damen gegen einander über saßen, und dieses waren die Mutter und die Gemahlinn des Prinzen Addi. Neben ihrem Kameel giengen verschiedene andere Soldaten, die mit Flinten und Säbeln ausgerüstet waren, und zehn bis zwölf wohl berittene Reuter beschlossen den Zug. Sie begaben sich zu dem

Herrn Brüe in sein Waarenlager, und wurden von ihm mit aller nur möglichen Höflichkeit aufgenommen. Er führte sie in einen Saal, wohin sie sich nur von zwo Frauenspersonen ihres Gefolges, und von ihrem Guiriot, begleiten ließen. Die andern blieben im Vorzimmer zurück, und das ganze Gefolge wartete unten im Hofe mit vieler Ordnung und Anständigkeit.

Die Prinzessinn Mutter war eine sehr schöne Dame gewesen, allein ihre starke Leibesgestalt hatte ihre Züge verändert. Sie trug ein schönes Oberkleid von schwarzer Indianischer Leinewand, das bis auf die Erde gieng, und lange Aermel hatte, die ihr die Hände bedeckten. Ein Theil ihrer Haare war oben auf dem Kopf zusammen gebunden, der übrige Theil aber, mit einem Bande eingefaßt, fiel nachläßig auf die Schultern herunter. Ueber den Haaren schwebte ein Schleyer von gestreiftem Netteltuch, und an jedem Ohre trug sie einen güldenen Ring, der wenigstens einen halben Fuß im Durchschnitt hatte. Ihr Halsgeschmeide bestand aus Goldküglein, die mit Agat vermengt waren. Die Gemahlinn des Prinzen schien achtzehn Jahr alt zu seyn. Sie war viel größer, als sonst die Damen von ihrer Nation zu seyn pflegen, aber sehr wohl gewachsen. Sie hatte große, wohl gespaltene, schwarze und feurige Augen, und alle ihre Gesichtszüge waren regelmäßig. Sie hatte

sehr schöne Hände. Ihre Farbe war Olivenartig, allein sie hatte viel Rothes im Gesichte und an den Fingern. Der Ton ihrer Stimme war sanft und einnehmend und überhaupt stellte sie ein schönes Frauenzimmer vor. Ihre Kleidung war von der Tracht der Prinzessinn Mutter gar nicht unterschieden, ausgenommen in Absicht des Kopfputzes, indem sie ihre Haare mit Perlen von Gold, Agat und Korallen besteckt hatte. Das Frauenzimmer von ihrem Gefolge war eben so sittsam, als die Prinzessinnen, gekleidet.

Die Prinzessinn Mutter, die viel Verstand besaß, sagte zu dem Brüe, daß sie, weil sie viel Gutes von ihm gehöret, die Regeln des Wohlstandes dem Verlangen, ihn kennen zu lernen, nachgesetzet hätte, worauf sie ihm ein goldenes Kästchen nebst einer Kette von Dratharbeit überreichte. Die junge Prinzessinn machte ihm ebenfalls ihr Kompliment, das sie mit einem Geschenke begleitete. Brüe antwortete ihnen mit dem artigsten Anstande, und die Unterredung ward immer angenehmer, weil beyde Prinzessinnen eben so munter als geistreich waren. Der Franzose fragte die fürstliche Mutter, ob die junge Dame die Sultaninn, oder die vornehmste Gemahlinn des Prinzen Addi wäre? worauf sie erwiederte, daß die Mohren nur Eine rechtmässige Ehegattinn hätten, und wenn ihnen auch das Gesetz erlaubte, noch mehrere zu nehmen, so pflegten die Standespersonen sie doch nur in geheim zu besuchen.

Als die Zeit zur Mittagstafel gekommen war, so fragte sie Brüe, ob sie nach ihrer Landesart speisen, oder ihm die Ehre erweisen wollten, eine Mahlzeit nach französischem Gebrauche von ihm anzunehmen? Worauf sie solches seinem Gutfinden überließen, jedoch sich ausbathen, daß sonst keine Mannsperson, ausser dem Dollmetscher, in den Saal kommen möchte. Er ließ demnach einen ganz niedrigen Tisch herein bringen und setzte sich auf eben die Art, wie die Damen, indem er die Beine auf einem Küssen kreuzweise über einander legte. Die Gerichte wurden von französischen Bedienten bis an die Thüre gebracht, und ihnen daselbst von den Frauen der Prinzessinnen abgenommen, worauf sie der Dollmetscher auf den Tisch setzte, und die übrige Aufwartung bey der Tafel besorgte. Man hatte die Vorsichtigkeit gebraucht, einige Speisen nach Mohrischer Art zurichten zu lassen; allein die Damen waren so gefällig, blos von denen, die nach französischem Geschmacke zubereitet waren, zu essen; ja, sie liessen sich gar so weit herab, dem Herrn Brüe in dem Gebrauche der Gabel und des übrigen Tischgeräthes, aufs anständigste nachzuahmen.

Während der Tafel ließ die Prinzessinn Mutter ihren Guiriot, welches ein junges ausnehmend hübsches Mädchen war, einige Arien singen, wobey sie zugleich ein Instrument spielen mußte, das aus einer mit rothen

Pergament bezogenen Kalebassienschaale bestand, die mit zwölf theils silbernen theils messingenen Saiten versehen war, und einen Klang, gleich dem Ton einer Harfe, von sich gab. Die beyden Prinzessinnen waren über die Art, wie sie Brüe aufgenommen hatte, sehr vergnügt, und gaben ihm ihre vollkommene Dankbarkeit zu erkennen. Er bath sie einiges Zuckerwerk und wohlriechende Handschuh anzunehmen, die ihnen ein desto angenehmeres Geschenk waren, weil sie dergleichen noch niemals gesehen hatten. Er begleitete sie bis an ihren Kameel und begrüßte sie bey ihrer Abreise mit einer Hauptsalve aus dem kleinen Gewehr und aus dem groben Geschütze.

Der Prinz Addi starb kurz nach dem Besuche, den er dem Brüe gegeben hatte. Seiu Nachfolger war Alischandora, sein Sohn, der die Partey der Holländer wider die Franzosen mit vielem Eifer ergrif, als diese beyde Nationen sich einander den Besitz des Forts Arguin streitig machten. Von den andern beyden Stämmen, Zuenziga und Zanhaga, ist in den Reisebeschreibungen nicht die geringste umständliche Nachricht zu finden.

§. 3.

Sitten, Gebräuche und Charakter der Mohren in der Wüste Sara.

Die Mohren gesellen sich zuweilen nach den Stämmen, zuweilen aber auch nach den Ver-

Verwandschaften zusammen, und formiren ein Adouar oder Dorf, das eigentlich aus einer Menge von Zeltern besteht, die sie in einem Zirkel aufschlagen und in der Mitte einen Platz offen lassen, wo ihre Rinder und Schaafe, nebst anderm zahmen Vieh, die Nächte zubringen. Sie setzen Schildwachen aus, die Tag und Nacht Acht geben müssen, damit sie nicht vom Feinde, oder von Räubern und wilden Thieren überfallen werden. Ihre Zelter sind von Leinwand, die von Ziegen- oder Kameelhaar gemacht ist, und ruhen auf Pfählen, woran sie mit ledernen Riemen befestiget werden. Wenn das Vieh alles Gras in der Gegend des Adouars verzehret hat, so lassen sie sich auf einer andern Feldmark nieder. In der Regenzeit ziehen sie nach der Seeküste, wenn aber das trockene Wetter einfällt, so schlagen sie ihr Lager am Ufer des Nigers auf. Sie können ihre Adouars sehr leicht fortbringen, denn weil sie wenig Geräthe haben, so laden sie ihr Gepäck gar bald auf Ochsen oder Kameele, und setzen ihre Weiber in Körbe, die sie ebenfalls von diesen Thieren tragen lassen. Zu Ende der Regenzeit pflegen sie Hirse und Maiz zu säen.

Die Mannspersonen in dieser Gegend sind klein, aber wohl gewachsen, und von einer angenehmen Gestalt. Ihre Kleidung gleicht sehr der Tracht der Wilden, weil sie weiter nichts als Ziegenfelle um die Lenden,

und Sohlen von Ochsenleder an den Füssen tragen. Die Reichen und Vornehmen haben aber doch leinewandtne Hemden; ihre Beinkleider reichen bis auf die Fußknöchel und den Oberleib bedecken sie mit einem grossen Rock ohne Knöpfe, welchen sie mit einem Gürtel, der zwey bis drey mal um den Leib geht, zubinden. Dieser Rock, den sie Kaftan nennen, ist aus Sarsche oder baumwollenen Zeuge gemacht. Ueber demselben tragen sie noch einen andern Rock ohne Aermel, welcher Haik genannt wird, und mit einer grossen Kappe ausgezieret ist.

Ihre gewöhnlichen Waffen sind der Säbel, die Zagaye und der Dolch. Einige haben auch Flinten und kleine Pistolen; allein die Hitze und Feuchtigkeit machen sie bald unbrauchbar. Da sie tapfer und einer harten Lebensart gewohnt sind, so würden sie ihren Feinden fürchterlich seyn, wenn sie besser bewafnet wären.

Die Weiber dieser Mohren tragen ein Hemde von weisser Baumwolle, und über demselben ein Stück gestreiften Zeuges, nach Art eines Unterrocks oder einer Scherpe. Ein Theil ihrer Haare wird auf den Kopf in die Höhe geschlagen, der andere Theil aber hinten gebunden und fällt bis auf die Lenden herunter. Sie hängen ein langes Tuch darüber, dass sie vom Kopf bis auf die Füße bedeckt. Ihre Ohrengehänge sind mehr oder weniger kostbar und gros, nach dem ihr Vermögen

mögen beschaffen ist. Sie haben Ringe an jedem Finger, und Armbänder an den Armgelenken, wie auch Ketten an den Fußknöcheln ꝛc. Die Mädchen tragen weiter nichts als ein gestreiftes Stück Zeug um die Schultern, und einen sehr kurzen Unterrock, der aus verschiedenen Streifen von Thierfellen zugeschnitten ist. Sie sind durchgehends ziemlich schön, jedoch olivenfarbig. Diese Frauenspersonen unterscheiden sich sehr von den Negerinnen, und treiben die Sittsamkeit so weit, daß sie vor einem Fremden niemals anders als mit einem Schleyer, der ihnen das Gesicht und die Hände bedeckt, erscheinen. Sie gehen niemals allein aus, und die Mannsleute selbst wenden das Gesicht weg, wenn sie einer begegnen, ja diese Aufmerksamkeit geht so weit, daß sie so gar die Weiber und Töchter der andern Mohren und deren Aufführung beobachten. Sie lassen keine Fremden in ihre Zimmer gehen, und wenn sie nur Ein Zelt haben, so pflegen die Männer ihre Geschäfte vor dem Eingange zu verrichten.

Die gewöhnliche Arbeit dieser Weiber ist, das Ziegen- und Kameelhaar zu spinnen, Zeuge zu weben, die Speisen zu bereiten, und für Wasser und Holz zu sorgen. Dagegen begegnen ihnen die Männer mit vieler Gefälligkeit. Sie geben ihnen alles, was sie durch den Handel und mit ihrer Hände Arbeit verdienen, damit sie sich dafür putzen können; ja sie wenden so gar alles Gold, das sie

aus

aus Nigritien bringen, dazu an, Armbänder und Ohrgehänge für sie zu verfertigen.

Wenn diese Mohren ihr Getraide eingeerntet haben, so lassen sie es an der Sonne trocknen, schütten es darauf in tiefe Löcher, die sie ausdrücklich dazu in der Erde graben, bedecken es mit Brettern und Stroh, und werfen Erde darüber. Das Korn pflegt sich in diesen unterirrdischen Speichern sehr gut zu halten. Sie haben Handmühlen, und wissen sehr geschickt damit umzugehen; sie backen ihr Brodt unter der Asche und essen es, wenn es noch ganz warm ist. Den Reis lassen sie bey gelindem Feuer mit ein wenig Wasser kochen, und, wenn er halb gahr ist, so nehmen sie ihn vom Feuer, und lassen ihn so lange dämpfen, bis er so stark aufgelaufen und so dick geworden, wie sie ihn haben wollen, worauf sie kleine Bischen davon mit den Fingern heraus langen und in den Mund werfen. Weil sie blos mit der rechten Hand essen, so pflegen sie sich die linke niemals zu waschen. Wenn sie Fleisch kochen, so schneiden sie es vorher in kleine Stücke. Sie essen täglich nur zwey mal, des Morgens und gegen die Nacht. Sie setzen sich auf die Erde und legen die Füße kreuzweis über einander. Der Tisch ist ein rundes Stück von rothem Leder oder eine Matte von Palmrinde, und die Schüsseln sind von Holz oder von Kupfer. Ihre Mahlzeiten dauren nicht lange, und es geht ganz stille dabey zu; die

Vornehmen aber pflegen gleich nach dem Essen Koffee zu trinken, zu rauchen, Branntwein zu sich zu nehmen, und sich mit ihren Gästen zu unterreden.

Diese Völker leben in der größten Unwissenheit, und ihre Marbuts sind fast die einzigen unter ihnen, die lesen können. Weil sie inzwischen gewohnt sind, im freyen Felde zu leben, so fällt es ihnen desto leichter, des Nachts der Laufbahn der Gestirne nachzuforschen, und es giebt daher unter dieser Nation ziemlich gute Sternkundige. Sie lieben durchgehends die Tonkunst, und ihr Lieblingsinstrument ist eine Art von Cyther.

Die Arzeneykunst ist ihnen gänzlich unbekannt, weil sie selten krank werden, welches daher rühret, weil die Luft in der Wüste Sara sehr rein ist, und weil die Einwohner in beständiger Bewegung sind.

Wenn eine Privatperson gestorben ist, so wird deren Tod, eben so wie in verschiedenen Gegenden Nigritiens geschieht, durch das Geschrey der Weiber verkündiget. Alsdann versammlen sich die benachbarten Einwohner um das Zelt des Verstorbenen, und einige fangen an zu schreyen, andere aber Loblieder auf ihn zu singen. Der Körper wird gewaschen, angekleidet und an einen erhöheten Ort getragen, wo man eine Grube macht und ihn hinein legt, doch so, daß der Kopf ein wenig hoch liegt, und das Gesicht gegen Morgen gerichtet wird. So bald man hernach

nach die Gruft zugeschüttet hat, so werden eine Menge Steine darauf geworfen, damit die wilden Thiere den Leichnam nicht beschädigen können.

Die Mohren in der Wüste Sara sind sehr gute Reuter. Sie haben kein anderes Gewehr, als den Säbel, die Zagaye und einige Taschenpistolen, die sie von den Holländern kaufen, aber nicht sehr brauchen, weil sie die Kunst nicht wissen, sie in guten Stande zu erhalten.

Man findet in dieser Afrikanischen Gegend Kameele von einer außerordentlichen Größe und Stärke. Ihre Milch ist eines von den vornehmsten Nahrungsmitteln der Mohren. Der Dromedar wird daselbst ebenfalls häufig angetroffen.

Der Strauß ist der vornehmste Vogel im Lande, und so gemein, daß man öfters zahlreiche Völker davon antrift. Ich halte es für überflüßig, dieses Thier zu beschreiben, da bereits sehr viele Verfasser davon gehandelt haben. Es ist so gefräßig, daß es alles, was ihm aufstößt, Gras, Getraide, Knochen, Steine, ja so gar Eisen verzehret; es pflegt aber diese beyden letztern Körper unverdauet und ohne daß sie eine sonderliche Veränderung gelitten haben, wieder von sich zu geben.

Geschichte der Afrikaner.

Vierter Theil.

Einwohner der Inseln in Afrika.

Erstes Hauptstück.

Insel Madagaskar.

Um den Plan, den sich der Herr Abbe' von Marsy in diesem Werke vorgesetzt hatte, zu folgen, wollen wir von den Inseln, die der östlichen Küste von Afrika gegen Norden liegen, den Anfang machen, hernach aber zu den südlichen Inseln herunter gehen, und zuletzt die westliche Küste besuchen, wobey

bey

bey wir von Mittag wieder gegen Norden hinauf steigen wollen. Die erste, die wir auf dem Wege antreffen, ist die Insel Madagaskar, eine der größten in den vier bekannten Welttheilen. Sie liegt zwischen dem zwölften und fünf und zwanzigsten Grad der mittäglichen Breite und zwischen dem zwey und sechszigsten und siebenzigsten Grad der Länge. Sie ist drey hundert und sechs und dreyßig Meilen lang, und ihre größte Breite beträgt hundert und zwanzig Meilen. Ihr eigentlicher Name ist, nach Flacourts Berichte, **Madekasse**, welches Wort so viel als **Mondenberg** heissen soll. Die Portugiesen, die sie zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts entdeckten, nannten sie die **St. Lorenzinsel**, weil sie an dem Festtage dieses Märtyrers daselbst ans Land traten. Die Franzosen ließen sich im Jahre 1665 dort nieder und legten ihr, dem Grosvater Ludwigs des vierzehnten zu Ehren, den Namen der **Dauphinsinsel** bey. Wenn man den Flacourt glauben will, so ist es eben diese Insel, die von Ptolomäus unter dem Namen **Menuthias** bezeichnet, vom Plinius aber **Cerne** genannt wird. Der Erdbeschreiber von Nubien, imgleichen die Perser und Araber nennen sie **Sarandib**. Die ganze Küste, die auf der Ostseite liegt, erstreckt sich gegen Nord-Nord-Ost, und gegen Süd-Süd-West. Ihre südliche Spitze erweitert sich gegen dem Vorgebürge der guten Hofnung; die nordliche aber ist viel

schmahler und krümmet sich gegen dem Indianischen Meere.

§. 1.

Eintheilung dieser Insel.

Madagaskar wird in drey und zwanzig Provinzen eingetheilet, die folgende Namen führen: Vohits-Anghombes, Eringdranes, Anachimoussi, Matatane, Yvonrbon, Antavares oder Mananzari, Ambohitsmenes, Gallemboulou, Nossibibrahim oder die St. Marieninsel, Lamanouf, Ytomampo, Manamboule, Ykondre, Alhssach oder das Land des Weinstocks, das Thal Amboul, Avossi oder Androbeizaha, Ampatres, Caremboules, Mahafalles, Siueh, Inouronhehoc, Honlouue, und Machikores. Die geringste von diesen Provinzen ist wenigstens so gros, als das Ländchen la Brie in Frankreich.

1. Das Land der Vohits-Anghomben stößt gegen Osten an das Land der Sahanez, gegen Norden an das Gebiete der Ancianakten, gegen Westen an das Meer, und an das Land der Erigdranen gegen Süden*). Es ist sehr volkreich und kann im Nothfall hundert tausend Mann ins Feld stellen. Die darinnen befindlichen Dörfer sind besser gebaut, als die Dörfer der andern Völker, die diese Insel bewohnen. Reis und allerhand Vieh ist daselbst häufig vor-

*) Flacourt Geschichte von Madagaskar.

handen; es werden auch allda Kleidungsstücke aus den Fäden vom Bananasbaume und aus Seide verfertiget. Die Bohits-Anghomben sind geschworne Feinde der Eringdranen, mit denen sie fast beständig Krieg führen.

2. Die Eringdranen bewohnen ein sehr weitlänftiges Land, und werden in Grosse und Kleine eingetheilet. Die Grossen haben ihren Aufenthalt gegen Norden, wo sie der Fluß Masiater von den Bohits-Anghomben scheidet; die Kleinen aber haben die südliche Gegend inne. Das Land ist überhaupt ziemlich fruchtbar, und voller Berge, welche Thäler formiren, wo man die schönste Weide antrift. In Kriegeszeiten kann diese Nation dreyßig tausend Mann ins Feld stellen.

3. Die Proviuz der Anachimoussi ist eine der kleinsten auf der Insel. Sie wird gegen Osten von dem Flusse Yongh-aivou, gegen Süden von dem Lande Manamboul, gegen Westen von einem Gebürge, und gegen Norden von dem Flusse Mangharak, der diese Provinz von den Eringdranen absondert, umgränzet.

4. 5. Matatane wird in zween Theile unterschieden, davon der erstere **Manakarongha**, der andre aber Matatane genannt wird. Diese Landschaft liegt zwischen den Flüssen Mananghara und Mananzari, und zwar auf der Seite des Meeres, welches sie gegen Osten umgränzet; auf der Abendseite hingegen wird sie durch eine Kette von Bergen

von

von den Anachimouſſi und den Eringdranen geſchieden. Der erſtere Theil wird von dem andern durch verſchiedene Aerme der Mananghara abgeſondert, und enthält die Provinz Yvonrbon, und einen kleinen Kanton, Saca genannt.

Matatane hat den Namen von einem Fluſſe, der durch das Land fließet und ſich hernach durch zwo Mündungen, die ſieben Meilen von einander entfernt ſind und eine große Wieſe, auf welcher man ziemlich gute Weide findet, zwiſchen ſich haben, ins Meer ſtürzet. Das ganze Land iſt durchgehends, und beſonders Matatane, ſehr fruchtbar an Honig, Ignames, Reis und Zuckerrohr, welches letztere ſo häufig daſelbſt wächſt, daß, wenn es die Einwohner zu nutzen wüſten, ein wichtiger Handlungszweig daraus entſtehen könnte. Die große Fruchtbarkeit rühret daher, weil das Land von einer erſtaunlichen Menge kleiner Bäche, die aus den Gebürgen entſpringen, bewäſſert wird. Die Großen von Matatane haben die Einwohner von Yvonrbon und Saca unter ihr Joch gebracht, und befehlen ihnen, als wenn ſie ihre Unterthanen wären. Uebrigens iſt dieſe Provinz vor die Europäer ſehr ungeſund.

6. Das Land der Antavaren erſtreckt ſich ohngefähr acht und funfzig Meilen längs dem Indianiſchen Meere, woran es gegen Morgen ſtößet. Gegen Mittag hat es die Matatanen zu Nachbaren, gegen Weſten aber

wird es von einem Gebürge und gegen Norden von dem Flusse **Tametavi**, der in einer großen Bay liegt, welche die Matrosen den **Pflaumenhaven** nennen, umgränzet. Diese Provinz wird von unzähligen Flüssen durchschnitten, davon der vornehmste **Manangari** genannt wird, und so gros ist, daß er von Barken beschiffet werden kann. Die Franzosen hatten ehemals daselbst einen Wohnplatz, den sie aber verlassen haben. Der Boden ist niedrig und morastig. Verschiedene Matrosen haben den Flacourt, wie er sagt, versichert, daß sie hier einen See angetroffen hätten, der wenigstens zwanzig Meilen im Umkreise gehabt, und voller kleinen Inseln gewesen wäre. Das hiesige Land bringet alle Lebensbedürfnisse hervor, als Reis, Ignames, Bananes, Zuckerrohr, Honig, Ochsen, Kühe, Ziegen uud Federvieh ꝛc. Es haben auch verschiedene Franzosen Gold in den Händen der dasigen Neger gesehen.

7. Flakourt setzt die Ambohitsmenen unter die Einwohner von Madagaskar. Weil er aber nicht sagt, wo ihr Land eigentlich gelegen ist, noch was es hervor bringt, so wollen wir solches ebenfalls mit Stillschweigeu vorbey gehen.

8. Die Lage von Gallemboulou ist, nach eben diesem Verfasser, achtzehntehalb Grad südlicher Breite. Man findet in dieser Provinz eine Bucht, die eben so heisset, und ein guter Ort zum Ankern ist für eine Barke; sie

muß

muß aber leicht seyn und nicht tiefer als vier Fuß im Wasser gehen. Beym Ausgange dieser Bucht fließt der **Mananghourou**, der eine kleine Barke tragen kann. Man trift hier Steine von schönem Crystall an, worunter einige sind, die vier Fuß im Umkreis haben. Mitten auf diesem Flusse liegt eine kleine Insel, in welcher man Beryll oder Aquamarin und andere farbigte Edelsteine findet. Einige Meilen Nordost sieht man die große Bay **Angontil** im Lande **Mangbabei** genannt, in deren mittäglichem Winkel der Mananghare fließet, der eine große Barke tragen kann. Diese Bay ist ohngefähr vierzehn Meilen lang und neun Meilen breit. Zu Ende derselben liegt eine sehr fruchtbare Insel.

Die Einwohner dieses Landstrichs sind zwar leutselige, jedoch abergläubische Leute. Sie bedecken sich mit Lendenschurzen, die aus einer Art von Grase, **Mousia** genannt, verfertiget werden. Ihr Land ist so fruchtbar an Reis, daß sie ihn zwey bis dreymal des Jahres einärndten. Die Holländer hatten ehemals einen Wohnplatz daselbst, der aus zwölf Personen bestand; allein es sturben achte davon, und die übrigen viere nahmen Dienste bey dem Landesherrn. Als dieser Monarch einen Einfall in ein benachbartes Land vornehmen wollte, so ließ er acht hundert Mann von seinen Unterthanen, und auch so gar diese vier Holländer bewafnen. Der angefallene Fürst that einen so nachdrücklichen

Widerstand, daß der Feind die Flucht nehmen mußte, und die vier Holländer in die Gefangenschaft geriethen. Er begegnete ihnen aber mit einer Gelindigkeit, die sie nicht erwartet hatten; jedoch rückte er ihnen vor, daß sie einem Menschen, der sie niemals beleidiget, so übel gewollt hätten, und nachdem er ihnen Erfrischungen vorsetzen lassen, so mußten sie ihm versprechen, daß sie niemals wider ihn fechten wollten, worauf er sie gehen ließ. Allein diese Sanftmuth rührte sie so wenig, daß sie zum zweyten mal gegen ihn zu Felde giengen, und auch zum zweytenmal gefangen wurden; doch auch diesesmal begnügte sich der großmüthige Sieger, ihnen einen Verweiß zu geben, und schickte sie zurück. Endlich trieben diese Elenden ihre Unmenschlichkeit so weit, daß sie zum drittenmal wider ihn auszogen und den barbarischen Vorsatz faßten, ihre Streiche auf seine Person zu richten und ihn zu tödten. So bald er also erschien, schoß einer von ihnen nach ihm, daß er niederstürzte, und da seine Soldaten keinen Anführer mehr hatten, so ergriffen sie die Flucht, und gaben das Land diesen Unmenschen Preis, die alles mit Feuer und Schwert verheereten, und Weiber und Kinder gefangen weg führeten. Die vier Holländer empfiengen aber bald die gebührende Strafe für ihr Verbrechen; denn da sie sich durch ihre undankbare That berechtigt zu seyn glaubten, dem Monarchen mit einem unverschämten

Stolze zu begegnen, so wurde er ihres Trotzes überdrüßig und ließ sie niedermachen.

9. Die St. Marien-Insel, oder Nossi-Hibrahim, liegt zwischen den sechszehnten und siebenzehnten Grad mittäglicher Breite. Sie ist ohngefähr achtzehn Meilen lang und drey Meilen breit, und wird durch einen Kanal, der vier Meilen einnimmt, von Madagaskar abgesondert. Gegen Süden liegt eine kleine Insel, die durch einen andern kleinen Kanal, der dreyßig Klaftern breit und zwey Fuß tief ist, von ihr geschieden wird. Diese kleine Insel hat gute Weiden für das Vieh. Die ganze St. Marieninsel ist mit Felsen umgeben, auf welchen man sehr schöne weisse Korallen antrift. Auch findet man auf der Seite gegen Morgen, am Ufer, zuweilen Ambra, dessen sich die Neger bedienen, wenn sie ihren Vorfahren Opfer anzünden. Die Insel ist voll Hügel, aus welchen viele kleine Flüsse und Brunnen entspringen, die den Boden sehr fruchtbar machen. Sie bringt Reis, Zuckerrohr, Bananas, Ananas, sehr guten Tobak und Gummibäume, hervor. Das Zuchtvieh ist daselbst häufig vorhanden und wird sehr fett; allein die Luft ist ungesund, weil selten ein Tag vergeht, da das Wetter nicht ungestüm seyn sollte; ja es regnet manchmal allda vierzehn Tage hinter einander. Ehe sich die Frauzosen auf dieser Insel niederließen, war sie ganz wüste; seitdem aber sind daselbst zehn bis zwölf Dörfer entstan-

standen. Die Einwohner, deren Anzahl sich auf fünf bis sechs huudert beläuft, haben ihr eigenes und von den Beherrschern der Insel Madagaskar unabhängiges Oberhaupt, dessen Einkünfte in dem fünften Theil des Fischfanges und der Aernte bestehen.

10. Lamanouf ist unbekannt.

11. Ytomampo ist ein Thal, welches vier Meilen breit ist, von hohen Bergen umgränzet und von einem großen Flusse gleiches Namens bewässert wird. Es bringt Reis, Ignames, Zuckerrohr und Hülsenfrüchte hervor, und nähret eine Menge Vieh. Die Einwohner würden sehr reich seyn, wenn sie nicht mit ihren Nachbaren beständig Krieg führen müßten.

12. Manamboul hat gegen Osten und Norden den Fluß Itomampo, gegen Norden die Anachimoussi, gegen Westen das Land Alissach, , und gegen Süden ein großes Gebürge, aus welchem der Fluß Vonglahee entspringt, zu Gränzen. Diese Landschaft hat einen erstaunlichen Ueberfluß von Reis, Zuckerrohr, Ignames, Hülsenfrüchten, und dergleichen; sie leidet aber großen Mangel an Holze. Im Jahre 1661 war der Beherrscher von Manamboul sehr mächtig. Er hatte sich die Freundschaft der Franzosen zu erwerben gewußt, und sich durch ihren Beystand verschiedener mit seinen Staaten benachbarten Länder bemächtiget; weil er aber besorgte, daß seine Bundesgenossen auf die

ihm

ihm geleisteten Dienste einen Preiß, der über seine Kräfte wäre, setzen möchten: so entschloß er sich, sie aus dem Wege zu räumen, und ließ sie durch einen seiner Freunde niedermachen. Kurz, nach diesem Vorgange hatte der Barbar das Unglück, seinen Vater umzubringen; denn als er einen Sklaven nachsetzte, den er tödten wollte, und die Zagaye nach ihm warf, so traf er seinen Vater, der eben von ohngefähr vorbey gieng, und auf der Stelle des Todes war.

13. Ikonder ist ein kleines morastiges Land. Gegen Ost-Nord wird es durch große Berge von Itomampo abgesondert; gegen Nord-Nord-West liegt Manamboul und gegen Süden das Land der Machikoren und das Gebiete Battemananhon. Es ist voller Berge, und ist fruchtbar an Reis, an guter Weide und an Vieh.

14. Das Land Alhssach wird von den Reisebeschreibern blos genannt, dessen Lage aber nicht bezeichnet.

15. Das Thal Amboul liegt unter dem Wendekreis des Steinbocks, zwischen dem drey- und vier und zwanzigsten Grad südlicher Breite. Es wird von dem Flusse Manatengha bewässert und dadurch an Weide, an weissen Ignamen und Sisam, woraus viel Oel gewonnen wird, sehr fruchtbar gemacht. Das dasige Zuchtvieh ist ungemein fett und von vortreflichen Geschmacke; es giebt auch daselbst viel Eisen- und Stahlgruben, woraus

die schönsten Zagayen nebst den besten eisernen Werkzeugen, geschmiedet werden. Man findet in diesem Thal einen warmen Brunnen, der wider kalte Krankheiten sehr gut ist; man kann auch Eyer darinnen sieden, man muß sie aber vier und zwanzig Stunden darein lassen, damit sie hart werden. Nicht weit von dieser Quelle läuft ein kleiner Fluß, der auf dem Grunde so heissen Sand hat, daß man die Füße nicht darinn leiden kann, obgleich das Wasser sehr kalt ist. Es scheinet, daß das Wasser des warmen Brunnens unten durch den Fluß laufen müsse. Die Einwohner des Thals Amboul, deren Anzahl sich auf drey tausend beläuft, sind rohe trotzige Leute, und ihr Land ist die gewöhnliche Zuflucht aller Straßenräuber auf der ganzen Insel. Ihr Befehlshaber ist ziemlich reich an Vieh, Korn und dergleichen, er hat aber wenig Gewalt über seine Unterthanen, denn sie treiben in theuren Zeiten, die Verwägenheit so hoch, daß sie ihm und seinen Weibern so gar Hände und Füße binden, und ihn zwingen sein Vieh heraus zu geben, widrigenfalls sie ihn drohen, daß sie ihn tödten würden. Um also ihrer Wuth zu entgehen, muß er alles bewilligen, was sie verlangen; wenn hingegen die Aernte gut gerathen ist, so geben sie ihm alles vierfältig wieder.

16. Anossi oder Androbeizaha liegt gegen den fünf und zwanzigsten Grad mittäglicher Breite, und wird gegen Osten vom Mee-

re,

re, gegen Nord-Ost von Amboul, gegen Norden von Mandrery, gegen Westen von Ampatres und gegen Süden ebenfalls vom Meere umgränzet. Diese Provinz ist sehr volkreich und hat viele Flecken, worunter die vornehmsten sind: Fananghaa, Marafoutouts, Vattemalame, Manambaro, Imour, Maramamu, Ambonettanaha, Andravoulle, Corombes, Imanhal, Fanshere ꝛc. Von der Mündung des Flusses Franshere, von dem wir hernach reden werden, bis an die Bucht Ranoufoutchi, oder die Galionenbucht, sind sechs Meilen. Diese ganze Küste ist sandig, und bringt nichts als Gesträuche hervor; allein das innere Land ist voll kleiner Berge, fruchtbarer Ebenen und Wiesen, auf welchen zahlreiche Heerden geweidet werden. Unter den Flüssen, die das Land durchströmen, ist die Fanshere der vornehmste. Sie entspringt in dem Gebürge Manghaz, vergrößeet sich durch verschiedene kleine Bäche und ergießt sich drey Meilen südwärts vom Fort Dauphin in das Meer. Dieses Fort liegt auf einer Halbinsel, die man in der Mitte eines ziemlich großen Seebusens, der eine Art von halben Monde formiret, antrift, und dieser Bucht gegen Norden sieht man noch eine andere, die von den Europäern St. Lucia genannt wird. Die Franzosen legten daselbst ihren ersten Wohnplatz an, den sie aber verließen und sich nach dem Fort Dauphin begaben.

Die

Die Einwohner dieses Landes erkennen ein höchstes Wesen, das die Welt regieret; sie richten aber kein Gebeth an dasselbe und haben auch so gar keine Tempel. Ihr einziger Gottesdienst besteht in Opfern, die sie alsdenn verrichten, wenn sie krank sind, wenn sie ihre Aeltern beerdigen, wenn sie einen Traum gehabt haben, wenn sie in ein neues Haus ziehen wollen, wenn sie einen Krieg vorhaben, und endlich wenn sie ihre Kinder beschneiden lassen. Sie werden von den Aeltesten des Landes regieret.

Die Portugiesen, die sich, wenn sie aus Manilla zurück kamen, in der Bucht Ranoufoutschi, die auch daher den Namen der Galionenbucht erhalten hat, zu erfrischen pflegten, baueten am Ufer derselben ein Haus von Ziegelsteinen. Der Befehlshaber des Landes ließ sie diesen Bau ungehindert vollführen; so bald aber das Haus fertig war, nöthigte er sie, vor der Beziehung desselben, nach der daselbst eingeführten Gewohnheit, einen Schmauß zu geben. Der Tag wurde demnach dazu bestimmt und der Regent ließ seinen Unterthanen ankündigen, daß sie sich dabey einfinden und so viel Honigwein, als sie könnten, mitbringen sollten. Diese scheinbare Höflichkeit war aber in der That nichts anders, als ein Mittel, dessen er sich zu Ausführung einer ganz außerordentlichen Verrätherey bediente. So bald er nehmlich sahe, daß die Portugiesen von Wein erhitzt zu werden an-

fiengen, so bath er sie, daß sie ihr Gold und ihre Waaren hohlen lassen möchten, um, wie er sagte, das Vergnügen zu haben, so große Reichthümer zu sehen, und als ihm hernach alle diese Kostbarkeiten vorgelegt wurden, so gab er seinen Leuten ein Zeichen, worauf sie die Portugiesen, deren Anzahl sich auf siebenzig belief, niedermachten.

Ohngefähr sechszig Jahre nach dieser Begebenheit wurde der Sohn des Beherrschers dieser Lande auf einem Schiffe, das aus Mozambique kam, entführet, und nach Goa gebracht, wo ihn die Jesuiten im Christenthum unterrichteten und tauften. Nach dreyen Jahren brachten sie ihn, nebst sechs Spaniern, in sein Vaterland zurück; allein er nahm bald wieder die Religion des Landes an, ward einer der grausamsten Verfolger der Christen, und ließ unter andern verschiedene Franzosen, die er ausserhalb dem Fort Dauphin antraf, niedermachen.

17. Die Provinz Ampatres liegt Anossi gegen Westen, und wird durch den Fluß Mandrerey von diesem Lande abgesondert. Sie hat einen Umfang von zwölf Meilen längs der Küste, und stößet gegen Norden an Machikor, gegen Westen aber an Karemboul. Das Land ist trocken und dürre, und mit nichts als Dornen bewachsen, in deren Mitte die Einwohner ihre Dörfer anlegen. Ein jedes dieser Bezirke oder Dörfer hat sein Oberhaupt, und es entstehn öfters aus geringen

gen Ursachen die blutigsten Kriege zwischen diesen verschiedenen Anführern. Die ganze Provinz kann überhaupt nicht mehr als drey tausend Soldaten ins Feld stellen. Die Ampatren sind durchgehends grausam treulos und diebisch, so, daß sie von allen ihren Nachbaren gefürchtet und gehasset werden. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts scheiterte ein Holländisches Schif, auf welchem sich fünf hundert Mann befanden, an ihrer Küste. Die Ampatren versteckten sich darauf in den Gehölzen, um den Europäern, die sie einzeln antreffen würden, aufzulauren, da sie denn viele davon niedermachten und sich ihrer Kleider und Waffen bemächtigten, so daß zuletzt fast alle diese Holländer aufgerieben wurden.

18. Karemboul gränzet gegen Osten und Norden an die Ampatren, gegen Westen an den Fluß Manamba, gegen Mittag an das Meer, und auf dieser letzten Seite läuft die Insel Madagaskar zu Ende. Diese Provinz ist nur zehn Meilen lang und sechse breit. Sie hat gute Weiden, worauf man schönes Vieh antrift, imgleichen viel Baumwolle, das Getraide aber kommt daselbst durchgehends nicht fort. Die Einwohner nähren sich von Erbsen, Bohnen und Milchspeise. Sie werden für eben so ruchlose Leute, als die Ampatres, gehalten.

19. Die Mahafalen wohnen in der Gegend, wo sich die Küste gegen Nordwest ein Viertheel West zu neigen anfängt. Ihr Land

wird gegen Morgen von dem Flusse Maschikora, gegen Nordwest von dem Fluß Sakaliter, gegen Norden von Sieuh, gegen Mittag und gegend Abend vom Meere umgränzet. Alle Einwohner sind Hirten. Sie leben blos von Milchspeisen und Wurzeln, die sie in den Wäldern finden; sie haben keine beständige Wohnung, und verändern ihren Aufenthalt, so bald ihr Vieh das Gras aufgezehret hat. Sie schlagen ihre Hütten in den Wäldern auf, und entfernen eine von der andern. Die Weiber tragen Schurze von Baumwolle, von Seide und von einer Baumrinde, die fast so sanft ist, wie Seide. Es wächst hier zu Lande ein Baum, der ziemlich sonderbar ist. Er hat eine Höhe von ohngefähr fünf und dreyßig Fuß, und eine erstaunliche Dicke. Er ist inwendig hohl, und formirt ein Gewölbe, das sich fünf und zwanzig bis dreyßig Fuß hoch erhebt. In der Mitte dieses Gewölbes sieht man gleichsam einen herabhangenden Zierrath, und so wohl das äußere als innere ist sehr glänzend. Ueberhaupt hat dieser Banm die Gestalt eines Piramidenartigen Thurmes, und fällt sehr schön in die Augen.

Das Land war ehemals den Maschikoren unterworfen; die Einwohner erwählten sich aber einen Anführer aus ihrer Nation, der sie von dem ihnen auferlegten Joche befreyete.

20. Sieuh liegt am westlichen Ufer des Meeres und hat einen Umfang von ohngefähr

sechs

sechs bis sieben Meilen an der Küste, die in dieser Gegend von Mittag gegen Norden hinauf steigt. Diese Landschaft stößt gegen Osten und Norden an der Maschikoren. Sie ist sehr unfruchtbar, und wegen Mangel an süßem Wasser sehr dürre. Die Einwohner nähren sich blos von Milchspeisen, Erbsen, Bohnen, und Tamarinden, welche letztern sie, um ihnen die Säure zu benehmen, mit Asche klein reiben, und Klöße daraus machen, die sie alsdenn zu sich nehmen. Sie essen die Citronen niemals, ohne sie zu salzen, ja sie braten sie so gar, wie wir die Aepfel.

21. Inouron-hehok liegt Sieuh gegen Norden. Die Verfasser der Reisen melden so wenig die Lage dieser Provinz, als sie die geringste Beschreibung derselben mittheilen. Wir müssen uns also begnügen, mit dem Flacourt zu sagen, daß sie arm, unfruchtbar und fast ganz wüste sey. Die Ufer des Flusses Jough-lahee sollen aber doch ziemlich fruchtbar seyn und von den Einwohnern mit Reis und andern Lebensbedürfnissen besäet werden. Man trift daselbst viel Tamarinden an, imgleichen eine Art von Bäumen, die sehr schöne Blüthen tragen und eine Frucht hervor bringen, die einer großen grünen Nuß gleichet. Wenn sie reif ist, so hat sie fast eben so viel Fleisch, als die Kassien, und ist denselben auch an Geschmack und an den übrigen Eigenschaften ähnlich.

22. Houlouve liegt, wie eben dieser Verfasser sagt, auf dem festen Lande, zwo Tagereisen von der Mündung des Flusses Sacaliter. Diese Provinz hat sehr gute Weiden und ist voller Vieh. Man findet auch daselbst Beryll, imgleichen Ametisten von Pfirsichblütfarbe, und sehr schöne Kristalle.

23. Maschikores ist sehr weitläuftig und hat von Osten gegen Westen ohngefähr siebenzig, und von Mittag gegen Norden funfzig Meilen. Mandrery umgränzt es gegen Morgen, das Land Kouscha gegen Norden, Houlouve und Ivouron-hehok gegen Abend, und die Ampatren wie auch die Mahafalen gegen Mittag. Unter den Flüssen, die das Land bewässern, befindet man zween, die ziemlich merkwürdig sind, und Vonghelahee und Mandrerei heissen. Der erstere ist so breit, als die Loire, und seine Mündung ist in der St. Augustins-Bay. Diesem Flusse gegen Norden sollen Goldgruben anzutreffen seyn. Die Maschikoren waren ehemals sehr mächtig; sie sind aber durch innerliche Kriege zu Grunde gerichtet, und ihr Land ist dadurch entvölkert worden. Die Einwohner, so noch daselbst geblieben sind, halten sich in den Wäldern auf, wo sie blos von Wurzeln und wildem Ochsenfleische leben.

§. 2.

Einwohner, deren Sitten, Gewohnheiten und Gesetze.

Die Insel Madagaskar ist, wie Flacourt berichtet, mit Weissen und Schwarzen bevölkert. Er will zwar den Ursprung dieser beyden Nationen anführen, seine Nachrichten sind aber nichts, als Mährchen, die ihm im Lande aufgebunden worden und gar nicht wahrscheinlich sind. Es scheint indessen, daß die Schwarzen von den Kaffrischen Familien, die ehemals aus dem festen Lande von Afrika nach dieser Insel übergegangen sind, die Weissen aber von den Arabern herstammen, die sich des Handels wegen nach Madagaskar begeben und bey dieser Gelegenheit daselbst niedergelassen haben.

Man zählet dreyerley Stände unter den Weissen, nehmlich, die Prinzen, die Abkömmlinge der Prinzen, und das gemeine Volk, welches letztere fast aus lauter Fischern und Hütern der Kirchhöfe der Grossen bestehet. Die vornehmsten unter den Schwarzen sind die Befehlshaber in den Dörfern, die allein das Recht haben, Ochsen, Kühe, Federvieh, und dergleichen zu tödten. Den zweyten Rang haben die Adelichen, und diese dürfen keine Thiere, so gar nicht einmal ihr eigenes Vieh, umbringen. Hernach folgen diejenigen, die das gemeine Volk ausmachen und die letzten sind die Sklaven, die man entweder

weder gekauft oder im Kriege zu Gefangenen gemacht hat. Wenn diese sterben, so fällt ihr Nachlaß nicht auf ihre Kinder, sondern die Großen eignen sich denselben zu; wenn sie indessen beweisen können, daß sie bey ihrem Herrn Noth leiden müssen, so steht ihnen frey, aus seinem Dienste in einen andern zu gehen.

Alle Einwohner dieser Insel, nur die Manghabeis ausgenommen, sind grausam, treulos und dem Stehlen ergeben. Wenn sie, wie Flacourt sagt, in einem Lande, das sie nur erst überwältigt haben, ein Kind antreffen, so machen sie sich ein Vergnügen daraus, es mitten von einander zu hauen, den Weibern aber, die in ihre Hände fallen, den Bauch aufzuschneiden und sie in diesem Zustande verschmachten zu lassen. Nach ihrem Grundsatze muß ein Mensch, der eine Beleidigung empfangen hat, mit seinem ganzen Geschlechte, vertilget werden, weil sich mit der Zeit jemand finden könnte, der auf Rache denken möchte. Wenn sie überwunden worden, so wenden sie allerhand Mittel an, Gnade zu erlangen.

Inzwischen sind diese Barbaren dennoch sehr gastfrey, und versagen niemals eine Mahlzeit Brod, wenn sie darum angesprochen werden.

Ein jeder Privatmann hält so viel Weiber, als er ernähren kann; diese aber hassen sich unter einander, und wenn eine derselben Gelegenheit hat, von den andern Weibern

ihres Mannes zu reden, so bezeichnet sie solche niemals anders, als mit dem Worte: **Mirafen**, welches so viel als: **meine Feinde**, bedeutet. Spricht sie hingegen nur von einer, so setzt sie das Wort Mirafe allemal vor dem Namen derselben, eben als wenn jemand in unserer Sprache: meine Feindinn N. N. ꝛc. sagen wollte, und an statt zu sagen: ein gewisser Mann verheyrathet sich, so bedient man sich des Ausdrucks: ein gewisser macht Feindinnen, oder wie es eigentlich heisset: **er immirafiret sich**. Ueberhaupt genießen die Frauensperſonen hier zu Lande einer ungebundenen Freyheit. Sie geben sich dem ersten dem besten Preis; es ist keine einzige, die nicht verschiedene Buhler haben sollte, und ihr Ehemann, der nichts von Eifersucht weiß, sieht ihre Ausschweifungen ganz gelassen mit an, ja er macht auch wohl selbst den Liebhaber mit seinen Weibern, Töchtern oder Anverwandtinnen bekannt, wenn er nur verschwiegen ist, und sich öffentlich zu stellen weiß, als wenn er mit den Schönen, die ihn ins geheim vergnügen, nicht die geringste Bekanntschaft hätte. Seit dem ihnen aber die Franzosen die unordentliche Lebensart ihrer Weiber vorgeworfen haben, bezeigen sie doch äußerlich einige Schaam, wenn man mit ihnen davon redet, und brauchen mehr Vorsichtigkeit in Gegenwart der Fremden; allein wenn sie unter sich sind, so hält sie nichts zurück, und sie lassen so gar die Kinder von

bey-

beyden Geschlechtern in ihrem Beyseyn sich mit einander abgeben, und muntern sie öfters selbst dazu auf. Es ist auch das Laster des Zuhaltens mit dem Vieh in diesem barbarischen Lande gemein, besonders unter den Sklaven, die keine Frauenspersonen bezahlen können. Die Mädchen dürfen, ehe sie heyrathen, so frey leben wie sie wollen, und sie geben sich allen Mannspersonen, die ihnen vorkommen, Preis, wenn sie nur dafür bezahlt werden; denn sie reissen denen, die ihnen nichts geben wollen, die Lendenschurze weg, und die Umstehenden pflegen ihnen darinn beyzustehen. Sie nehmen keinen zum Manne, den sie nicht vorher, und zwar zu verschiedenenmalrn, probiret haben. Die Heyrathen werden zu Madagaskar ohne alle Ceremonie vollzogen.

Die Madekassen bekleiden sich mit Lendenschurzen, und die Großen tragen dergleichen von weiß und schwarz gestreifter Baumwolle, mit rothen Säumen. Sie bestreichen ihre Haare mit Wachs und binden sie oben auf dem Kopf in Gestalt einer Krone zusammen. Die Lendenschurze der Frauenspersonen sind an beyden Enden zusammen genähet und dienen ihnen an statt der Unterröcke; die Haare aber schlagen sie eben so, wie die Männer in die Höhe. In einigen Gegenden tragen die Mannsleute eine viereckigte Mütze, die Weibsbilder aber eine Haube mit einer

Schneppe. Beyde Geschlechter behelfen sich ohne Strümpfe und Schuhe.

Die Hals- und Armbänder der vornehmen Damen sind aus Korallen, feinen Perlen, Goldkügelein, Krystall, Achat, Karniol, Sardoniern, und dergleichen Edelgesteinen gemacht. Ihre Ringe und Ohrgehänge sind von Golde. Die gemeinen Negerinnen aber dürfen kein Gold tragen; sie bedienen sich also zu dergleichen Putze des Kupfers.

Das Hausgeräthe der Einwohner von Madagaskar besteht in Matten, die aus verschiedenen Arten von Binsen verfertiget werden. Sie belegen damit den Fußboden wie auch die Mauren ihrer Wohnungen und brauchen sie zu Betten ꝛc. An statt der Schränke haben sie Körbe, worinn sie ihre Schurze und Edelsteine verwahren, und ihr Oel gießen sie in kleine irrdene Krüge Ihr Küchengeschirr besteht in irrdenen Töpfen, hölzernen Schüsseln und Löffeln, in Kalabassen zum Wasser, in Messern und eisernen Haken, womit sie das Fleisch aus dem Topf langen, und in großen Krügen von hundert Kannen, worinn sie ihr Honigwasser aufheben. Ihre Tischtücher sind große Blätter vom Balizienbaume, die beynahe zwölf Fuß in der Länge und vier Fuß ins Gevierte haben, dabey aber so rein und glatt sind, daß sie an Sauberkeit so gar das Linnen übertreffen.

Ihre

Ihre gewöhnlicheu Speisen sind Reis, Bohnen, kleine Erbsen, Ignamen, Kohl- Rind- und Schöpsenfleisch, Federvieh, Fische, und allerley Obst. Sie trinken dabey gemeiniglich warmes oder Honigwasser, oder auch Wein aus Zuckerrohr, und würzen ihr Fleisch mit Ingwer, Knoblauchblättern und weissen Pfeffer.

Ein jeder Landesherr hat einen Rath, der aus den Vornehmsten der Natiou besteht. Er läßt sie, so oft wichtige Angelegenheiten vorfallen, zusammen kommen und fordert ihr Gutachten. Diese Staatsräthe verwalten zugleich andere Bedienungen. Der eine hebt die öffentlichen Gefälle und nimmt den Tribut ein; ein anderer lässet die Aernte besorgen und die Früchte einsammlen; noch ein anderer besorgt die Ausbesserung der Häuser des Regenten, welches alle zehen Jahre geschieht; und endlich ist auch einer vorhanden, der die Kriegesvölker versammlet, so oft eine benachbarte Macht angegriffen oder derselben widerstanden werden soll.

Zu Entscheidung der Rechtssachen nimmt der Landesherr seine nächsten Verwandten. Die Diebe müssen den Werth des Gestohlnen vierfach ersetzen und wenn sie nicht bezahlen können, so werden sie Sklaven desjenigen, den sie beraubt haben. Dieser letztere tödtet öfters den Dieb, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, denn man glaubt hier zu Lande, daß es nicht mehr auf sich habe,

denen, die einem andern das Seinige rauben, das Leben zu nehmen, als einen Skorpion, eine giftige Schlange, eine Ratte, und dergleichen ꝛc. umzubringen. In gewissen Landschaften wird der Ehebruch mit einer Geldbuße bestraft, und der Mann kann das Weib fortjagen, wenn er sie nicht tödten will; allein dergleichen Strafen sind sehr selten. Die Weiber, die sich von ihrem Manne scheiden, müssen ihm die Mitgift, so er ihnen bey der Heyrath gegeben, wieder ausantworten. Diese Völker binden sich so sehr an ihre alten Gebräuche, daß der König selbst nicht im Stande ist, sie ihnen abzugewöhnen; denn, wenn er ihnen etwas befehlen sollte, das sie nicht gewohnt sind zu thun, so würden sie keine Hand anlegen, sondern ihm antworten, daß dergleichen zur Zeit ihrer Vorfahren nicht Sitte gewesen sey.

Die Religion dieser Insulaner ist ein Gemische von Heidenthum, Judenthum und Christenthum, woraus erhellet, daß sich verschiedene Nationen in Madagaskar aufgehalten haben müssen. Sie glauben einen Gott, der ein Schöpfer und Erhalter aller Dinge sey, auch kein Böses anrichte, und daß alles Uebel, was den Menschen wiederfährt, vom Teufel herrühre, weshalb sie dem letztern Opfer anzünden und ihm fast beständig den ersten Bissen, den zweyten aber der Gottheit widmen. Sie glauben ausserdem, daß es Hexen, Kobolte und Gespenster gäbe, ja sie hal-

halten überhaupt alle die Mährchen für wahr, mit welchen die Ammen und Aufseherinnen kleine Kinder zu belustigen oder zu schrecken pflegen. Sie haben keine Tempel und beten Gott nicht an, sondern sie opfern ihm nur Ochsen, Schöpse, Ziegen und dergleichen. Viele haben die Gewohnheit zu beichten. Weiber, die bald niederkommen sollen, rufen die Jungfrau Maria an, um von Gott eine leichte Geburt zu erhalten, und beichten zugleich einer andern Weibsperson alle ihre Sünden, die sie seit der letzten Niederkunft begangen haben. Auch die Alten, die ihrer Auflösung nahe zu seyn glauben, unterlassen niemals eine Hauptbeichte abzulegen. Sie halten die Fasten, wie die Mahometaner, und essen in einem gewissen Monat des Jahres nicht eher, als wenn die Sonne untergegangen ist. Dieses Fasten wird von ihnen Ramahava genennet.

Sie begraben ihre Todten auf eben die Art, wie es fast in allen Afrikanischen Ländern zu geschehen pflegt.

Es ist keine Nation auf der Welt, die abergläubischer seyn sollte, als die Madekassen. Ob gleich keine Art von Gottesdienst bey ihnen eingeführet ist, so haben sie doch Priester unter sich, die sie Ombiassen nennen, und eben das Amt verrichten, wie die Marbuts in Guinea und Senegal. Sie entwerfen nehmlich gewisse arabische Charaktere auf Papier, und bilden dem Volke, ja so gar

auch den Großen, ein, daß ein solcher mit abergläubischen Figuren bezeichneter Zettel ein Verwahrungsmittel wider alle Zufälle sey, und daß sie alles damit erhalten können, was sie nur wünschen; dergestalt, daß sie solche sehr theuer verkaufen und sich in sehr kurzer Zeit bereichern. Ausser den Ombiassen giebt es noch andere Pfaffen von einer geringern Klasse. Diese können weder lesen noch schreiben; sie haben aber Krystalle, Topasen, wie auch Berillen, und wissen diesem rohen Volke glaubend zu machen, daß ihnen diese Edelsteine das Zukünftige entdecken, weshalb sie, wie man sich leicht einbilden kann, von vielen um Rath gefragt und sehr theuer dafür bezahlt werden.

Diese Betrüger sind damit noch nicht zufrieden, daß sie die armen Insulaner um ihr Geld bringen, sondern sie verleiten auch sogar diese unwissenden Leute, wider ihre eigenen Kinder zu wüthen. Wenn eine Frau schwanger ist, so geht sie zu dem Ombiassen und frägt ihn, ob sie in einem guten Monath, in einer guten Stunde, ja so gar, ob sie in einem guten Augenblicke gebähren, imgleichen, ob das Kiud zum Bösen geneigt seyn würde? Und nachdem die Antwort des Pfaffen lautet, wird das Kind entweder beym Leben erhalten, oder in einen Wald getragen, wo man es für Hunger umkommen, oder von den wilden Thieren verzehren lässet. Diese Ombiassen haben die Herzen der Madekassen dergestalt

gestalt verhärtet, daß eine Frau, die ihr Kind nicht ernähren kann, es ohne Bedenken ins Wasser wirft, erwürget, oder lebendig begräbt. Auch die weissen Weiber, die sich mit einem Neger abgegeben haben, pflegen jederzeit das Kind, mit welchem sie niederkommen, aus der Welt zu schaffen; Abscheulichkeiten, deren bloße Erzählung der Natur ein Grauen verursachet.

Die Sprache der Madekassen hat viel Gleichheit mit den Morgenländischen Sprachen, und besonders mit der Arabischen. Sie wird durchgehends auf der ganzen Insel geredet, ausgenommen, daß die Aussprache an einigen Orten verschieden ist, weil einige die Wörter sehr kurz und andere sehr lang aussprechen, eben so wie in Frankreich die Einwohner der Normandie in der Sprache von den Gaskoniern abweichen. Sie bedienen sich arabischer Charaktere und schreiben von der rechten zur linken Hand.

Ihr Papier wird aus Baumrinde gemacht, die man stampft, und so lange kochen läßt, bis sie zu einem Brey wird. Man legt diesen Brey auseinander, läßt ihn an der Sonne trocknen, vermengt ihn mit einem aus Reis abgesottenem Safte, und, wenn er alsdenn zum zweytenmal getrocknet hat, so ist das Papier fertig.

Ihre Dinte wird aus einem gewissen Holze, Arandranto, genannt, verfertiget. Sie

kochen

kochen daraus einen Saft, und es läßt sich ganz gut damit schreiben.

Zu ihren Federn nehmen sie Bambusrohr, schneiden davon ein Stück ab, das wie eine Hand lang ist, machen daran eine Spitze, wie wir an unsern Federn, und wissen recht geschickte Buchstaben damit zu entwerfen.

Da sich diese Insulaner blos mit den nöthigsten Lebensbedürfnissen beheifen, so haben sie sich auch niemals, wie verschiedene andere Nationen, auf Künste und Handwerke gelegt. Man findet sonst keine Arbeiter unter ihnen, als Grobschmiede, die ihnen ihre Beile, Hämmer, Ambosse, Messer, Spaten, Scheermesser, Kneifzangen, Röste, Haken, Spieße und Pfeile ꝛc. verfertigen; imgleichen Goldschmiede, die güldene Armbänder, Ohrgehänge und Ringe aus Gold, Silber uud Kupfer machen; ferner Töpfer, die sie mit Krügen versorgen, und Drechsler, die hölzerne Schüsseln, Löffel und Boote zum Schiffen ꝛc. ausarbeiten. Es giebt auch dort zu Lande viel Zimmerleute, die sich des Maasstaabs, des Meissels und des Hobels bedienen; mit dem Bohrer aber wissen sie nicht umzugehen, und das Holz bearbeiten sie mit einem Stecheisen, das im Feuer glüend gemacht worden. Die Seiler machen starke und dünne Stricke aus Baumrinde. Die Weiber hingegen spinnen und weben Zeuge; und wenn man einen Mann bey dergleichen Arbeit antreffen sollte, so würde er für weibisch gehal-

halten und von der ganzen Nation verachtet werden.

Die Mannspersonen bestellen fast durchgehends den Acker. Sie brauchen dazu weder Pflug noch Ochsen, sondern sie hacken die großen Wurzeln aus, graben die Erde mit kleinen Spaten um, düngen sie mit Asche von Gras und Wurzeln, und säen ihr Korn, wenn es regnet.

Es giebt in diesem barbarischen Lande keine regelmäßige Kriegesvölker. Wenn ein hiesiger Fürst einen seiner Nachbaren bekriegen will, so schickt er zuvörderst Kundschafter ab, um zu wissen, in was für einem Zustande sich das feindliche Land befindet, imgleichen wo der vornehmste Ort liegt und wo das daselbst vorhandene Rindvieh anzutreffen ist. So bald er von allen diesen Umständen Nachricht erhalten hat, so giebt er seinem Kriegesminister Befehl, in geheim Soldaten zusammen zu ziehen, worauf er sich an deren Spitze stellt und die ganze Nacht marschiret, um den Feind zu überfallen. Wenn nun diese Völker den Ort ihrer Bestimmusg erreicht haben, so umringen sie den Hauptort, verheeren daselbst alles mit Feuer und Schwert, und führen diejenigen von den Einwohnern, die den Flammen uud ihrer Wuth entgangen sind, mit sich hinweg. Ist der Feind geschwind und beherzt genug, ihnen Widerstand zu thun, so pflegt ein entsetzliches Blutbad zu entstehen, weil sie ohne Ordnung zusammen streiten.

Ihre

Ihre Waffen sind die Zagaye und der Schild; denn der Gebrauch der Pfeile ist nur in wenigen Kantons bekannt. So lange die Männer zu Felde sind, hören die Weiber niemals auf zu tanzen, weil sie glauben, daß sie dadurch denjenigen, die für das Vaterland fechten, mehrere Kräfte und Muth zu wege bringen, und so sehr sie auch sonst zu Ausschweifungen geneigt sind, so enthalten sie sich dennoch derselben, denn sie bilden sich ein, daß ihre Vergehungen den Tod der Männer nach sich ziehen würden.

§. 3.

Pflanzen, Bäume, Stauden.

Wir wollen bey der Beschreibung der Pflanzen auf der Insel Madagaskar von denen, die zur Nahrung dienen, den Anfang macheu. Es giebt daselbst zweyerley Reis, davon die eine Art bärtig, die andere aber glatt ist. Die Ignamen sind dort sehr gemein und man zählet verschiedene Gattungen derselben. Die Hirse kommt ebenfalls gut fort, und schießt manchmal dergestalt in die Höhe, daß ihr Stengel so lang wird als eine Pike. Der Kohl, den man Karaibes nennet, hat Blätter von einer ungeheuren Größe, und eine Wurzel, die wie das Weiche an den Artischocken schmecket. Man findet hier Wurzeln von allerhand Arten, als, die rothe Nempharwurzel, die eine von der

weis-

weissen Nempharwurzel ganz unterschiedene Eigenschaft hat, indem die erstere erhitzt, die andere aber kühlet. An Erbsen ist hier ebenfalls kein Mangel, und es giebt sehr viele Gattungen derselben. Es ist kein Land in der Welt, wo die Bananas in größerer Menge wachsen, uud die Ananas, die gemeinen und Wassermelonen, die Kürbisse, das Zuckerrohr, alle diese Pflanzen gerathen allda ebenfalls sehr gut. Der **Voanto** ist die Frucht eines starken Baumes, der am Ufer des Meeres wächst. Wenn sie reif ist, so hat sie zwar ein mehlichtes aber nahrhaftes Fleisch, und das Holz von dem Baume, der sie trägt, ist roth, hart, schwer, und nimmt eine schöne Politur an. Der **Vontaka** ist ein Obst, das die Größe einer Quitte und eine so harte Schale, wie ein Kürbis hat. Dieß ist die Frucht, die in Indien **die Bengalische Quitte** *) genannt wird. Der **Voarots** wächst an einem großen von unten an bis in die Spitze voller Zweige hängenden Baume, und hat an Geschmack und an Gestalt viel ähnliches mit einer Kirsche. Die Tamarinden sind in Madagaskar sehr gros, stark und fruchtbar; die weissen Maulbeeren aber so herbe, daß sie einem den Mund zusammen ziehen. Man trift auch daselbst Granaten, Pomeranzen und Citronen ꝛc. an, und der Portulak, die Cichorien, die Laktuke, die Zwiebeln ꝛc. pflegen ebenfalls

*) Cydonium Bengalense malum.

falls gut zu gedeyen. Wer übrigens eine umständlichere Nachricht von den Bäumen und Früchten ꝛc. auf dieser Insel verlanget, kann darüber das Flacourt Geschichte von Madagaskar nachschlagen; wir aber wollen zu einer andern Materie fortschreiten.

§. 4.

Metallen, Mineralien, Steine und Harze.

Es giebt auf der Insel Madagaskar viel Eisen- Stahl- und Goldgruben; das Gold ist aber nicht so rein, als in Spanien, Portugal, England und Frankreich. Es soll, dem Verlaut nach, aus den Goldgruben in der Provinz Anossi gekommen seyn, und man soll diese Schachten jetzt nicht wieder finden können.

Wenn dieses Land, sagt unser Verfasser, eben so bekannt wäre, als die beyden Indien, so würde man unermeßliche Reichthümer daraus ziehen können. Ausser dem Golde findet man auch darinnen Crystalle, Topasen, Granaten, Amethysten, Berill und dergleichen. Es giebt auch daselbst eine Erde, die so weiß ist, wie Kreide, und die man eben so gut, als die beste Seife, zur Wäsche brauchen kann.

Unter den Harzen, die man hier antrift, sind die schätzbarsten der Benzoin, der Tacamoka lite simpi, der einen sehr starken Geruch von sich giebt; das grüne Gummi, welches ganz balsamisch riecht; der Saft vom

Voulon,

Voulon, der einen Geruch hat, wie Ambra, das Gummi Arendrant, welches der Börnstein ist, imgleichen Ambra, Bisam und Drachenblut ꝛc.

§. 5.

Landthiere, kriechende Thiere, Insekten, Vögel und Fische.

Es werden auf dieser Insel dreyerley Arten von Ochsen gezogen. Die erstern haben Hörner, die andern aber einen runden Kopf ohne Hörner, und die dritten ganz schlaffe Hörner, die blos an der Haut hängen. Alle haben Gewächse von Fett am Halse, woraus eine köstliche Speise zubereitet wird Ausser diesen drey Arten findet man auch im Lande der Maschikoren Rinder, die keine solche Kröpfe haben, und den Europäischen sehr ähnlich, jedoch wild, sind. Ziegen giebt es daselbst in Menge, und die Schöpse vermehren sich sehr, allein sie sind ganz anders als die Europäischen beschaffen, und haben so starke Schwänze, daß sie bis zwanzig Pfund wiegen. Zahme und wilde Schweine sind ebenfalls in Ueberfluß vorhanden, und die letztern führen seitwärts bey der Nase zwey Hörner. Man findet hier auch Igel, Dachse, Füchse, wilde Katzen, Hunde, Affen von verschiedenen Arten, Eichhörner, Wiesel, und Ziebethkatzen. Das sonderbarste aber unter allen Thieren, die man auf der Insel antrift, ist das sogenannte Tratratra-

tra. Es ist so gros, als ein zweyjähriges Kalb, hat einen runden Kopf, ein Gesicht und Ohren wie ein Mensch, Vorder- und Hinterfüße wie ein Affe, krauses Haar und einen kurzen Schwanz. Es lebt sehr einsam; die Einwohner fürchten sich vor demselben, und das Thier selbst scheuet sich vor den Menschen. Der Antamba ist so gros, wie ein Hund, und hat viel ähnliches mit dem Leoparden. Er frißt Menschen und Kälber. Die Neger geben vor, daß sich im Lande der Antsionakten Einhörner aufhalten sollen. Sonst giebt es auch Skorpionen, Spinnen, Schlangen, Kameleons, und Eidexen in Menge auf der Insel. Der Famokantratra ist so gros, wie eine kleine Eidexe. Er lebt von Insekten, und um sie zu fangen, hängt er sich an die Baumrinden, und hält den Rachen offen, damit Spinnen, Fliegen und dergleichen ꝛc. hinein kriechen können. Wenn etwa ein Neger dem Baume zu nahe kommt, wo sich ein solches Thier aufhält, so springt es ihm auf die Brust, und klammert sich daselbst so fest an, daß man es mit einem Scheermesser fortschaffen muß.

Motten, Wanzen von verschiedener Art, Raupen, Schmetterlinge von allen Gattungen, Erdwürmer, die das härteste Holz zernagen, Ameisen, Kornwürmer, die sich vom Reis nähren und Seidenwürmer von allerhand Arten, sind ebenfalls auf der Insel vorhanden.

Man findet in Madagaskar viererley Arten von Honig, die von den Bienen, imgleichen

chen von großen grünen Fliegen, Sihs genannt, wie auch von den geflügelten und von den gemeinen Ameisen gesammlet werden, und alle einen sehr angenehmen Geschmack haben.

Das Geflügel auf dieser Insel ist viel kleiner, als das französische. Die Wälder sind voll Perlhüner. Der Phasan hat hier viel blaue Federn und einen rothen Schnabel. Die wilden und Turteltauben, die Papagoyen und dergleichen Vögel ꝛc. werden häufig angetroffen. Man sieht auch daselbst einen kleinen Vogel mit einem feuerrothen Gefieder und einen größern, dessen Farbe einer Flamme gleichet. Der Taleva, ein Wasservogel, ist so gros, als ein Huhn. Er hat violblaue Federn, und seine Tolle, sein Schnabel und seine Füße sind roth. Uebrigens ist hier ebenfalls des Flacourt Geschichte von Madagaskar nachzuschlagen.

Von den Fischen, die in den hiesigen Gewässern leben, würde es überflüßig seyn, ein mehreres zu erwähnen, nachdem davon bereits in dem eilften Bande dieses Werkes gehandelt worden. Ich will nur noch eines Fisches, Fanghane genannt, erwähnen, welcher, wie die Einwohner von Madagaskar sagen, daselbst gesehen wird und noch viel größer seyn soll, als der Wallfisch.

§. 6.

Französische Niederlassung auf der Insel Madagaskar.

Die Portugiesen, Engländer, Holländer und Franzosen haben Reisen nach Madagas-

kar angestellet, und die letztern legten daselbst im Jahre 1665 ohnweit der Südostlichen Spitze der Insel einen Wohnplatz an. Allein an statt daß sie die Freundschaft der Einwohner hätten zu gewinnen suchen sollen, so waren sie vielmehr blos darauf bedacht, sich bey ihnen in Furcht zu setzen, und da die Insulaner sahen, daß sie von Fremden auf solche Art behandelt würden, so wurden sie unwillig, schworen ihnen einen unversöhnlichen Haß, und ermordeten alle, die in ihre Hände geriethen. Weil die Franzosen einmal angefangen hatten, ungerecht zu seyn, so wurden sie aus Rachbegierde endlich gar zu Barbaren. Sie glaubten, daß alle Madekassen ohne Unterscheid des Standes, des Geschlechts und des Alters, ihrer Wuth aufgeopfert werden müßten und ihre Grausamkeit gieng so weit, daß weder Löwen, Tieger, noch Leoparden blutdürstiger seyn können, als es diese Franzosen waren. Aus einem Berichte von dem, was zu Madagaskar seit dem 12ten Hornung 1655, bis im Jänner 1656 vorgefallen, siehet man, daß der Schifskapitaiu de la Foreſt die Einwohner eines dasigen Dorfes mit Gewalt zwingen wollen, ihm Krystall zum Ballast für sein Schif zu bringen. Vergebens suchten sie ihm zu bedeuten, daß es die Zeit der Aernte wäre, daß ihr Reis verdürbe, wenn sie ihn nicht bald einsammlen sollten, und daß sie der schrecklichsten Hungersnoth ausgesetzt seyn würden. Ohne im geringsten auf diese

gegrün-

gegründeten Vorstellungen Acht zu haben, ließ er die Frau des Befehlshabers im Dorfe, eine junge und schöne Person, nebst einem ihrer Verwandten, in Verhaft nehmen, und drohete beyde umkommen zu lassen. Die Sanftmuth dieser unglücklichen Leute verwandelte sich darauf in Wuth, dergestalt, daß sie sich versammleten und den Herrn le Forest nebst allen Franzosen, die er bey sich hatte, niedermachten. Kaum hatte man auf dem Fort Dauphin Nachricht davon erhalten, so schwur man alle Madekassen, die man ertappen würde, zu ermorden. Vier Befehlshaber hatten das Unglück, diesen Rasenden in die Hände zu fallen. Umsonst flehteten sie die Gesetze der Menschlichkeit an; umsonst bathen sie, daß man sie nach Frankreich schicken, und daselbst nach den Landesrechten über sie sprechen möchte: alles war vergebens, denn Ungerechtigkeit und Blutdurst hatten bereits das Todesurtheil gesprochen. Als demnach einer von ihnen, Namens Dian Panolahee, sahe, daß ihr Bitten fruchtlos war, so sagte er zu einem seiner unglücklichen Gefährten: **Wohlan, so wollen wir sterben.** Und darauf wandte er sich zu den Franzosen und bath, daß sie sie nicht durch ihre Sklaven tödten lassen möchten; allein man war viel zu wenig geneigt, ihnen die geringste Begnadigung angedeyen zu lassen; man band ihnen vielmehr die Hände auf dem Rücken, und ließ sie durch sechs kleine häßliche Neger vom schlechtesten Stande

niedermachen. Auf solche Art haben fast alle Europäische Nationen traurige Fußtapfen ihrer Grausamkeit in den neuerlich entdeckten Ländern zurück gelassen. Seit dieser Begebenheit sind die Franzosen in den Augen der Einwohner von Madagaskar ein Greuel gewesen. Niemand hat weiter mit ihnen handeln wollen, und da ihnen ihre Niederlassung nicht so viel einbrachte, als die Kosten, die sie darauf verwenden mußten, betrugen, so verließen sie solche 1672 und begaben sich nach der Insel Bourbon. Flacourt hält diese Insulaner für treulose Barbaren; allein sind die Engländer von den Geschichtschreibern wohl für Treulose und Barbaren gehalten worden, weil sie sich der Eroberungen der Normänner hartnäckig widersetzt haben?

Zweytes Hauptstück.

Inseln, so in der Gegend von Madagaskar liegen.

Die Insel Madagaskar ist mit andern Eyländern, mit Felsen und mit Sandbänken umgeben. Gegen Süden erblicken wir zuerst die Insel Bourbon, und mit dieser wollen wir den Anfang machen.

§. 1.

Die Bourbonnische Insel.

Die Insel Bourbon liegt unter dem zwanzigsten Grad dreyßig Minuten mittäglicher Brei-

Breite, und unterm ein und siebenzigsten Grad dreyßig Minuten der Länge. Ihre Gestalt ist eyrund; sie erstreckt sich von Morgen gegen Abend weiter, als von Mitternacht gegen Mittag, und ihre Länge beträgt fünf und zwanzig, ihre Breite aber vierzehn Meilen. Sie hat zwar keinen recht sichern Hafen, aber doch gute Rheeden. Die beste darunter liegt in einer Bucht gegen West-Nordwest, noch eine andere trift man südwärts der Insel, und eine dritte gegen Norden an. Diese Insel wurde zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts von den Portugiesen entdeckt, die ihr den Namen **Maskaregee** beylegten. Sie war ehemals unbewohnt; nachdem aber der Herr Pronis, Befehlshaber im Fort Dauphin zu Madagaskar, im Jahre 1646 einige Franzosen, die als Rädelsführer eines wider ihn erregten Aufstandes verwiesen wurden, dorthin geschickt hatte, so sahe man, daß sie sehr fruchtbar und zu Anlegung einer Kolonie tauglich wäre. Im Jahre 1664 sandte Flacourt, der damals im Fort Dauphin kommandirte, verschiedene Franzosen nach der Insel ab, die sie besehen mußten, und, nachdem sie ihren Bericht abgestattet hatten, so ließ er sie im Namen des Königs von Frankreich in Besitz nehmen, uud gab ihr den Namen **Bourbon**, den sie auch hernach behalten hat. Als endlich die Franzosen, wie wir oben gesehen haben, Madagaskar verließen, so begaben sie sich nach der Insel Bourbon, wo sie drey

ziemlich beträchtliche Marktflecken besitzen, auch einen Stadthalter nebst verschiedenen obrigkeitlichen Personen eingesetzt haben. Die Schiffe der Indianischen Kompagnie haben hier ihre Niederlage.

Es wird diese Insel von vielen Flüssen bewässert, die sie sehr fruchtbar machen. Der Tabak kommt hier gut fort, und ist von einer ausnehmenden Güte. Man hat auch Melonenkörner dorthin gebracht, woraus gute Melonen gezogen worden. Es werden daselbst durchgehends viel Hülsenfrüchte gewonnen; der weisse Pfeffer wächst allda im Ueberfluß, und der dasige Koffee ist nicht zu verachten. Es giebt hier viel Wälder, die mit einer sehr schönen Art von Bäumen angefüllet sind. Einige derselben tragen ein wohlriechendes Gummi, und andere geben ein treffliches Bauholz zu Hänsern und Schiffen. Man kann sich keinen reizendern Aufenthalt vorstellen. Die Luft wird daselbst durch die Winde, die vom Meere und von den Bergen kommen, erfrischet. Die Gewässer sind klar und rein, und machen, indem sie längs den Gebürgen herunter fallen, natürliche Wasserfälle, die einen angenehmen Anblick verursachen. Die Küsten wimmeln von Ziegen, Ochsen und Kühen, die von den Franzosen dahin gebracht worden. Wilde und zahme Schweine sind in Menge vorhanden und haben ein sehr niedliches Fleisch, weil sie sich blos von Schildkröten nähren. Das Wildpret ist

dort

dort sehr gemein und die Küste so wohl als die Sümpfe sind voller Fische. Es giebt auf der Insel weder Krokodille, Schlangen, Mosquiten, Ameisen, noch auch Ratzen oder Mäuse. Die zwölf Franzosen, die der Herr Pronis dorthin verwiesen hatte, blieben drey Jahre daselbst, ohne den geringsten Anstoß von Krankheiten zu empfinden; ja einige so gar, die auf der Reise krank geworden waren, wurden bald nach ihrer Ankunft wieder hergestellet.

In der Mitte der Insel sieht man drey Berge, davon der eine, der gegen Osten liegt, Feuer auswirft und mit seinem glüenden Strohm alle umliegende Felder versenget.

§. 2.

Isle de France, oder Moritzinsel.

Diese Insel wurde 1598 von den Holländern entdeckt, die ihr, dem Prinzen von Oranien zu Ehren, den Namen Morizinsel beylegten. Sie verließen sie aber 1703 und begaben sich nach Batavia, worauf sie 1721 von den Franzosen in Besitz genommen und Isle de France genennet wurde. Sie liegt der Insel Bourbon gegen Norden, fast unter dem zwanzigsten Grad südlicher Breite; sie wird von derselben durch einen Kanal von fünf und dreyßig Meilen abgesondert, und hat ohngefähr fünf und zwanzig Meilen im Umfange. Sie bringt viel Ebenholz hervor. Das einzige vierfüßige Thier, so man daselbst antrift, ist die Katze. Sonst ist die Insel voller Vö-

gel von allerhand Arten, und voller Fledermäuse, die eine ungeheure Größe und Köpfe, gleich den Affen, haben. See- und Flußfische, besonders Rochen, sind allda in großer Menge vorhanden; es fehlt auch weder an Meerkühen und Kälbern, noch auch an Schildkröten.

Der Statthalter der Insel führt zugleich den Vorsitz in dem großen Rathe, der hier gehalten wird.

§. 3.

Insel Dom Juan von Lissabon.

Sie liegt unter dem sieben und zwanzigsten Grad südlicher Breite, und wird von Arabern und Negern bewohnt. Ihr Anführer oder ihr König ist ein Araber, der ohngefähr achthundert Unterthanen hat.

Madagaskar gegen Norden liegen eine Menge Inseln, von denen man keine nähere Beschreibung mittheilen kann, weil sie nicht sonderlich bekannt und größtentheils unbewohnt sind. Wir wollen also zu den Inseln Komorres übergehen.

§. 4.

Die Komorrischen Inseln.

Es sind vier Inseln, die nahe bey einander liegen und, nach dem Namen der größesten, Komorres genannt werden. Sie haben auch noch ausserdem ihre besondern Namen. Ihre Lage ist zwischen dem zwölften und funfzehnten Grad mittäglicher Breite.

Komorra, die, wie wir eben gesagt haben, die größeste ist, hat nur eine kleine Anzahl

Ein-

Einwohner, die so arm sind, daß sie kaum zu leben haben *). Die zweyte heißt Johanna. Sie hat die Gestalt eines ungleichen Dreyecks und da, wo sie am breitesten ist, ohngefähr sieben bis acht Meilen im Umfange. Sie ist sehr fruchtbar. Man sieht daselbst eine angenehme Abwechslung von Bergen und Thälern. Die letztern sind voll schoner Weiden und auf den erstern wachsen Früchte im Ueberfluß. Man würde hier alles, was zum menschlichen Leben erfordert wird, antreffen, wenn das Land gut bestellet würde; die Einwohner sind aber so ausserordentlich träge, daß sie lieber Hunger leiden als arbeiten, und dennoch wollen sie den Schein haben, als wenn sie auf Ehre hielten, welches man aber vielmehr ihrer Furchtsamkeit, als ihrer Gemüthsneigung, zuschreiben muß. Sie bestehen aus Arabern, die sich mit ganz schwarzen Aethiopischen Weibern vermischt haben, und ihre Religion, wenn sie ja eine haben, ist die Mahometanische. Der vornehmste Reichthum des Landes besteht in Feigen und in einer Art Muscheln, **Koris** genannt, die in verschiedenen Gegenden von Asien an statt der Münze gebraucht werden. Die Portugiesen haben ehemals daselbst ein Komtor gehabt.

Mohilla liegt ein wenig abwärts von Johanna, und ist sehr volkreich; allein die Einwohner sind rohe und grausame Leute.

Mayotta

*) Hamiltons Geschichte der Reisen, 5ter Theil.

Mayotta liegt ohngefähr fünf Meilen von Johanna gegen Mittag, und wird für sehr gros und volkreich gehalten. Weil sie aber mit Felsen, die unter dem Wasser verborgen sind, umgeben und folglich schwer daselbst zu landen ist, so sind die Europäer dadurch verhindert worden, sich in diese Insel zu wagen. Wir finden in keiner Reisebeschreibung die geringsten Nachrichten, weder von ihrem Klima, noch auch von ihren Produkten und Einwohnern. So viel weiß man, daß sie beständig mit Seeräubern umringet ist, die daselbst ihre Sicherheit suchen.

Eine jede dieser Inseln hat ihren Befehlshaber oder König, und diese Könige pflegen beständige Kriege mit einander zu führen. Die Engländer hatten zwar ein Neutralitätsbündniß mit ihnen geschlossen; jedoch zu Anfange dieses Jahrhunderts leistete der Kapitain Littleton dem Könige von Johanna Beystand, als derselbe eine Landung auf der Insel Mohilla unternahm, wo er alles mit Feuer und Schwert verheerete.

In diesen Inseln sind die Weiber, so wie in ganz Indien, Sklavinnen ihrer Männer.

Die Schiffarth ist in dem Aethiopischen Meere durchgehends sehr gefährlich, und die in diesen Gewässern liegenden Inseln sind nicht sonderlich bekannt. Ein Holländischer Kapitain, der sich, auf erhaltenen Befehl, von Batavia nach der nordlichen Spitze von Madagaskar und von dort nach dem rothen Meere bege-

begeben sollte, sagte zu dem Hamilton, den er im Hafen zu Mocka antraf, daß er eine Menge großer Inseln, Felsen und Sandbänke gesehen hätte, die man auf den Charten vergebens suchen würde.

Drittes Hauptstück.

§. 1.

Insel Mozambique.

Sie liegt unterm funfzehnten Grad südlicher Breite. Ostwärts von Madagaskar und eine halbe Meile von festem Lande. Ihre Länge beträgt höchstens eine ganze, und ihre Breite eine halbe Meile. Sie hat einen ebenen Boden und bringt Palmen- Limonien- Citronen- Pomeranzen- und Feigenbäume, Reis und Hirse hervor. Man sieht daselbst viel Ochsen, Schaafe mit großen Schwänzen, Ziegen und Hüner. Die letztern haben schwarze Federn und ein schwarzes Fleisch, das aber einen ziemlich guten Geschmack hat *).

Die Einwohner sind Neger, die vom festen Lande dorthin gekommen sind und durchgehends für gute Sklaven gehalten werden.

Die Portugiesen traten daselbst zuerst im Jahre 1598 ans Land, und fanden eine Stadt, die von Mohren bewohnt wurde. Die Schif-

fe

*) P. Jarris Geschichte von Ostindien.

se dieser Insulaner hatten weder Verdecke noch Nägel, und das Holz, woraus sie bestanden, war mit Stricken aus Baumrinde zusammen gebunden, die Seegel aber waren aus Palmblättern gewebt *) Einige hatten jedoch Seekompasse und Seecharten. Die Wohnung des Königs und die Moschee waren steinern, die Häuser der Privatleute aber nur aus Brettern zusammen geschlagen. Sie hielten die Portugiesen für Türken oder Mohren, und nahmen sie sehr gut auf, ja der König besuchte so gar selbst den Kapitain am Bord des Schiffes. Er war von Person mager und sehr lang. Er trug eine Art von Hemde, das bis auf die Fersen gieng, und über demselben einen sammtnen Rock, auf dem Kopfe aber eine seidene vielfarbigte und mit Gold gestickte Mütze. An seinem Leibgürtel hieng ein Degen und ein Dolch. Seine Pantoffeln waren von Seide.

So bald diese Mohren erfuhren, daß die Portugiesen Christen wären, so verwandelte sich ihre Freundschaft in einen so gewaltigen Haß, daß sie den barbarischen Vorsatz faßten, sie alle niederzumachen. Allein zum Glück hatten die letztern einen Steuermann, der die Landessprache verstund und sie zu rechter Zeit warnete; worauf sie sich alsbald in Vertheidigungsstand setzten. Sie hatten auch kaum die nöthigen Anstalten gemacht, als sie bereits eine

*) Vasco von Gama Reisegeschichte, I Band.

eine beträchtliche Anzahl bewafneter Mohren am Ufer anlangen sahen, die sie so fort mit dem groben Geschütze aus einander sprengten, alsdann aber die Stadt beschossen, und eine solche Verwüstung darinnen anrichteten, daß sie von den erschrockenen Einwohnern verlassen wurde.

Nachdem der König von Portugal vernommen hatte, daß man auf dieser Insel einen guten Hafen zum Ausruhen für seine Schiffe anlegen könnte; so schickte er eine Flotte dahin, deren Befehlshaber die Mohren schlug und sie aus der Insel jagte, von welcher die Portugiesen seitdem Meister geblieben sind. Sie haben die Stadt befestiget, Cisternen daselbst angelegt und halten darinnen eine zahlreiche Besatzung. Alle Schiffe, die aus Europa nach Indien gehen, erfrischen sich allda und bleiben gemeiniglich einen Monath daselbst, um den Soldaten und Bootsleuten Zeit zum Ausruhen zu lassen.

Die Luft ist zu Mosambik so ungesund, daß die Portugiesen solche Missethäter, die ein Hauptverbrechen begangen haben, aus Indien zur Strafe dorthin schicken, von denen sehr wenige wieder zurück kommen, weil ein Aufenthalt von fünf bis sechs Jahren auf dieser Insel schon für ein langes Lebensziel gehalten wird.

Mozambik steht unter der Herrschaft der Portugiesen, und die christliche Religion hat daselbst guten Fortgang gehabt. So bald die

Kin-

Kinder der Neger Portugiesisch zu reden anfangen, werden sie getauft, und es wird ihnen darauf ein kleines Kruclfix an den Hals gehangen, das sie mit großer Ehrfurcht tragen. Einige von diesen Kindern werden zum Studiren angeführet und hernach zum Priesterthum erhoben. Hamilton sagt, daß er zu Goa verschiedene Priester von dieser Nation gesehen hätte.

§. 2.

Insel Mombassa.

Die Insel Mombassa wird durch den Arm eines Flusses, der sich durch zwo Mündungen ins Meer ergießet, vom festen Lande abgesondert, und hat ohngefähr zwölf Meilen im Umfange *). Sie hat einen sehr guten Boden, und eine Menge Baumgärten, die mit Granaten- Indianischen Feigen- verschiedenen Arten von Pommeranzen- und Citronenbäumen bepflanzt sind. Das Wasser ist daselbst ebenfalls sehr gut. Im Jahre 1598 gehorete diese Insel den Mohren, und wurde von einem Könige beherrschet. Es war eine Stadt gleiches Namens darinnen, die ziemlich gros war, sehr schöne Straßen und steinerne Häuser hatte, welche nach Spanischer Art erbauet nnd mit vielerley Zierrathen an den Decken der Zimmer versehen waren. Die Einwohner waren theils von welsser theils von schwarzbrauner Farbe; sie giengen sehr sauber gekleidet, und

*) Vasco de Gama.

und die Weibspersonen trugen keine andere als seidene mit Edelsteinen ausgeschmückte Kleider. Der Hafen wurde von einem kleinen Fort beschützet, das mit dem Wasser beynahe gleich hoch war. Um diese Zeit landete Vasco de Gama daselbst und wurde bey seiner Ankunft sehr gut aufgenommen; so bald man aber erfuhr, wie übel er mit den Einwohnern zu Mozambick verfahren hatte, so wollte man ihn und seine Leute dafür bestrafen, welches er aber durch seine Flucht verhinderte. Kurz hernach bemächtigte sich eine Portugiesische Flotte dieser Insel, worauf sie bis 1698 unter der Herrschaft des Königs von Portugal blieb, da sie alsdenn die Muskats, eine Arabische Nation, wieder einnahmen, und alle Einwohner, die sie darinnen antrafen, über die Klinge springen ließen *) Die Eingebohrnen des Landes haben die Religion ihrer neuen Oberherren angenommen, und sind jetzt eifrige Mahometaner.

Die übrigen auf der östlichen Küste von Afrika liegenden Inseln sind so klein, daß sie keine Beschreibung verdienen. Wir wollen also zu der westlichen Küste fortschreiten.

Vier-

*) Hamilton.

Viertes Hauptstück.

Westliche Inseln in Afrika.

Wir wollen diese Inseln in vier Abschnitte eintheilen und von Süden anfangen. Der erstere wird die Inseln auf dem Guineischen Meere, der zweyte des grünen Vorgebürges, der dritte die Kanarischen Inseln und der vierte die Insel Madera, in sich begreifen.

Erster Abschnitt.

§. 1.

S. Helenen-Insel.

Sie ist unterm sechzehenten Grad mittäglicher Breite, und zehnten Grad dreyßig Minuten der Länge, gelegen. Ihr Umkreis beträgt ohngefähr zwölf Meilen. Die Portugiesen entdeckten sie 1502 am St. Helenentage, und gaben ihr daher den Namen; sie war damals wüste uud ungebauet. Nach der Zeit langte ein Kaufmann auf der Insel an, der von seinen langwierigen Reisen ermüdet den Schluß faßte, sein Leben daselbst zu beschließen. Er ließ zu dem Ende Kühe, Ochsen, Schaafe, Schweine, Ziegen, Hasen, Hüner, Vögel, Rebhüner, Tauben ꝛc. dorthin bringen, und alle diese Thiere vermehrten sich dergestalt, daß die Insel in kurzer Zeit damit angefüllet wurde. Er säete auch Korn aus und pflanzte Europäische Gewächse, die so glücklich fortkamen, als man nur wünschen konn-

konute. Man sieht unter andern daselbst Apfelbäume, die zugleich Blüte, grüne und reife Früchte tragen, und die Wälder sind voller Limonien- Citronen- und Pomeranzenbäume ꝛc. Die Luft ist zu St. Helenen sehr gesund und das Wasser überaus gut; sie bringt überdem eine Menge nützlicher Kräuter, die besonders wider den Scorbut dienen, hervor, und die krank ankommenden Matrosen werden dort in sehr kurzer Zeit wieder hergestellet. So bald die Portugiesen diese Umstände erfuhren, so legten sie auf der Insel ein Fort und ein Lazareth für alle Europäische Nationen an; hingegen erlaubten sie keiner andern Nation, als allein ihren Landesleuten, sich daselbst nieder zu lassen. Die Holländer wollten sich 1673 Meister davon machen; sie wurden aber zurück getrieben. Kurz darauf bemächtigten sich aber die Engländer der Insel, und ließen daselbst ein neues Fort erbauen, dem sie den Namen St. James beylegten *). Sie sind auch seitdem beständig im Besitz derselben geblieben, jedoch verstatten sie andern Nationen, daselbst anzulanden. Es ist allda ein großer Marktflecken, der von Engländern bewohnt wird. Der Gouverneur, der Untercommendant und der Zeugmeister stehen unter den Befehlen der Englischen Handlungsgesellschaft.

*) Dampier.

§. 2.

Insel Ascension.

Sie liegt unterm achten Grad der südlichen Breite und unterm zweyten der Länge. Die Portugiesen entdeckten sie im Jahre 1508. Sie ist ein bloßer unfruchtbarer Felsen, wo man nicht einmal gutes Wasser, sonst aber viele Schildkröten, Ziegen und Seevögel antrift. Die Schiffe, die aus Amerika nach Afrika gehen, pflegen hier Rasttag zu halten.

§. 3.

St. Matthäus = Insel.

Diese Insel liegt unterm ersten Grad 30 Minuten mittäglicher Breite, und unterm eilften der Länge. Man findet einige Wohnplätze der Portugiesen darinnen, und die Seefahrenden halten sich einige Tage daselbst auf, um Erfrischungen einzunehmen.

§. 4.

Insel Annobon.

Ihre Lage ist fünf und vierzig südliche Minuten von der Aequinoctionallinie und vier und zwanzig Grad dreyßig Minuten der Länge. Sie hat einen Umkreis von ohngefähr sechs Meilen. Man sieht daselbst zween sehr große Berge, die beständig mit Wolken bedeckt sind; imgleichen sehr fruchtbare Thäler, die besonders viel Baumwolle hervor bringen. Sie gehört noch jetzt den Portugiesen, die sie am Neuenjahrstage entdeckt und ihr daher den Namen Annobon, oder gutes Jahr, beygelegt haben. Sie halten daselbst einen Gouverneur,

verneur, und die Einwohner, deren Anzahl nicht beträchtlich ist, lassen das Feld von den Negern bestellen. Schweine, Ziegen, Federvieh und Fische sind daselbst häufig vorhanden.

§. 5.

Insel St. Thomas, oder St. Thomä.

Sie liegt einige Minuten von der Aequinoctionallinie, unterm sechs und zwanzigsten Grad funfzehn Minuten der Länge, und hat den Namen von dem Tage, an welchem sie 1460 von den Portugiesen entdecket worden. Die Verfasser stimmen in Absicht ihres Umkreises nicht mit einander überein; denn einige geben ihr zwanzig Meilen im Durchschnitt, andre aber rechnen ihren Umkreis auf zwölf bis sechs und dreyßig Meilen. Sie ist rund und die Luft ist so heiß, daß es die Europäer nicht ausstehen können. Das Korn, so man hier ausgesäet und der Weinstock, den man gepflanzt hat, sind nicht fortgekommen; hingegen bringt das Land viel Patáten, Palmbäume, Ingwer, und Zuckerrohr. Das Schweinefleisch hat allda einen sehr guten Geschmack, weil diese Thiere mit Zuckerrohr gefüttert werden. Man findet auf dieser Insel eine Stadt gleiches Namens, die einen guten Hafen hat, und von einer Citadell vertheidiget wird. Es ist eine Hauptkirche, deren Bischof unter dem Erzbischof von Lissabon steht, imgleichen eine Pfarrkirche darinnen vorhanden, und ausser diesen beyden Kirchen sieht man noch mehrere, die in verschiedenen Gegenden der Stadt lie-

gen. Die Holländer entzogen sie den Portugiesen im Jahre 1641, allein die letztern nahmen sie einige Jahre darauf abermals in Besitz und haben sie seitdem beständig behalten.

§. 6.

Die Prinzeninsel, und die Insel Ferdinand Pao.

Die erstere liegt in Guineischen Meerbusen, Nordwärts der Insel St. Thomä, und hat gegen Mitternacht einen Hafen und eine Stadt; es sind auch ausserdem einige Dörfer darinnen. Es werden daselbst überhaupt zwey hundert Häuser, vierzig Portugiesen und drey tausend Sklaven gezählet. Der Boden ist ziemlich fruchtbar.

Die Insel Ferdinand Pao liegt Nordwärts der Prinzeninsel, gegen den zweyten Grad nordlicher Breite, und den acht und zwanzigsten der Länge. Sie hat den Namen von einem Portugiesen, der sie 1472 entdeckte. Sie ist von keiner Erheblichkeit; doch haben die Portugiesen ein Fort daselbst.

§. 7.

Die Inseln Bissagos.

Die Anzahl derselbeu mag sich etwa auf drey und zwanzig belaufen. Sie liegen zwischen dem zehnten und eilften Grad dreyßig Minuten nordlicher Breite. und die vornehmsten darunter sind: Gallinas, Boulam, Bissao oder Bissagos, Kazegut, Bussi und Jatt.

Die

Die Insel Gallinas hat ohngefähr fünf Meilen von Süden gegen Norden, und vier Meilen von Osten gegen Westen. Man weiß fast weiter nichts von ihr, als daß sie viel Federvieh hat und deshalb von den Portugiesen Gallinas genennet worden.

Boulam hat von Morgen gegen Abend acht bis zehn, von Mittag gegen Mitternacht fünfe, und im Umkreise dreyßig Meilen *) Sie wurde ehemals von den Biafaren bewohnt; allein die Bissagos überwanden sie in einem blutigen Kriege, und führten einen Theil der Einwohner in die Sklaverey, die übrigen aber wurden gezwungen, die Insel zu verlassen. Weil indessen die Sieger viel zu barbarisch waren, als daß sie sich ihre Eroberung recht zu Nutze zu machen gewußt hätten, so ließen sie die Insel wüste liegen; jedoch pflegen einige von den Bissagos alle Jahre in den Monathen Hornung, März, April und May, hinüber zu kommen und Getraidr daselbst zu säen. Dieses unbewohnte Land ist überaus anmuthig. Es giebt dort Hügel voll großer Bäume, die beständig grünen, als Palmenbäume, Eichen, Birnbäume, Pomeranzen- Citronen- und Limonienbäume ꝛc. Aus den Thälern, die zwischen den Hügeln liegen, entspringen Bäche, die ein sehr klares Wasser führen und niemals versiegen. Die südliche Spitze der Insel ist eine natürliche Wiese, wo ganze Heer-

*) Brüe.

den von wilden Kühen, wilden Pferden, Hirschen, Büffeln und Elephanten, die vortrefflichste Weide finden. Auf den Bäumen sieht man eine Menge Vögel von allerhand Arten, und das angränzende Meer ist voller Fische, Schildkröten und Muscheln; hingegen sind weder Löwen noch Tiger daselbst vorhanden.

Die Insel **Bissao** oder **Bissagos** hat einen Umkreis von fünf und dreyßig bis vierzig Meilen. Das Erdreich wird vom Ufer an nach und nach höher bis in die Mitte, wo man kleine Hügel und zwischen denselben Thäler und Flüsse antrift, welche letztern das Land bewässern und fruchtbar machen, hernach aber sich in den Meereswellen verlieren. Sie stellt gleichsam eine große Wiese vor, auf welcher man bald hier bald dort Wälder voll Palmen- Pomeranzen- Citronen- und Limonienbäume ꝛc. findet, die verschiedene Flecken und Dörfer umgeben und ihnen wider die Sonnenhitze zum Schatten dienen.

Der Reis und der Maiz wachsen daselbst so gut, daß man sie für kleine Bäume halten sollte. Man sieht hier Ochsen und Kühe von einer ausserordentlichen Größe, imgleichen eine erstaunliche Menge von Ziegen; hingegen weder Schöpse, noch Pferde, noch auch Schweine. Die Neger haben vor diesen letztern Thieren den größten Abscheu, ob sie gleich durch keinen Grundsatz der Religion dazu bewogen werden, indem sie weder Juden noch Mahometaner sind. Die Kühe brauchen

sie

sie zum Reiten, uud machen ihnen eiu Loch durch die Nase, durch welches sie einen Strick ziehen, dessen sie sich an statt eines Zügels bedieneu.

Diese Insel ist sehr bevölkert, und würde es noch mehr seyn, wenn nicht die Neger aus dem festen Lande so häufig daselbst einfielen, und eine so erstaunliche Menge Gefangenen von dort weg führeten. Die Eingebohrnen des Landes sind Papels. Man findet wenig Dörfer daselbst, und die Häuser oder Hütten liegen auf allen Seiten zerstreut von einander. Die Einwohmer sind sehr wilde Leute. Sie schlagen den Feinden, die sie im Kriege tödten, den Kopf ab, schinden ihn, trocknen die Haut nebst den Haaren und schmücken ihre Häuser damit aus, als wenn es Siegeszeichen wären. Wenn ihnen nur der geringste Verdruß widerfährt, so sind sie im Stande, sich zu ersäufen, zu erhenken oder in einen Abgrund zu stürzen. Sie lieben den Branntwein so sehr, daß der Vater seine Kinder, und der Sohn, wenn er der stärkste ist, seinen Vater und seine Mutter dafür zu verkaufen kein Bedenken tragen.

Die Männer bekleiden sich mit einem Ziegen- oder Lammfell, das sie um die Lenden schlagen, und die Hinter- und Vordertheile damit bedecken. Sie haben fast alle einen bloßen Säbel in der Hand, und tragen zween große eiserne Ringe, die oberwärts ebenfalls zwo eiserne Platten haben, den einen am Daum

und den andern am Mittelfinger, welche sie gegen einander schlagen und dadurch vieles ausdrücken, das ein anderer nicht verstehen kann, der in dieser Art von Sprache nicht unterrichtet worden. Die Weiber tragen weiter nichts, als einen baumwollenen Lendenschurz, und gläserne oder korallene Armbänder. Die Mädchen hingegen gehen ganz nackend, und die Vornehmern lassen sich Blumen oder andere Figuren ins Fleisch schneiden, so, daß die Haut wie ein gestickter Atlas aussieht. Ihr Putz besteht in einer kleinen baumwollenen Schürze und in korallenen Armbändern.

Die vornehmste Nahrung dieser Insulaner sind die Pataten und Ignamen. Einige unter ihnen bauen auch den Maniok; sie machtn aber weder Brod *) noch Mehl davon, sondern sie lassen ihn blos auf Kohlen rösten. Andere vermengen Maizmehl mit Butter oder Fett, kneten einen Teig daraus, den sie Fonde nennen, und nehmen ihn zu sich, ohne ihn vorher backen zu lassen; doch giebt es einige, die ihn auf Erdhaufen backen, und mit Butter essen. Die Reichen kochen den Reis an allerhand Federvieh, und Brüe sagt, daß es ein wohlschmeckendes Gericht sey.

Die Einwohner von Bissao sind Götzendiener. Ihr vornehmster Abgott ist eine kleine Figur, die sie China nennen; sie wissen aber

*) Dergleichen Maniokbrod wird Kassave genannt.

aber weder zu erklären, von was für einer Natur dieser Götze sey, noch was er für Macht besitze. Ausserdem erwählt sich ein jeder noch eine besondere Gottheit nach seinem Gutdünken, und daher kommt es, daß gewisse Bäume für heilig und für Wohnungen der Götter gehalten, auch zu ihrem Ehren Hunde, Hähne, Ochsen, und andere Thiere, geopfert werden.

Diese Insulaner lassen den Tod ihrer Verwandten durch Schreyen und Heulen ankündigen, und haben überhaupt eben die Gebräuche, die fast in allen Afrikanischen Landschaften bey Begräbnissen beobachtet werden. Ehemals ließ man bey den Leichen der Könige und anderer Großen zugleich eine Anzahl Sklaven lebendig begraben; allein diese barbarische Gewohnheit ist abgeschaft worden, und als der Fürst, der im Jahre 1701 daselbst regierete, vernahm, daß ein gewisser Vornehmer des Landes auf dem Todbette befohlen hatte, daß drey junge Mädchen mit ihm beerdiget werden sollten, so ließ er sie verkaufen und das dafür erlegte Geld unter die Erben des Verstorbenen austheilen.

Die Insel Bissao wird in neun Provinzen oder Statthalterschaften getheilet. Ein jeder Statthalter schlichtet in seiner Provinz die Rechtssachen der Privatpersonen, und versammlet die Kriegesvölker ꝛc. Der Landesherr hingegen hat eine unumschränkte Macht über seine Unterthanen und selbst die Europäer müssen ihm eine große Ergebenheit bezeigen.

Als

Als Brüe, der im Jahre 1701 zu Bissao war, bemerkte, daß ihn die Portugiesen verhindern wollten, ein Komtor daselbst anzulegen, so wendete er sich an den Monarchen, welcher auch den Portugiesischen Gouverneur zu sich kommen ließ, ihm ziemlich hart begegnete, und seine Anrede mit den Worten beschloß, wie es ihn sehr befremden müsse, daß man ihm in seinen eigenen Landen Gesetze vorschreiben wollte, und würde er diejenigen, die sich seinen Befehlen widersetzen sollten, dafür anzusehen wissen; worauf er sich zu dem Brüe wandte und zu ihm sagte: „Ich mache ein ewiges Bündniß „mit euch und mit eurer Nation, und erlaube „euch, ein Komtor nebst Waarenhäusern an „den Orten, die ihr euch selbst dazu aussuchen „werdet, anzulegen; ja ihr könnet euch meiner „eigenen Häuser so lange bedienen, bis die „eurigen aufgebauet worden.“

Dieser Monarch trug ein Kleid von grünem Mohr, mit silbernen Spitzen, und Beinkleider von schönem baumwollenen Zeuge. Auf dem Kopfe hatte er eine roth tuchene Mütze, die wie ein Zuckerhut aussahe und mit zwo Reihen hanfener Stricke eingefasset war, welches ein Zeichen der höchsten Gewalt ist, die er über die Freyheit seiner Unterthanen behauptet.

Die große Anzahl der Hütten, woraus der Pallast dieses Fürsten besteht, giebt ihm das Ansehen eines Dorfes. Das erste Thor wird von 20 bis 30 Negern, die mit Säbeln, Bogen und Pfeilen gerüstet sind, bewachet. Man

kommt

kommt gleich Anfangs in einen Irrgarten von Bananasbäumen, zwischen welchen ziemlich saubere Hütten stehen, worinn das Frauenzimmer, die Kinder und die Bedienten wohnen. In der Mitte ist ein großer Platz, auf welchem ein Pomeranzenbaum von so ungeheurer Größe steht, daß er den ganzen Platz beschattet. Unter diesem Baume pflegt sich der Monarch zu erfrischen, und hier war es auch, wo Brüe sich drey Stunden lang mit ihm in portugiesischer Sprache unterhielt, die er sehr gut reden konnte.

Wenn der Landesherr zu Felde ziehen will, so läßt er durch das ganze Land ein Zeichen geben, welches vermittelst eines gewissen Instruments geschieht, das auf allen Küsten und in den innern Ländern ausdrücklich dazu gehalten wird, und einer so genannten Seetrompete *) gleichet, jedoch keine Saiten hat und überhaupt viel größer auch länger ist, als jene. Man schlägt mit einem hölzernen Hammer darauf, welches einen so starken Ton verursachet, daß man ihn vier Meilen weit hören kann. Bey einem jeden solchen Instrumente steht ein Wächter, der mit seinem Hammer eben so viel Schläge wiederhohlt, als er von weitem gehört hat, dergestalt, daß auf solche Art die Befehle des Regenten im Augenblick auf der ganzen Insel kund werden müssen. Auf dieses Signal versammlen sich alle Officier und Soldaten

*) Trompete-Marin.

daten an einem gewissen Orte, wo sie jederzeit die königliche Flotte in Bereitschaft finden, die gemeiniglich aus dreyßig Booten besteht, davon jedes Boot zwanzig Mann einnimmt, für welche der Befehlshaber bürgen muß. So bald sie ausgelaufen sind, trachten sie blos darnach, den Feind, den sie angreifen wollen, unvermuthet zu überfallen, sie plündern demnächst alle Dörfer, die sie antreffen, führen die zurück gebliebenen Einwohner hinweg und reisen darauf wieder nach Hause. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, der Wurfspieß und der Säbel.

Die Portugiesen hatten ehemals ein Fort auf dieser Insel. Als sie aber sahen, daß Brüe ebenfalls eines für die französische Kompagnie angelegt hatte, und daß ihre Handlung gänzlich zu Grunde gieng, so verlleßen sie es 1691 und veranstalteten, daß es kurz darauf geschleift wurde. Es war auch vor Zeiten eine Pfarrkirche, nebst einem Franziskanerkloster, auf der Insel, und viele Neger haben sich daselbst taufen lassen.

Kazegut liegt südwärts von Bissao. Sie ist gros und sehr fruchtbar. Man findet darinnen eine unbeschreibliche Menge von Latanien- Palm- und Pomeranzenbäumen, wie auch Maiz, Reis, Kürbisse und Erbsen ꝛc. Es ist diese Insel mit Sandbänken und Untiefen umgeben. Die Einwohner sind ziemlich gesittet und gros von Person. Sie tragen weiter nichts, als einen Schurz um die Lenden

und

und einen Huth auf dem Kopf. Die Vornehmen unter ihnen schmieren sich die Haare mit Palmöl, wovon sie ganz roth aussehen. Die Frauen und Mädchen tragen eine Art von Franzen, die aus Rohr gemacht sind und von den Lenden bis auf die Kniee gehen. Im Winter hängen sie noch eine dergleichen auf die Schultern, die bis an den Gürtel reicht. Einige fügen noch eine dritte hinzu, womit sie den Kopf bedecken und solche bis auf die Schultern herunter hängen lassen. Sie sind durchgehends schön gewachsen; sie haben ziemlich regelmäßige Gesichtszüge, und ihre Haut ist so schwarz, wie Agat. Sonst besitzen diese Neger eine unbezwingliche Trägheit und Unthätigkeit, weshalb sie auch sehr schlechte Sklaven abgeben.

Der König, der im Jahre 1701 daselbst regierete, war ein siebenzigjähriger Greis, von einem majestätischen Ansehen und von einer angenehmen Gestalt. Seine ganze Kleidung bestand in einem Lendenschurz und in einem Huth. Er war sehr leutselig und so gesittet, als es ein Mensch ohne Erziehung seyn kann. Einer von seinen nahen Verwandten hatte neben seinem Hause eine Kapelle, mit einem Altar und Bänken, wie auch mit einer Glocke von ohngefähr dreyßig Pfunden erbauen lassen. Bey dieser Gelegenheit sagte er zu Brüen, er liebe die Christen, ohne selbst ein Christ zu seyn, und hätte diese Kapelle für diejenigen, so etwa auf der Insel eintreffen möchten,

ten, anlegen lassen. Uebrigens sind diese Insulaner so wohl als die Einwohner von Bissao, Götzendiener.

Die Insel Bussi liegt Westwärts von Bissao und wird von dieser letztern Insel blos durch einen Kanal abgesondert, dessen Eingang ziemlich gefährlich ist, weil sich bey der Mündung zwo Untiefen formiret haben. In den Reisebeschreibungen findet man keine nähere Nachrichten von diesem Eylande, weil die Einwohner so wilde und schlimme Leute sind, daß sich niemand dort anzulanden unterstehet.

Von der Insel Jatt weiß man so viel, daß sie bewohnt ist. Im übrigen ist sie eben so unbekannt als Bussi.

Zweyter Abschnitt.

Inseln des grünen Vorgebürges.

Ihre Lage ist zwischen vierzehn Grad dreyßig Minuten, und siebenzehn Grad fünf und vierzig Minuten nordlicher Breite, und zwischen 4 und 7 Grad westlicher Länge. Im Jahre 1456 wurden von Cada Mosto viere dieser Inseln, und acht Jahre nachher die übrigen von Antonio de Noli entdecket *). Ueberhaupt sind ihrer zehen und sie heissen: die Mayinsel, St. Jago, del Fuogo oder St. Philip, Brava oder St. Johann, Bonavista, della Sale, St. Nikolaus, St. Vin-

*) Robert Reisegeschichte 2 Band.

Vincenz, St. Lucia und St. Anton. Einige Erdbeschreiber setzen ihre Zahl auf zwölfe, ja gar auf vierzehn, welches aber daher rühret, weil sie unfruchtbare und unbewohnte Felsen unter die Inseln zählen.

§. 1.

May-Insel.

Ihr Name ist daher entstanden, weil sie den ersten May entdecket worden, sie hat einen Umkreis von sieben Meilen, eine runde Gestalt und ist mit Felsenspitzen umgeben, die sich eine Meile weit ins Meer hinein erstrecken. Die Wellen, die an diesen Klippen beständig zurück prallen, warnen die Seefahrenden vor dieser gefährlichen Gegend. Der Boden der Mayinsel ist dürre und unfruchtbar; jedoch findet man darinnen Ochsen, Kühe, Ziegen, Schildkröten und Vögel von allerhand Arten *). Die vornehmsten Früchte sind Feigen und Wassermelonen; und es wachsen auch einige Hülsenfrüchte daselbst. Im Innern des Landes sieht man Bäume; die Küsten aber sind blos mit Sträuchen besetzt. Es giebt hier viel Baumwolle, die von einer kleinen im Sande wachsenden Staude gewonnen wird.

Die Mayinsel bringt eine unbeschreibliche Menge Salz hervor. Es sammlet sich in einer Art von Teiche, der gegen Westen in einer großen Bay lieget, und ohngefähr zwo Meilen

*) Dampierre.

len lang und eine halbe Meile breit ist. Das Seewasser wird zur Zeit der Ebbe und Fluth durch kleine Wasserleitungen, die in einer vornan befindlichen Sandbank angebracht worden, in den Teich gelassen, und dieses Salz macht den einzigen Reichthum dieser Insel aus.

Es liegen hier drey Städte, welche die Namen **Pinosa, St. Johann** und **Lagoa** führen. Pinosa, so die vornehmste ist, hat zwo Kirchen; die Häuser sind Hütten und die Einwohner bestehen aus lauter Negern, selbst den Gouverneur und die Priester nicht ausgenommen. Ihre Anzahl steigt nicht über zwey hundert und dreyßig Menschen. Sie nähren sich von den Früchten, die sie einärnten, imgleichen von Schildkröten, Geflügel, Rindern, Ziegen, und von den Lebensmitteln, die ihnen von den Fremden, so sich Salz aus ihren Salzgruben hohlen, zugeführet werden. Der Gouverneur steht unter dem Statthalter von St. Jago. Die Seeräuber pflegen sich öfters auf der Insel einzufinden, und das Vieh so wohl, als auch die Einwohner selbst, weg zu führen.

§. 2.

Insel San-Jago.

San-Jago ist die größeste unter allen Inseln des grünen Vorgebürges. Ihre Länge beträgt ohngefähr fünf und vierzig, ihre Breite zehen, und ihr Umkreis fünf und achtzig Meilen. Sie hat viele Häven, worunter **Porto-Praya** der berühmteste ist. Die Luft ist daselbst,

selbst, besonders zur Zeit des Regenwetters, sehr ungesund. Die nordliche Gegend der Insel ist ganz voller Berge, gegen Süden aber ist das Erdreich flach und formiret schöne Wiesen, die von verschiedenen Flüssen bewässert werden. Man findet hier Ochsen, Kühe, Pferde, Esel, Ziegen, Schweine und viel Federvieh. Die Vögel, deren Anzahl beträchtlich ist, haben so schwarze Knochen, wie Agat, obgleich ihre Haut und ihr Fleisch so weiß ist, wie bey dem Europäischen Geflügel. Ausser den Kräutern und Bäumen, die aus unserm Welttheile mit sehr gutem Erfolge dorthin verpflanzt werden, gewinnet man auch auf der Insel Reis, Getraide, Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle, und auch ein wenig Wein. Bananas, Pomeranzen, Citronen, Limonien, und Tamarinden wachsen daselbst in Menge, und wie Roberts sagt, so soll man dort auch viel Marcasit antreffen.

Dampierre behauptet, daß die ersten Einwohner von San-Jago Portugiesen gewesen wären, die wegen Raub und Mord ꝛc. dorthin verwiesen worden, und mit den Negerinnen, die sie daselbst geheirathet, Mulatten gezeugt hätten; denn ausser dem Gouverneur, dem Bischof und den Priestern, sind keine Weissen vorhanden.

Ribeira grande ist die Hauptstadt von S. Jago, und liegt zwischen zween Bergen, wo ein Fluß läuft, der sie bewässert. Man zählt fünf hundert Häuser darinnen, und es ist auch eine Dohmkirche daselbst. Der Bischof und

die Dohmherren müssen gebohrne Portugiesen seyn; auf den andern Inseln aber werden Mulatten und Neger zum geistlichen Stande zugelassen. Ausser der Hauptkirche hat die Stadt auch drey Ordenshäuser, davon eines ein Franziskanerkloster, die andern beyden aber Mädchenklöster sind. So wohl die Ordensbrüder als die Nonnen sind Neger. Der Hafen liegt auf der Nordseite der Stadt. Alle Portugiesische Schiffe, die nach Gvinea handeln, müssen hier den Zoll entrichten. Ausser Ribeira liegen noch drey bis vier Städte auf der Insel, worinnen man aber wohl zwanzig Neger gegen einen Weissen zählet.

§. 3.

Del Fuogo, Feuerinsel, oder St. Philip.

Sie liegt San-Jago gegen Westen und hat den Namen St. Philip daher erhalten, weil sie am Tage Philippi-Jakobi entdeckt worden. Einige Verfasser nennen sie die Feuerinsel, weil sie einen feuerspeyenden Berg hat. Sie ist ohngefähr fünf Meilen lang, und hat verschiedene Dörfer, imgleichen eine Stadt, worinnen sich die meisten Weissen, nebst dem Gouverneur, aufhalten, und durch ihre Sklaven Schweine, Ziegen und Federvieh aufziehen lassen. Die Einwohner bekennen sich zur christlichen Religion; allein die Neger haben noch viel von ihrem National-Aberglauben beybehalten. Obgleich die Insel keine Flüsse und sehr wenig süßes Wasser hat, so ist sie doch ziemlich fruchtbar, und bringt Maiz, Kürbisse, Was-

ser-

fermelonen, Pomeranzen, wilde Feigen und Weinstöcke hervor, die einen ziemlich angenehmen Wein geben.

§. 4.

Insel Brava oder St. Johann.

Dieß ist die südlichste von allen Inseln des grünen Vorgebürges. Sie besteht aus einem unfruchtbaren Felsen, zwischen dessen Klippen Thäler liegen, die nur mit wenigem Erdreiche bedeckt sind, und dennoch gute Bananas, Kürbisse und Pataten hervor bringen. Der Maiß wächst daselbst im Ueberfluß; Ochsen, Kühe, Schweine, Ziegen und Esel sind häufig vorhanden. Man findet hier viel Salpeter und Roberts hat so gar einen Goldschacht angetroffen. Fische und Schildkröten werden in Menge gefangen. Die Anzahl der Einwohner steigt nicht über zwey hundert Menschen. Viele Jahre lang waren nicht mehr, als zwo Negrische Familien, daselbst vorhanden; allein im Jahre 1680 zwang die Hungersnoth fast alle diejenigen, die sich auf der Feuerinsel befanden, nach St. Johann überzugehen. Diese neuen Einwohner lehrten die alten Baumwolle spinnen und eine Art Zeug machen, um sich damit zu bedecken; weil sie vorher nackend giengen. Sie brachten ihnen zugleich die ersten Grundsätze der christlichen Religion bey und kurz darauf kam ein Priester aus der Feuerinsel nach St. Johann und taufte alle daselbst befindliche Neger; er wurde aber bald hernach unter einem Felsen zerschmettert, und die Insel

St. Johann mußte sich lange Zeit ohne einen Geistlichen behelfen. Endlich schickte ihnen der Bischof von San-Jago einen, und dieser war ein Neger, der kein Latein verstand; allein er konnte doch Messe lesen, und die Sakramente verwalten. Uebrigens werden diese Insulaner für sehr leutselige and gelehrige Leute gehalten, und ihr Gouverneur pflegt sich beynahe einer willkührlichen Gewalt über sie anzumaaßen.

§. 5.

Insel Bonavista.

Sie hat diesen Namen, der so viel als ein guter Anblick bedeutet, von den Portugiesen erhalten, weil sie diejenige unter den Inseln des grünen Vorgebürges war, die sie zuerst entdeckten. Man giebt ihr einen Umkreis von zwanzig Meilen. Ihr Boden ist größtentheils niedrig; doch findet man auch daselbst Felsen, Hügel und Berge. Sie soll ehemals sehr fruchtbar gewesen seyn; jetzt aber ist sie unfruchtbar, und bringt sonst nichts, als Baumwolle, Salz und Indigo hervor. Die Einwohner sind durchgehends nach Europäischer Art gekleidet, und alle der äußersten Trägheit ergeben. Es ist ein Gouverneur allda, der unter dem Statthalter von San-Jago steht. Die Insel gehörte vor Zeiten den Marquis de Minhas; allein nach seinem Tode hat sie der König von Portugall an andere Großen verschenket.

§. 6.

Insel della Sale, oder Salzinsel.

Sie liegt der vorigen gegen Norden, und hat den Namen von dem vielen Salze, das in den dasigen Salzgruben, die ohngefähr zwo Meilen lang sind, gewonnen wird. Man sieht fünf Berge auf der Insel, davon die beyden höchsten gegen Norden und gegen Osten liegen und die Gestalt zweener Zuckerhüte haben. Dieß Eyland ist so unfruchtbar, daß es die Einwohner im Jahre 1705 haben verlassen müssen. Die Schiffe, so nach Indien gehen, pflegen hier anzuhalten und Salz einzunehmen. Man findet daselbst einige Ziegen und einige Esel.

§. 7.

St. Nikolausinsel.

Diese Insel ist die längste unter allen auf dem grünen Vorgebürge. Sie hat eine dreyeckigte Gestalt. Die längste von diesen dreyen Seiten, die gegen Osten liegt, hat dreyßig, die beyden andern aber haben eine jede zwanzig Meilen. Ihr Boden ist durchgehends sehr hoch, und gegen Nordwest liegt ein Berg, der einem spitzigen Pfahl gleichet. Unter den vielen Rheeden, die um die Insel liegen, ist eine, Namens Trefol, so gegen Abend liegt, die berühmteste. Die Küsten sind sehr unfruchtbar; allein im innern des Landes liegen Thäler, in welchen man Weinstöcke und Brennholz antrift. Die Einwohner bauen daselbst Maiz, Plantains, Bananas, Kürbisse, Wassermelonen, Limo-

nien und Pomeranzen. Ehemals fand man hier auch Drachenblut; jetzt aber ist wenig oder nichts mehr anzutreffen; hingegen giebt es Kühe, Ochsen, Ziegen und Federvieh.

Die Stadt St. Nikolaus ist so gut gebauet und so volkreich, doß sie zu den besten Städten der Inseln des grünen Vorgebürges gehöret. Sie liegt in einem Thale und hat ohngefähr vierzehn bis funfzehn hundert Einwohner, die alle Neger oder Mulatten sind, nur den Gouverneur ausgenommen, der ein Weisser ist. Sie bekennen sich alle zur christlichen Religion und haben einen Priester, dem aber sein Amt sehr sauer wird, weil sie von harter Gemüthsart und dem Stehlen sehr ergeben sind. Die Welbspersonen werden für züchtig und arbeitsam gehalten, und pflegen niemals vor einem Fremden unbedeckt zu erscheinen.

§. 8.

Inseln St. Lucia, St. Vincenz und St. Anton.

St. Lucia liegt der St. Nikolausinsel gegen West-Nord-West, und hat zwo gute Bayen, eine gegen Südwest, und die andere gegen Südost. Sie wird aber blos von Ziegen und Eseln bewohnt.

Die Insel St. Vincenz ist auf der Seite gegen Nordost niedrig und sandig, auf den andern Seiten aber liegt sie größtentheils hoch und hat viele Rheeden und Bayen. Das Erdreich ist bergigt und dürre und bringt keine

Früch-

Früchte hervor; doch findet man in den Thälern kleine Tamerindenwälder und Baumwollenstauden. Ausserdem sollen verschiedene merkwürdige Pflanzen als der Titymallus arboreſcens, oder Wolfsmilch mit Zweigen, das Abrotanum mas, Stabwurz, von bewundernswürdigem Geruche und schönen grünem Laube, imgleichen die Palma Christi, dort angetroffen, auch zuweilen Ambra daselbst gefischet werden. Sonst ist diese Insel unbewohnt; allein die Einwohner von St. Nikolaus kommen manchmal dorthin, um sich Ziegen zu hohlen, die allda in großer Anzahl vorhanden sind. Inzwischen will doch Frezier, wie er versichert, Hütten daselbst gesehen haben, deren Einwohner ganz nackende Neger gewesen wären, und beym Anblick der Franzosen die Flucht ergriffen hätten

Die St. Antonius-Insel llegt unter allen Inseln des grünen Kaps am meisten gegen Abend und Mitternacht, und ist fast so gros, als San-Jago. Sie hat nur zwo Rheeden oder zween Hafen, wo Schiffe einlaufen können. Der beste davon liegt an der südwestlichen Spitze der Insel.

Die Menge der Bäche, von welchen sie bewässert wird, macht die Thäler so fruchtbar, daß sie eine unbeschreibliche Menge Maiz, Bananas, Plantains, Pataten, Kürbisse, Wassermelonen, Gewürzmelonen, Pomeranzen und Citronen ꝛc. hervorbringen. Es sind auch viel Weinstöcke daselbst, aus deren Trau-

ben ein guter Wein gemacht wird. Die Luft ist sehr gesund und die Thäler sind voller Bäume, worunter man den Indigobaum und den Strauch, der die Baumwolle trägt, antrift. Ochsen, Kühe, Ziegen und Federvieh sind in Menge vorhanden. Die Einwohner sind ein Gemische von Negern und Mulatten, die von ziemlich leutseliger Gemüthsart sind. Die Insel ist gleichsam ein Vorrathshaus voller Sklaven. Der Marquis das-Minhas ließ eine Anzahl Neger in Guinea aufkaufen, und sie nach der Insel St. Anton, die ihm damals gehörte, überschiffen, wo er sie auf seine Kosten ansetzte. Die Einwohner brachten ihnen gar bald die Kunst bey, Felder zu bepflanzen und sich vom Ackerbau zu nähren. Es vermehrte sich auch diese Kolonie so geschwind, daß die Abkömmlinge derselben in kurzer Zeit eine größere Anzahl ausmachten, als die Eingebohrnen, und auf solche Art hat die Insel zweyerley Neger zu Einwohnern, zwischen denen sich manchmal Streitigkeiten erheben, die fast beständig einen blutigen Ausgang gewinnen.

Der vornehmste Ort, oder die Hauptstadt, liegt im Innern des Landes, mitten im Gebürge, und enthält fünf hundert Einwohner, welche die Waffen führen können, nebst einer sehr starken Anzahl Negrischer Sklaven. Sie hat einen Gouverneur, einen Sklavenaufseher, und ein Franziskanerkloster. Ueber der einen Rhede liegt ein kleines Fort, das mit vier Kanonen besetzt ist, und von einem Portugiesischen

Gou-

Gouverneur kommandiret wird. Ausserdem findet man auf der Nordwestlichen Spitze der Insel ein Dorf, das aus zwanzig Hütten besteht, die von ohngefähr funfzig Familien bewohnt seyn mögen. Ihr Oberhaupt ist ein Kapitain. Sie haben auch einen Priester und einen Schulmeister. Wie Dapper sagt, so sollen diese letztern sehr gut Portugiesisch sprechen, dabey aber in der größten Armuth leben.

Dritter Abschnitt.

Kanarische Inseln.

Sie liegen zwischen dem sieben und zwanzigsten und dreyßigsten Grad nordlicher Breite, und zwischen dem ersten Meridian, der durch den westlichen Theil der Insel Ferro gezogen wird, und fünf Grad dreyßig Minuten der Länge. Die Alten kannten sie unter dem Namen der **glückseligen Inseln**, den man ihnen wegen ihrer gesunden Luft und Fruchtbarkeit gegeben hatte, ja sie glaubten hier so gar die Elysäischen Felder zu finden. Diejenige unter diesen Inseln, die am meisten gegen Osten liegt, ist nur funfzig Meilen von der Afrikanischen Küste entfernt. Es scheinet, daß die ersten Einwohner derselben eine Kolonie von Aethiopiern gewesen sind, und deren Sitten und Religion dorthin überbracht haben; sie sind aber mit der Zeit in die erschrecklichste Barbarey verfallen. Sie werden durchgehends von allen Verfassern **Guanches** oder **Barbaren** genennet *).

Ihre

*) Cada-Mosto, Scory, Nicols, Reisegeschichte 2 B.

Ihre Sprache glich sehr der Mohrischen. Sie waren gros, stark und behende. Fast alle hatten eine platte Nase und eine gelbe Haut. Sie bekleideten sich mit Ziegenfellen, und, weil sie nichts von Eisen wußten, so schoren sie sich den Kopf mit Steinen, die sie scharf gemacht hatten. Ihre Nahrung war gestampfte Gerste, woraus sie mit Wasser und Honig einen Teig machten. In ihren Kriegen bedienten sie sich der Steine, und warfen sie mit solcher Gewalt, als wenn sie, wie eine Flintenkugel, abgeschossen würden. Ihre Häuser waren in Felsen gehauene oder von der Natur gebildete Höhlen. Sie hatten Könige, denen sie sehr unterthänig waren. Alle, die sich verheyratheten, leisteten ihnen aufs neue den Eid der Treue, und traten ihnen das Recht ab, ihren Bräuten die Jungferschaft zu nehmen. Wenn ein neuer König den Thron bestieg, so widmeten ihm verschiedene junge Leute ihr Leben zum Opfer. Diese Insulaner erkannten ein höchstes Wesen, und opferten demselben; sie hatten auch einigen Begrif von der künftigen Bestrafung der Lasterhaften, denn sie hielten die Oefnung, aus welcher der Piko zu Teneriffa seine Flammen um sich warf, für den Eingang zur Hölle. Die Heyrathsceremonien bestanden lediglich darinn, daß sie die Einwilligung der Väter und Mütter verlangten, und die Vielweiberey war bey ihnen eine erlaubte Sache. Die Weibspersonen, die ziemlich schön waren, besaßen mehr Sittsamkeit, als sonst in dieser Himmels-

gegend

gegend gewöhnlich ist, und beschäftigten sich mit häuslichen Arbeiten. Die Männer bedienten sich zum Ackerbau der Hörner von Thieren. Inzwischen wußten die Barbaren dennoch das Geheimniß, todte Körper zu balsamiren, so daß sie keiner Verwesung jemals unterworfen waren; und pflegten sie in Höhlen, die ausdrücklich dazu in Felsen gehauen wurden, zu verwahren. Man hat dergleichen Mumien zu verschiedenen Zeiten gefunden, und noch vor kurzem meldeten die öffentlichen Blätter, daß man eine im Monat August 1764 zu Schiffe nach Kadix gebracht hätte. Sie war in einer Haut, die wie eine Bärenhaut aussahe, eingewickelt, und alle Theile des Körpers waren vollständig vorhanden, das Fleisch daran war aber so eingetrocknet, wie dürres Holz. Die Abkömmlinge der Guanschen sind übrigens nach und nach von den Europäern gesitteter gemacht worden.

Die Kanarische Inseln sind den Neuern lange Zeit unbekannt gewesen; sie wurden aber zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts von den Kastilianern entdeckt, die sich jedoch nicht daselbst niederließen. Im Jahre 1417 eroberte Johann Betancourt drey derselben und sein Neffe bemächtigte sich der vierten; worauf sie diese Eroberung dem Könige Heinrich von Portugall abtraten. Endlich wurden alle Kanarische Inseln vermittelst eines zwischen dem katholischen Ferdinand und dem Könige Alphonsus von Portugall errichteten Traktats mit der

Krone

Krone Spanien verbunden. Nunmehro ist uns weiter nichts übrig, als eine geographische Beschreibung dieser Inseln mitzutheilen. Es werden derselben zwölfe gezählet; es sind aber nur sieben darunter von einiger Erheblichkeit und die übrigen stellen weiter nichts, als kleine Eyländer, vor.

1. **Lancerotta** hat von Süden gegen Norden nur dreyzehn, und von Osten gegen Westen neun Meilen. Ihr Umkreis beträgt ohngefähr vierzig Meilen. Sie hat den Titel einer Grafschaft und gehört dem Grafen Herrera; seine Vasallen haben aber das Recht, an die königlichen Richter auf der Insel Kanaria zu appelliren. Ihr vornehmster Reichthum besteht in der **Orseille** oder **Orchellpflanze**, die zum Färben gebraucht wird; imgleichen in Ziegen. Das Erdreich bringt Waizen und Gerste hervor. Die Hauptstadt, die den Namen der Insel führet, hat ohngefähr hundert Häuser, worunter aber das schönste weiter nichts, als eine Hütte, ist. Sie hat eine Kirche, oder vielmehr eine Kapelle, die eben so schlecht angelegt ist, als die übrigen Gebäude. Eine halbe Meile davon liegt ein Schloß, das ziemlich gut befestigt ist. Die Insel hat zwar zween Hafen, weil es aber sehr gefährlich ist daselbst einzulaufen, so pflegen die Seefahrer selten dort zu landen.

2. **Fuerte-Ventura**, hat ohngefähr eine Länge von fünf und zwanzig und eine Breite von zehen, und einen Umkreis von siebenzig

Mei-

Meilen. Ihr Ansehen ist sehr unregelmäßig, weil sie aus zwo Halbinseln besteht, die vermittelst einer Erdenge zusammen hängen. Ihre Produkte sind Weizen, Gerste und die Orchellpflanze. Man findet auch daselbst viele Ziegen, und auf den Küsten liegen drey Städte. Sonst hat die Insel drey ziemlich gute Häven.

3. **Kanaria** ist die reichste und eine der wichtigsten unter allen diesen Inseln. Inzwischen ist sie doch nicht die größeste; denn sie erstreckt sich nur dreyzehn bis vierzehn Meilen weit, und hat einen Umkreis von vierzig Meilen. Sie war den Alten ebenfalls unter dem Namen Kanaria bekannt. Sie bringt nicht nur den vortreflichen **Kanariensekt** und viel Zuckerrohr, sondern auch Melonen, Birnen, Aepfel, Pomeranzen, Granaten, Limonien, Pfirsichen, und Plantains, von ausnehmender Güte, hervor. Es giebt auch daselbst viel Ochsen, Kühe, Ziegen, Kameele, Hüner, Enten, Gänse, Tauben und Rebhüner. Die Insel Kanaria hat vier Städte, davon die Hauptstadt, Kanaria oder **Cuidad das Palmas** genannt, Süd-Süd-Westwärts der Insel liegt. Sie hat ohngefähr eine Meile im Umkreise, und sehr schöne Häuser, die alle aus zwey Stockwerken bestehen und statt der Dächer Terrassen haben. Es ist auch ein Schloß daselbst, das sich aber schlecht vertheidigen kann. Cuidad enthält ohngefähr zwölf tausend Einwohner. Sie ist der Sitz des obersten Tribunals der sieben Inseln, des bischöflichen Hofes, und der

Inqui-

Inquisition; der Bischof aber, imgleichen der Gouverneur und die Standespersonen haben ihre Residenz zu Teneriffa. Das Bißthum wurde 1430 errichtet. Es steht unter dem Erzbischof von Sevilla und bringt dreyßig tausend Pfund ein. Ausser der Dohmkirche, deren Kapitul aus acht Prälaten, sechszehn Kanonicis und zwölf Präbendaten besteht, sind auch Dominikaner- Barfüßer- Franziskanermönche und Bernhardinernonnen daselbst vorhanden. Die Jesuiten haben dort eine Schule, und die Franzosen einen Konsul. Die übrigen Städte auf dieser Insel sind **Telde, Galder** und **Guia.** Ausserdem sind zwölf Zuckersiedereyen daselbst im Gange, die man wegen der Menge der Arbeiter für eben so viele kleine Städte halten sollte.

4. **Teneriffa** liegt der vorigen Insel gegen Abend. Sie ist die größte von allen diesen Inseln, und man rechnet ihre Länge auf zwey und zwanzig, ihre Breite auf ohngefähr funfzehn, uud ihren Umkreis auf sechszig Meilen. Sie hat ein röthliches, nicht sonderlich tiefes und ein leichtes Erdreich, das aber sehr fruchtbar ist. Zwischen den Bergen, die auf der nord- und östlichen Seite der Stadt liegen, findet man die schönsten Wälder voll Pomeranzen- Citronen- Cedro- und Limonienbäumen von allerhand Arten, und Granaten, imgleichen Feigenbäume sind ebenfalls daselbst in Menge vorhanden. Man zieht auch hier Bananas- Papah- und Karobibäume, wie auch Ananas

und

und Melonen von allen Gattungen *). Die Thäler bringen das schönste Getraide von der Welt hervor, und in der Mitte der Kornfelder erheben sich hin und wieder die schönsten Gebüsche von Drachenblutbäumen, die an Gestalt und Höhe viel ähnliches mit dem Lataniembaum haben. Die Berge hat man zu Weinbergen angelegt, auf welchen man ebenfalls Kanarienfekt und Malvasier gewinnet. Man sieht zu Teneriffa ansehnliche Heerden von Rindern und Ziegen, die einen vortreflichen Geschmack haben, welches der reinen Luft und treflichen Weide zuzuschreiben ist. Schöpse sind daselbst sehr selten, hingegen wird Federvieh von allen Arten aufgezogen. Wildprett ist ebenfalls nicht häufig zu haben. Der so genannte Kanarienvogel, der in Frankreich ganz weiß wird, ist in Teneriffa fast eben so dunkelgrau, als der Hänfling. Die Berge auf dieser Insel sind fast alle aus einer Art von Lava, oder verbrannten Steinen, entstanden, woraus man schließen muß, daß sie vor Zeiten feuerspeyende Berge gewesen, hernach aber verloschen sind.

Man zählet auf der Insel Teneriffa fünf Städte. Sie heissen, **Laguna**, **Santa-Crux**, **Larotava**, **Rialejo** und **Garachio**. Laguna ist die Hauptstadt. Sie hat den Namen von einem See, an dessen Ufer sie stößt, und liegt theils auf dem Berge **Piko**, theils aber in einer

*) Adanson.

ner gleichen Ebene. Es sind zwo Pfarrkirchen, vier Manns- und zwey Mädchenklöster, wie auch ein Hospital darinnen. Die meisten Häuser sind steinern und mit Ziegeln gedeckt. Sie haben fast alle Parterren oder Terrassen mit den schönsten Alleen von Pomeranzen- und Limonienbäumen; die Gassen sind aber nicht regelmäßig. Mitten in der Stadt sieht man einen großen Platz, der mit sehr schönen Gebäuden umgeben ist. Es ist auch daselbst eine Wasserleitung angelegt worden, die den Ort mit sehr gutem Wasser versorget. Der Bischof und der Gouverneur der Kanarischen Inseln haben hier ihren Aufenthalt, wie wir bereits gesagt haben. Die vornehmern Einwohner sind höflich und gesprächig; das gemeine Volk aber ist stolz und träge.

Santa-Crux liegt Ostwärts der Insel auf einer sandigen Ebene. Sie ist weder befestiget noch mit Mauren umgeben. Die Häuser, deren drey hundert seyn mögen, sind steinern und haben drey Stockwerke. Sie hat ohngefähr drey tausend Einwohner, lauter Spanier. Die Jesuiten haben ein Haus zu Larotava.

Das merkwürdigste zu Teneriffa ist der berühmte Berg, der unter dem Namen des **Piko von Teneriffa** bekannt ist. Er hat ohngefähr 1212 Klaftern, und wird deshalb für einen von den höchsten Bergen auf dem ganzen Erdboden gehalten. Sein Gipfel ist das ganze Jahr über mit Schnee bedeckt, und er wirft manchmal feurige Materien aus, ohne viel Geräusch

zu machen. Er steht fast in der Mitte der Insel und ist mit einer Menge anderer Berge umgeben.

Ehe die Europäer diese Insel eroberten, hatte sie sieben Könige, die eben so, wie ihre Unterthanen, in Höhlen wohnten. Sie nährten sich von eben der Kost und waren eben so gekleidet, wie die Einwohner auf der Insel Kanaria.

5. **Gomera** liegt Nordwestwärts von Teneriffa. Sie ist nur acht Meilen lang und ihr Umkreis beträgt ohngefähr zwey und zwanzig Meilen. Sie hat eine kleine Stadt, die eben den Namen führt, nebst einem Hafen, wo die Indienfahrer gern anzuhalten pflegen, um sich daselbst zu erfrischen. Die Insel ist ziemlich fruchtbar an Wein, Zuckerrohr, Getraide und Früchten. Die Spanier eroberten sie 1445. Sie gehört dem Herzoge von Gomera; seine Vasallen können aber von seinen Rechtssprüchen an die königlichen Richter zu Kanaria appelliren.

6. **Die Insel Ferro** liegt Gomera gegen Südwesten. Sie hat ohngefähr eine Breite von sechs, eine Länge von sieben, und einen Umkreis von zwey und zwanzig Meilen. Die Franzosen ziehen den ersten Meridian, oder den ersten Grad der Länge, durch diese Insel. Sie bringt Getraide, Zuckerrohr, Obst, imgleichen verschiedene Arten von Pflanzen hervor, und durch das Vieh, so man häufig darinnen antrift, werden die Einwohner mit Milch und Käse versorget. Es liegt daselbst ein Marktflecken, der

ebenfalls Ferro heisset, und der feuerspeyende Berg, der sich zuweilen öfnet, richtet auf der Insel große Verwüstungen an. Verschiedene Schriftsteller haben vorgegeben, daß man hier einen sehr hohen Baum anträfe, der bey Tage mit Wolken umgeben wäre, des Nachts aber eine große Menge süßen Wassers für Menschen und Thiere herab träufeln sollte; allein es ist diese Erzählung von andern widerlegt worden, und sie scheint überhaupt fabelhaft zu seyn.

7. **Palma** hat einen Umkreis von ohngefähr fünf und zwanzig Meilen, und eine runde Gestalt. Die Spanier nahmen sie 1460 ein, und hatten viel Mühe, das Christenthum daselbst zu pflanzen. Die Hauptstadt, so ebenfalls Palma heisset, hat eine ziemlich hübsche Kirche, einen Gouverneur und einige Gerichtsschöppen, welche die Justiz verwalten. Ausser Palma liegt noch eine andere Stadt auf der Insel, die zwar klein aber ziemlich artig ist, und St. Andreas genannt wird. Palma hat viel Vieh, und bringt Früchte von allen Arten, imgleichen sehr guten Wein, hervor. Im Jahre 1652 entstand daselbst ein feuerspeyender Berg nebst einem so gewaltsamen Erdbeben, daß man es so gar zu Teneriffa spüren konnte. Ausser diesen sieben Inseln werden noch fünf andere unter die Kanarischen gerechnet; sie sind aber nur kleine Eyländer von gar keiner Erheblichkeit.

Vierter Abschnitt.

Die Inseln Madera und Porto-Santo.

Wir wollen die Insel Porto-Santo, so wie es gemeiniglich von andeen Erdbeschreibern zu geschehen pflegt, mit der Insel Madera ebenfalls zusammen nehmen.

1) **Madera** liegt gegen den zwey und dreyßigsten Grad dreyßig Minuten nordlicher Breite und erstreckt sich vom ersten bis zum zweyten Grad der Länge. Sie ist ohngefähr achtzehn Meilen lang und ihre größte Breite beträgt acht Meilen. Wenn die Verfasser der allgemeinen Geschichte, im zwölften Bande, Recht haben, so ist diese Insel von Juba, dem Könige von Mauritanien, entdeckt und ihr der Name der Purpurinsel *) beygelegt worden, weil die Einwohner der Kunst in Purpur zu färben vollkommen kundig waren. Dem sey aber wie ihm wolle, genug sie wurde im Jahre 1344 von einem Engländer, Namens Hiob Machin, entdecket; allein man würdigte diese Entdeckung keiner sonderlichen Aufmerksamkeit. Im Jahre 1419 landeten die Portugiesen daselbst, und da sie nichts, als einen weitläuftigen und unbewohnten Wald sahen, so setzten sie ihn in Brand und verursachten dadurch eine siebenjährige Feuersbrunst. Sie hat auch den Namen Madera von den vielen Waldungen, die man damals angetroffen hatte, erhalten.

*) Insula purpurea.

Man hält Madera gemeiniglich für den reizendsten Aufenthalt von der Welt. Es herrscht daselbst eine liebliche sanfte Luft, und alle Europäische Früchte sind auf dieser Insel glücklich fortgekommen. Sie bringt Pfirsichen, Abrikosen, Pflaumen, Kirschen, Feigen, große Nüsse, Johannisbeeren, Himbeeren und Haselnüsse in der schönsten Güte hervor; die Landesfrüchte hingegen sind Bananas, Pomeranzen, Citronen, Limonien und dergleichen. Unter den Bäumen werden die Ceder, der Drachenblutbaum, der diese Art von Gummi trägt, und der Nasso, dessen Holz eine Rosenfarbe hat und zu Brettern gebracht wird, vorzüglich gepriesen *). Ungeachtet aber Madera sehr fruchtbar ist, so versorgt sie doch die Einwohner nicht mit so vielem Getraide, als zu ihrer Nahrung hinlänglich ist, weshalb sie solches aus andern Orten hohlen müssen, wogegen sie aber durch den Ueberfluß von Wein und durch die gute Beschaffenheit desselben schadlos gehalten werden; wie denn auch der Maderische Zucker, als einer der besten auf der Welt, berühmt ist. Wilde Thiere giebt es daselbst sehr wenig und man sieht nur wilde Schweine und Ziegen. Rebhüner und Fasanen sind jedoch häufig vorhanden und die Küsten so wohl, als die Flüsse, wimmeln von Fischen; giftige Thiere aber werden allda gar nicht angetroffen.

Made-

*) Mocquet, Nicols.

Madera hat drey Städte, Funchal, Mouscerico und Santa Cruz. Funchal liegt in einer Bay südwärts der Insel und sehr nahe am Meere. Sie wird durch eine Mauer und andere Befestigungswerke auf der Seeseite vertheidiget. Den Namen hat sie von dem vielen Fenchel, den man in ihrer Gegend antrift, erhalten. Die Gassen darinnen sind ungerade und die Häuser ganz schlecht anzusehen, weil sie nur ein Stockwerk und Fenster ohne Glasscheiben haben. Das dasige Bißthum steht unter dem Erzbischof von Lissabon, und die Hauptkirche ist der Jungfrau Maria gewidmet. Sie ist ziemlich gut gebauet, und die andern Kirchen, worunter sich eine Kollegialkirche befindet, sind ebenfalls ganz regelmäßig angelegt. Man findet auch daselbst drey Manns- und eben so viel Mädchenklöster, imgleichen eine Schule. Die Anzahl der Einwohner, die ein Gemische von Portugiesen, Mulatten und Negern sind, beläuft sich auf zehn tausend Menschen. Der Handel macht sie einander gleich, und sie tragen kein Bedenken, sich unter einander zu verheyrathen. Sie gehen sämmlich schwarz gekleidet und tragen beständig einen Degen, ja so gar die Bedienten lassen diese Zierde der Hüften nicht von der Seite kommen. Die Priester stehen so wohl in der Stadt, als auf der ganzen Insel, in großem Ansehen. Machiko hat eine Pfarrkirche, die dem heiligen Kreuze gewidmet ist; es ist auch daselbst ein Kloster der

Bern-

Bernhardinerinnen. Ueberhaupt findet man auf der Insel sechs und dreyßig Pfarrkirchen und vier Hospitäler.

2. Porto-Santo liegt Nordwärts achtzehn bis zwanzig Meilen von Madera, und hat nur fünf Meilen im Umkreise. Weil sie die Portugiesen, die sie 1418 entdeckten, wüste fanden, so legten sie daselbst eine Kolonie an, und unterhielten dieselbe. Die Insel bringt so viel Getraide hervor, als zur Nothdurft der Einwohner erfordert wird; es giebt auch daselbst Ochsen, wilde Schweine, Kaninchen, und dergleichen. Die Bäume, von welchen das so genannte Drachenblut kommt, sind dort in Menge vorhanden. Sonst liefert diese Insel auch sehr guten Honig und vortreffliches Wachs. In geistlichen Sachen steht sie unter dem Bischof von Funchal.

Verschiedene Erdbeschreiber fügen die Azorischen Inseln den Afrikanischen hinzu; wir glauben aber, daß wir es mit denen halten müssen, die sie unter die Amerikanischen rechnen.

Ende des dreyzehnten Bandes.

Druckfehler

im 1 zten Bande der Neuern Geschichte.

Inhalt, 1ste Seite 8te Zeile. Anstatt: Elephanten- oder Zahnküste. lies: Elfenbein- oder Zahnküste.

Bl. 21 Zeile 27. als ihre Wohnungen sind. lies: als es ihre Wohnungen sind.

Bl. 22 Z. 3. ja mit der ganzen Hand ꝛc. lies: ja wohl gar mit der ganzen Hand.

Ebendas. Z. 8. Neger auf der Küste. lies: Neger auf dieser Küste.

Bl. 30. Z. 21. die Brambis. lies: die Brembis.

Bl. 37, erste Note. }
Bl. 39, erste Note. } Villant. lies: Villaut.
Bl. 45, desgleichen }

Bl. 71. Z. 13. weit hinein gehen. lies: weit ins Meer hinein gehen.

Bl. 154. Z. 20. gegen Westen von dem mittäglichem Guinea. lies: gegen Westen von dem Meere, gegen Süden von dem mittäglichem Guinea.

Bl. 199. Z. 13. Mündung dieses gedachten ꝛc. lies: Mündung gedachten ꝛc.

Bl. 248. Z. 25. Unternehmung machte. lies: Unternehmung wagte.

Bl. 251. Z. 21. Wikney. lies: Whitney.

Bl. 258. Z. 21. der alten ꝛc. lies: den alten ꝛc.

Bl. 260, lezte Zeile. einen Haß ꝛc. lies: seinen Haß.

Bl. 266. erste Zeile. eben in dem ꝛc. lies: in eben dem ꝛc.

Bl. 270. Z. 25. bedieneten ꝛc. lies: bedienen ꝛc.

Bl. 302. Z. 12. Einwohner Dualo ꝛc. lies: Einwohner von Dualo ꝛc.

Bl. 326. Z. 15. ihre Zugemüse. lies: ihr Zugemüse.

Bl. 370. Z. 5. dreyßig Minuten der Länge ꝛc. lies: dreyßig Minuten der Breite und unterm 22sten Grad dreyßig Minuten der Länge.

Bl. 376. Z. 22. Könige Tombutum. lies: König von Tombutum.

Bl. 386. Z. 23. gelang es ihm ꝛc. lies: gelang es ihm.

Bl. 400. Z. 3. auf dem Wege. lies: auf diesem Wege.

Bl. 401. Z. 14. Avoffi. lies: Anoffi.

Bl. 415. Z. 2 und 3. Fluß Sakaliter. lies: Fluß Sakalitec.

Bl. 416. Z. 4. an der Maschikoren. Sie ist sehr ꝛc. lies: an die Maschikoren, gegen Westen an das Meer, und gegen Mittag an die Wahafalen. Sie ist sehr ꝛc.

Bl. 417. Z. 16. befindet man ꝛc. lies: findet man ꝛc.

Bl. 439. Z. 14. Maskaregee. lies: Maskaregne.

Bl. 450. Z. 6. der zweyte des grünen Vorgebürges. lies: der zweyte die Eyländer des grünen Vorgebürges.

Ebendas. Z. 13. und zehnten Grad ꝛc. lies: und unterm zehnten Grad ꝛc.

Bl. 477. Z. 4. die Barbaren. lies: diese Barbaren ꝛc.

Bl. 479. Z. 12. Umkreis von vierzig Meilen. lies: Umkreis von vierzehn Meilen.

Bl. 486. Z. 14. zu Brettern gebracht ꝛc. lies: zu Brettern gebraucht ꝛc.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsy, François-Marie <<de>>, / Richer, Adrien, / Zachariae, Justus Friedrich Wilhelm,

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und Russen ec Als eine Fortsetzung von Rollins ältern Geschichte

Bd.: 13

Berlin (1769)

H.as. 1390-13/14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10433470-5
VD18 80086802-001